

Prott, Jürgen

Working Paper

Gewerkschaftssekretär als Beruf: Berufliche Perspektiven von Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung im Kontext von Studium und sozialer Herkunft

Arbeitspapier, No. 56

Provided in Cooperation with:

The Hans Böckler Foundation

Suggested Citation: Prott, Jürgen (2002) : Gewerkschaftssekretär als Beruf: Berufliche Perspektiven von Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung im Kontext von Studium und sozialer Herkunft, Arbeitspapier, No. 56, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/116516>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Jürgen Prott

***Gewerkschaftssekretär
als Beruf***

Arbeitspapier 56

Gewerkschaftssekretär als Beruf

**Berufliche Perspektiven von Stipendiatinnen und Stipendiaten
der Hans-Böckler-Stiftung im Kontext von Studium und sozialer Herkunft**

Jürgen Prott

Jürgen Prott ist Professor für Soziologie der Arbeitswelt an der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik (HWP) mit dem Forschungsschwerpunkt Modernisierung der Gewerkschaften in berufssoziologischer Perspektive.

Impressum

Herausgeber:

Hans-Böckler-Stiftung

Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des DGB

Hans-Böckler-Straße 39

40476 Düsseldorf

Telefon: (02 11) 77 78-144

Fax: (02 11) 77 78-210

E-Mail: Uwe-Dieter-Steppuhn@boeckler.de

Redaktion: Uwe Dieter Steppuhn, Leiter der Abteilung Studienförderung

Best.-Nr.: 11056

Gestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal

Produktion: Der Setzkasten GmbH, Düsseldorf

Düsseldorf, Juni 2002

€ 14,00

Inhalt

Einleitung	5
A. Sozialstatistische Dimensionen der befragten Populationen	11
B. Aus dem Beruf in die Hochschule	15
1. Biographische Dispositionen zum Erwerb von Bildungskapital im Licht der Altstipendiatenstudie	15
2. Kontinuität und Wandel unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen	18
a) Berufliche und gewerkschaftliche Hintergründe	19
b) Initialzündungen zum Studium	26
C. Perspektivenwechsel während des Studiums?	43
1. Erwartungen an das Studium	43
2. Erfahrungen mit dem Studium	54
3. Aktualisierung und Umgruppierung sozialen Kapitals	60
a) Zum Begriff des sozialen Kapitals	61
b) Erfahrungen im Umgang mit sozialem Kapital	66
D. Aus der Hochschule in den Beruf	83
1. Generelle berufliche Horizonte	83
a) Dispositionen zu Beginn des Studiums	83
b) Kontinuität und Wandel beruflicher Orientierungen	88
2. Mobilisierung sozialen Kapitals für Berufszugänge	91
a) Dispositionen in der Frühphase des Studiums	92
b) Dispositionen in der Spätphase des Studiums	103
3. Die Gewerkschaften als Berufsfeld für Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung	107
a) Resultate von Absolventenbefragungen der HWP	108
b) Altstipendiaten in Gewerkschaftsbüros	110
c) Qualifikationserwartungen an den potentiellen Nachwuchs aus der Sicht der Gewerkschaften	113
d) Zur gegenwärtigen Attraktivität der Gewerkschaften als Berufsfeld für Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung	116
Anhang	
Literaturverzeichnis, Interview-Leitfäden und Fragebögen für zwei Erhebungswellen	133
Selbstdarstellung der Hans-Böckler-Stiftung	149

Einleitung

Was haben Studium, Beruf und Gewerkschaften lebensgeschichtlich für Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung gegenwärtig miteinander zu tun? Auf diese generelle Frage sucht der vorliegende Bericht eines empirischen Forschungsprojekts einige Antworten. Bevor ich inhaltliche Ausgangspunkte, hypothetische Vorüberlegungen und methodische Anlage des Vorhabens erläutere, will ich kurz an eigene Erinnerungen anknüpfen, die in die frühen siebziger Jahre zurückreichen. Als einer der Vertreter der Vertrauensdozenten im Auswahlausschuss für Studienförderung der „Stiftung Mitbestimmung“ hatte ich zweimal im Jahr große Mengen von Bewerbungsunterlagen zu sichten. Weil die Zahl der Anträge auf Studienförderung die verfügbaren Aufnahmekapazitäten häufig deutlich überschritt, standen wir in den Ausschusssitzungen regelmäßig vor schwierigen Auswahlentscheidungen. Letztlich gab in der großen Mehrzahl der Fälle die „Papierform“ im Kontext der einschlägigen Förderungskriterien den Ausschlag für sofortige Aufnahme, Zurückstellung oder Ablehnung des Antrags. Schulzeugnisse, Lebensläufe, Bescheinigungen über berufliche Werdegänge und gewerkschaftliches Engagement sowie nicht zuletzt gutachterliche Stellungnahmen sollten ein möglichst überzeugendes Gesamtbild einer Person vermitteln. Bewusst oder unbewusst haben wir uns in Zweifelsfällen häufig von dieser Frage leiten lassen: Symbolisiert die „Papierform“ ein in sich stimmiges biographisches Muster, das einerseits ein erfolgreiches Studium mit mutmaßlich tragfähigen beruflichen Perspektiven und andererseits die Kontinuität des bisherigen gesellschaftspolitischen oder gewerkschaftlichen Engagements erwarten lässt? Hinter diesem impliziten Prüfkriterium verbergen sich mindestens zwei Annahmen, die mir heute, im Licht turbulenter Vorgänge des sozialen Wandels, problematisch erscheinen.

Das ist einerseits die Vorstellung überwiegend zweckrational gedachter und geplanter Biographien: Wer sich auf den steinigsten zweiten Bildungsweg begibt, sollte das möglichst nicht im Zickzackkurs sondern überlegt, mit zeitsparendem Kalkül in logisch aufeinander aufbauenden Schritten tun. Die Wahl des Studienfachs wie der Hochschule gewann deshalb an Überzeugungskraft, wenn sich beides in inhaltlicher Übereinstimmung mit bisherigen Berufserfahrungen und angezielten Laufbahnen befand. Studium als zweckfreie Selbstfindung, als vermeintlich zielloses Ausprobieren von Möglichkeiten jenseits bisher erworbener Erfahrungspotentiale war aus verständlichen Gründen für ein gewerkschaftliches Studienförderungswerk nicht unbedingt eine wohlgeleitete Disposition. Damals war in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit ja auch viel von „Zweckbildung“ die Rede, die gegen ein erweitertes, Beruf *und* Gewerkschaft umgreifendes Bildungsverständnis in Stellung gebracht wurde. Von heute aus betrachtet, erscheint mir das implizite Auswahlprinzip der stringenten Lebensplanung angesichts gesellschaftlich erzwungener, aber auch individuell provozierter Umwege in schulischen wie beruflichen Etappen fragwürdig. Wenn Normalbiographien zunehmend zerfasern, werden Prognosen über ein in berufsperspektivischer Hinsicht erfolgreiches Studium auf der Basis der „Papierform“ immer schwieriger. Lebensläufe von Bewerbern um einen Studienförderungsplatz, die eher wie ein Flickenteppich wirkten, also in sich nicht plausibel gefügt schienen, nährten im Vergleich mit den überwiegend „glatten“ Biographien der Bewerbermehrheit den Verdacht des Unernsthaften, strahlten einen Hauch mangelnder Seriosität aus: Man wollte ja nicht unbedingt knappe Finanzmittel für den einen oder anderen „Luftikus“ reservieren. Möglicherweise war ein solcher Blick auf die „Papierform“ auch von jenem tradierten gewerkschaftlichen Ideal der Verbindlichkeit und Geschlossenheit getrübt, dem Überraschungsmomente des Spontanen, Umweghaften eher suspekt sind. Wir werden an verschiedenen Stellen dieses Berichts sehen, wie wenig tragfähig solche überspitzten und verengten Wahrnehmungsmuster zur Beurteilung lebensgeschichtlicher Qualifizierungen für gewerkschaftliche Studienförderung heute im Zeichen veränderter gesellschaftlicher Konstellationen sein mögen.

Zum anderen verdient die Vorstellung, besondere Förderungswürdigkeit erweise sich nicht zuletzt in kontinuierlichem gesellschaftspolischem und/oder gewerkschaftlichem Engagement, eine selbstkritische

Reflexion. Es gab und gibt ja Stipendiatinnen und Stipendiaten, die eine beachtliche Strecke aktiver Gewerkschaftsarbeit hinter sich bringen, die in der Regel durch ehrenamtliche Funktionen belegbar ist. Angesichts unübersehbarer Auszehrungstendenzen dieses Kerns lebendiger Organisationspolitik stellt sich heute schärfer als früher die Frage, was solche Aktivitätsnachweise über die Person von Studienbewerbern wirklich aussagen. Versprach denn die gewerkschaftliche „Papierform“ auch damals schon halbwegs zuverlässige Annahmen darüber, ob sein Träger sie als Ausdruck dauerhaft stabiler gesellschaftspolitischer Orientierungen empfand oder gar als Vehikel jener Variante des sozialen Aufstiegs kalkulierte, die ihn zielstrebig dem gewerkschaftlichen Herkunftsmilieu entfremden würde? Ich kenne aus eigener Anschauung und im Kontext unserer Studien über berufliche Werdegänge von Gewerkschaftssekretären (vgl. Prott/Keller 1996) eine Reihe von Personen, die sich zu Beginn ihres Studiums nicht träumen ließen, später einmal in einem Gewerkschaftsbüro zu „landen“. Dem stehen andere gegenüber, die ein gerade für diese Wunschperspektive mühsam und zielgerecht angehäuften Bildungskapital nicht umsetzen konnten und deshalb eine ganz andere Richtung ihres beruflichen Schwerpunkts einzuschlagen gezwungen waren. Es lohnt sich, in diesem Zusammenhang zur Interpretation von Berufswünschen und Biographien von Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung auf theoretische Konzepte Pierre Bourdieus hinsichtlich der Bedeutung „sozialen Kapitals“ zurückzugreifen.

Vor diesem Hintergrund will ich einige Ansatzpunkte meines Erkenntnisinteresses erläutern. Da ist zunächst das Selbstverständnis der Stiftung. Verhältnismäßig vage formulierte die Gründungssatzung der „Stiftung Mitbestimmung“ als ein wichtiges Ziel ihrer Studienförderungskonzeption die Bereitstellung von Mitteln „zum Studium der Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften“ für „begabte Arbeitnehmer und begabte Kinder von Arbeitnehmern“. Mit dem Ausbau der Stiftung zu einem umfassenden Instrument gewerkschaftlicher Wissenschafts-, Studien- und Mitbestimmungsförderung gewann die Konzeption der Studienförderung durch die „Hans-Böckler-Stiftung“ seit Anfang der siebziger Jahre schärfere Konturen. Nicht nur die Öffnung der Hochschulen für Berufstätige, sondern darüber hinaus wachsender Einfluss auf Wissenschaft, Forschung und Lehre soll mithelfen, die Attraktivität des Studiums für Gewerkschafter zu erhöhen, sie damit unter anderem auch zu befähigen, „in den Gewerkschaften selbst“ tätig zu sein (vgl. Funke u.a. 1986, S. 12; im folgenden zitiert als Altstipendiatenstudie).

Nun sind die Gewerkschaften sicher noch weit davon entfernt, für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer im Zuge der Bildungsreform geöffnete Hochschulen als quasi natürliches Rekrutierungsreservoir ihres Nachwuchses an hauptamtlichen Funktionären zu betrachten, gleichzeitig aber lehrt schon der Augenschein, dass sich der Anteil des akademisch vorgebildeten Personals im Kreis ihrer Beschäftigten aus guten Gründen in den zurückliegenden Jahrzehnten deutlich erhöht hat. Gewerkschaftssekretäre, die zwar elanvoll und engagiert, aber ohne die solide Substanz fachlichen Wissens im Bereich des Arbeits- und Sozialrechts, der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ans Werk gehen, laufen mehr und mehr Gefahr, hinter die Anforderungen komplexer Aufgabenstellungen im Arbeitsalltag auf unterschiedlichen Funktionsebenen zurückzufallen. Schon die Schilderung der turbulenten Herausforderungen, die ein typischer Arbeitstag in einem beliebigen Gewerkschaftsbüro heute mit sich bringt, macht diese Überlegung sinnfällig. Hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionäre benötigen zukünftig mehr noch als in der Vergangenheit ein aus nichtakademischen und akademischen Segmenten zusammengesetztes Qualifikationsprofil. Das ist neben dem Selbstverständnis der Stiftung der zweite Ausgangspunkt meiner Überlegungen.

Zu jenen akademischen Institutionen, denen eine besondere Nähe zum Ideal gewerkschaftlicher Studienförderung nachgesagt wird, gehört zweifellos die Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg. Ausgehend von der „Akademie für Gemeinwirtschaft“, hat sich die HWP in ihrer nunmehr fünfzigjährigen Geschichte zu einer wissenschaftlichen Hochschule mit universitärem Zuschnitt entwickelt, ohne ihre Identität als Institution des Zweiten Bildungsweges preiszugeben. Nach wie vor stellt die HWP ihre Anziehungskraft für gewerkschaftlich engagierte Studentinnen und Studenten unter Beweis: Verteilt auf insge-

samt neun Lehrgänge, förderte die Hans-Böckler-Stiftung hier etwa im Jahr 1995 insgesamt 190 Stipendiatinnen und Stipendiaten. An keiner anderen deutschen Hochschule studieren gleichzeitig so viele Menschen mit ausgewiesenem Gewerkschaftshintergrund in einem Fächerspektrum, das zu einer späteren Berufstätigkeit bei Arbeitnehmerorganisationen in so hohem Maße disponieren kann. Damit ist der dritte Bezugspunkt dieses Vorhabens skizziert.

Wie attraktiv sind die Gewerkschaften und der DGB gegenwärtig als Berufsfeld für Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung, die an der Hochschule für Wirtschaft und Politik studieren? In welcher Hinsicht unterscheidet sich dieser Horizont von dem der HBS-Studenten an anderen Hochschulen? Diese *Hauptfragestellungen* stehen im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses. Hinter ihnen verbirgt sich eine *Hypothese*, die auf Bruchstellen im Verhältnis zwischen gewerkschaftlich geförderten Studenten und den Gewerkschaften als einem möglichen Beschäftigungsfeld hindeuten:

- Einerseits habe ich als langjähriger Vertrauensdozent der Hans-Böckler-Stiftung den Eindruck gewonnen, dass die Neigung im Kreis der Stipendiatinnen und Stipendiaten der HWP, die eigene berufliche Zukunft bei den Gewerkschaften zu sehen, gegenüber früher spürbar abgenommen hat. Kollegengespräche und Mutmaßungen von Experten weisen in eine ähnliche Richtung. Eine vorläufige Erklärung läßt vermuten, dass die Gewerkschaften ihrem potentiellen Nachwuchs angesichts subjektiv erweiterter Optionen im Beschäftigungssystem nicht länger einen exklusiven sozialen Aufstiegskanal anbieten können.
- Andererseits deuten Befunde unserer 1996 abgeschlossenen Studie über den Wandel der sozialen Rolle und des Berufsbildes örtlicher Gewerkschaftssekretäre gewissermaßen spiegelbildlich darauf hin, dass der Beruf aus der Perspektive seiner potentiellen Aspiranten einiges von seinem Glanz verloren hat: Erstens hat das Versprechen lebenslanger Beschäftigungssicherheit angesichts massiver Sparzwänge bei nahezu allen Gewerkschaften an Überzeugungskraft verloren. Zweitens signalisieren die von den Personaleinsparungen herrührenden Schließungstendenzen dieses Teilarbeitsmarktes manchem Hochschulabsolventen von vornherein die Vergeblichkeit intensiver Bewerbungsbemühungen. Drittens empfinden häufig hauptamtliche Funktionäre mit akademischem Hintergrund die von der politischen Organisation auf sie ausstrahlende Forderung nahezu bedingungsloser Verbandsloyalität als unangenehme Begleiterscheinung eines sicher immer noch Zufriedenheit stiftenden Arbeitsalltags. Viertens beklagten sich von uns befragte Gewerkschaftssekretäre mit Hochschulabschluss häufig darüber, dass ihnen ihre Organisation zu wenig Möglichkeiten des beruflichen Fortkommens anbietet, was sich auf lange Sicht in Motivationsermüdungen, aber auch in Abwanderungsphantasien niederschlagen kann. Im Unterschied zu Sekretären, die über die herkömmliche „Ochsentour“ in ihren Beruf gekommen sind, tragen Hauptamtliche mit Hochschulbildung, soweit sie auf der örtlichen Ebene gewerkschaftlicher Arbeit verharren, unabgesättigte Bedürfnisse mit sich herum, die auch auf ihr avancierteres Qualifikationsprofil zurückzuführen sind: „Das Empfinden, erworbene Fähigkeiten nicht in einem letztlich zufriedenstellenden Ausmaß bei der Gewerkschaft langfristig einsetzen zu können, hält die Optionen lebendig. Weil gleichzeitig die interne Mobilität wenig anziehungskräftig ist, gewinnen derartige Veränderungsphantasien immer wieder neue Nahrung.“ (Prott/Keller 1996, S. 149).

Nun können wir davon ausgehen, dass sich die hier angedeuteten Attraktivitätsverluste des Berufsfeldes herumsprechen und dadurch gewissermaßen durch den Mechanismus von Gerüchtbildungen noch verstärken können. Viele Stipendiaten unterhalten persönliche Bekanntschaften mit Hauptamtlichen ihrer Herkunftsgewerkschaft oder ihres Studienortes. Gleichzeitig hängt die Art der Verarbeitung solcher Eindrücke sicher von den ganz unterschiedlich verteilten berufsbezogenen Motivlagen ab. Wer fest entschlossen ist, nach erfolgreichem Studium den Faden der gewerkschaftlichen Arbeit in einer hauptamtlichen Funktion wieder aufzunehmen, mag der „Gerüchteküche“ unempfindlicher begegnen als jener Zweifler, der gerade durch das Studium auf den „Geschmack“ ganz anderer beruflicher Optionen gekommen ist. Möglicherwei-

se prägen spezifische Erfahrungen, die während des Studiums innerhalb und außerhalb der Hochschule gewonnen werden, das Wahrnehmungs- und Beurteilungsraster in entscheidendem Maße. Das wirft die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Sozialisationsverläufen vor dem Studium und im Studium auf, richtet unsere Aufmerksamkeit auf „Knotenpunkte“ und „Initialerlebnisse“ von Entstehung und Modifikation von Berufswünschen in genereller und gewerkschaftsbezogener Hinsicht.

Um das aus diesen Fragestellungen resultierende Forschungsprogramm zu realisieren, habe ich in einem ersten Schritt vor dem Hintergrund der Sichtung einschlägiger Literatur im Rahmen einer *Pilotstudie* eine Serie von *Expertengesprächen mit Personalverantwortlichen* in verschiedenen Gewerkschaften geführt, um eine genauere Vorstellung von den Chancen der Studienabgänger im gewerkschaftlichen Bereich zu bekommen. In diesem Kontext spielten Fragen der Rekrutierungsmechanismen und Qualifikationsanforderungen, aber auch der Erfahrungen der Gewerkschaften insbesondere mit Absolventen aus dem Kreis der HWP-Studenten eine Rolle. Darüber hinaus habe ich mich in locker strukturierter Form mit 12 zufällig ausgewählten Stipendiatinnen und Stipendiaten an der HWP unterhalten, die sich an der Schwelle des Übergangs von der Hochschule in die Arbeitswelt befanden. Gleichzeitig hatten sich 14 zufällig ausgewählte Altstipendiaten zum Gespräch bereit erklärt, die im Zeitraum zwischen 1971 und 1992 an der HWP studiert haben und die gegenwärtig bei einer Mitgliedsgewerkschaft des DGB beschäftigt sind. Sie schilderten rückblickend den Zusammenhang zwischen ihren ursprünglichen Studienwünschen, den Erfahrungen im Studium sowie dem individuellen Nutzen ihres spezifischen Weges für die aktuelle Berufstätigkeit. Alle diese Gespräche dienten neben einer vorläufigen Problemerkundung nicht zuletzt der Entwicklung eines Gesprächsleitfadens, der in der *ersten Phase des Projekts* (Oktober 1997 bis September 1998) Grundlage von insgesamt 81 Intensivinterviews mit Stipendiatinnen und Stipendiaten an der HWP und an verschiedenen Fachhochschulen und Universitäten war. Ein großer Teil dieser Gespräche fand am Rande von Grundseminaren der Hans-Böckler-Stiftung statt, der geringere Teil ließ sich im Rahmen eines empirisch-soziologischen Praktikums an der Hochschule für Wirtschaft und Politik im Sommersemester 1998 realisieren. Dieser Ausschnitt des Untersuchungsmaterials besteht aus zum Teil recht ausführlichen Tonbandprotokollen, die quantitativ und qualitativ ausgewertet worden sind. Schließlich habe ich die Intensivinterviews durch eine standardisierte schriftliche Befragung der im Herbst 1997 an der HWP studierenden HBS-Stipendiaten ergänzt, um die Erkenntnisse der mündlichen Befragung auf einer breiteren Datenbasis abstützen zu können. Die *zweite Phase* des Projekts umschließt eine Wiederholungsbefragung von 50 der ursprünglich 81 intensiv interviewten Personen. Sie fand im Herbst 2000 statt, also zu einem Zeitpunkt, an dem sich die meisten von ihnen schon recht nah an der Schwelle des abermaligen Übergangs in den Beruf befanden. Jetzt stand die Frage im Mittelpunkt, wie sich die lebensgeschichtlichen Orientierungen durch das Studium und die im Studium mobilisierten sozialen Kontakte verfestigt oder verflüchtigt hatten. Insgesamt 32 der 50 Personen haben ihre Ansichten und Erfahrungen mit Hilfe eines schriftlichen Fragebogens mitgeteilt, die übrigen 18 Stipendiatinnen und Stipendiaten konnten abermals intensiv interviewt werden. Von jenen 31 Personen der ersten Erhebungswelle, die trotz mehrfacher Bemühungen nicht zur weiteren Mitarbeit zu gewinnen waren, hatten 14 das Hochschulsystem zwischenzeitlich verlassen, vier waren unauffindbar, und die restlichen 13 Personen studierten zwar noch, mochten sich an der zweiten Welle aber nicht beteiligen. Selbstverständlich vermag diese methodische Anlage des Projekts nicht verallgemeinerungsfähige Aussagen im streng statistischen Sinne zu generieren, wohl aber lassen sich wichtige Trends herausarbeiten, die einen Eindruck von typischen Schwierigkeiten und Brüchen in den biographischen Dispositionen der HBS-Stipendiaten vermitteln.

Der Aufbau des Textes folgt den drei problembezogenen wesentlichen lebensgeschichtlichen Etappen. Im Anschluss an die Skizzierung sozialstatistischer Dimensionen (Teil A) geht es zunächst um vorakademische Hintergründe, aus denen die Dispositionen zum Erwerb von Bildungskapital verständlich werden können (Teil B). Die Erwartungen an das Studium wie Erfahrungen im Verlauf des Studiums selbst, beschäftigen uns im nächsten Hauptabschnitt. In diesem Zusammenhang sollen theoretische Überlegungen zur Funktion des

„sozialen Kapitals“ die Interpretation unterstützen (Teil C). Von besonderem Gewicht im Sinn unserer Hauptfragestellung ist schließlich das Kapitel D, in dem ich generelle berufliche Horizonte sowie die spezifische Attraktivität der Gewerkschaften als Berufsfeld für Stipendiaten in den Mittelpunkt stelle.

Ein Wort noch zur Präsentationsform der Ergebnisse dieses Berichts im Kontext der methodischen Anlage des Projekts. Ich betrachte die schriftliche Befragung der HWP-Stipendiaten während der ersten Projektphase in erster Linie als Referenzrahmen des Vergleichs mit Befunden anderer Untersuchungen und mit Resultaten unserer mündlichen Befragung. Im Mittelpunkt stehen die zum Teil recht aufwendig generierten Ergebnisse unserer 81 Intensivinterviews in der ersten sowie der 18 in der zweiten Phase des Projekts. Sie sind mit Hilfe leitfadengesteuerter Gespräche zustande gekommen, die in Tonbandprotokolle umsetzbar waren. Wir verwendeten dafür ein halbstandardisiertes Untersuchungsinstrument, das in gewisser Weise einen methodischen Kompromiss zwischen den Alternativen des weitgehend offenen, narrativen Interviews und dem aus der Demoskopie bekannten Fragebogen darstellt. Unsere im Schnitt etwa 45 Minuten dauernden Gespräche folgten einerseits einer weitgehend festgelegten Reihenfolge von Problemkomplexen und ausformulierten Einzelfragen. Auf diese Weise ließen sich vergleichbare Antworten ermitteln, die einer kategorial gestützten quantitativen Auswertung zugänglich waren. Wo es die Eigenart der jeweiligen Frage zulässt, habe ich die Resultate tabellarisch aufbereitet. Andererseits sperren sich gesprächsweise und spontan formulierte Antworten naturgemäß einer immer schlüssigen Codierung. Nicht immer sind die kategorialen Zuordnungen deshalb zweifelsfrei trennscharf. In schwierigen Fällen weise ich im Bericht darauf hin. Der besondere Reiz der gewählten Erhebungsmethode besteht aber nicht in der quantitativen Auswertung sondern in dem Versuch, Plastizität und Überzeugungskraft, aber auch die inneren Unstimmigkeiten in den Einstellungen, Erfahrungen und Bewertungen unserer Gesprächspartner zutage zu fördern. In einer relativ ungezwungenen Atmosphäre von Intensivinterviews geäußerte Ansichten und Begründungen, davon haben uns die meisten Gespräche überzeugt, machen häufig erst die innere Zerrissenheit, aber auch die Lebendigkeit und Stimmigkeit von Deutungsmustern plausibel, die Studentinnen und Studenten beim relativ ungezwungenen Nachdenken über Studienmotive, biographische Hintergründe und Berufsperspektiven offenbaren. Um bei aller gebotenen Konzentration auf zentrale Befunde einiges davon in diesem Bericht aufschimmern zu lassen, nutze ich verhältnismäßig häufig die Chance, in illustrativer Weise auf Auszüge aus den Gesprächsprotokollen zurückzugreifen. Dabei gebietet mir der Schutz der Anonymität unserer Gesprächspartner allerdings eine besondere Sorgfalt. Ich werde hier und da einzelne Angaben aus Protokollzitate (z. B. Hinweise auf Orte, Personengruppen) wie die das Verständnis fördernden Hinweise auf den jeweiligen Urheber (z. B. Studienfach, Lebensalter) so verfremden, dass zwar der sachliche Kontext, der Kern der Aussage, in authentischer Weise erhalten bleiben, aber Rückschlüsse auf die jeweilige Person nicht zwingend möglich sind. Sofern von Resultaten der Wiederholungsbefragung (HBS 2000) die Rede ist, erlaubt die methodische Anlage der Datenerhebung in vielen Einzeldimensionen die quantitative Aufbereitung aller 50 Fälle. Sofern davon abgewichen wird, mache ich das durch den Hinweis auf den veränderten Stichprobenumfang kenntlich.

Der vorliegende Text lehnt sich über weite Strecken eng an die inzwischen vergriffene Veröffentlichung „Beruf, Studium und Gewerkschaften“ (Arbeitspapier 6 der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 1999) an, sofern es um die Darstellung und Interpretation der Resultate der ersten Erhebungswelle geht. Er ist aber insgesamt überarbeitet und – vor allem – um die Ergebnisse der Wiederholungsbefragung ergänzt. Zahlreiche Studentinnen und Studenten der Hochschule für Wirtschaft und Politik haben mich bei der Datenerhebung unterstützt. Ihnen bin ich ebenso zu Dank verpflichtet wie der Abteilung Studienförderung der Stiftung und nicht zuletzt den zahlreichen Stipendiatinnen und Stipendiaten, die geduldig und freimütig von ihren Erfahrungen und berufsperspektivischen Orientierungen berichtet haben.

A. Sozialstatistische Dimensionen der befragten Populationen

Um das Ausmaß der Verallgemeinerungsfähigkeit unserer Befunde mindestens halbwegs abzuschätzen, können wir teilweise auf Daten des Jahresberichts 1997 der HBS zurückgreifen (vgl. Seiten 70 – 72). Zum Zeitpunkt der *schriftlichen Befragung* in der ersten Welle vom Dezember 1997, förderte die HBS an der HWP insgesamt 157 Stipendiatinnen und Stipendiaten. Davon haben sich 97 an der Befragung beteiligt, was einer *Rücklaufquote* von 60 % entspricht. Hinsichtlich der *Geschlechtszugehörigkeit* und des *Familienstandes* können wir die Werte der befragten Populationen mit den Werten der Grundgesamtheiten (HWP-Stipendiaten und HBS-Stipendiaten insgesamt) vergleichen.

Tabelle 1: Geschlechtszugehörigkeit und Familienstand der Stichproben und der Grundgesamtheiten in Prozent

Dimensionen	Erste Welle (1997) Schriftlich (n = 97)	Mündlich (n = 81)	Zweite Welle (2000) (n = 50)	HBS 97 (n = 1534)	HWP-HBS 97 (n = 189)
Männer	58,8 %	61,7 %	66,0 %	52,4 %	62,4 %
Frauen	41,2 %	38,3 %	34,0 %	47,6 %	37,6 %
Ledige	78,3 %	76,5 %	68,0 %	76,0 %	73,5 %
Sonstige	21,7 %	23,5 %	32,0 %	24,0 %	26,5 %
Summen	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %

Es zeigt sich demzufolge, dass wir auf den beiden verglichenen sozialstatistischen Ebenen ein unterschiedlich hohes Annäherungsmaß an die Grundgesamtheiten erzielen konnten, wobei hervorzuheben ist, dass in allen Stichproben der Anteil der Frauen deutlich hinter ihrem Wert in der Gesamtzahl der von der HBS geförderten Studierenden zurückbleibt. Der Rückgang des Anteils der Ledigen zwischen der ersten und der zweiten Erhebungswelle signalisiert spürbare Verschiebungen des Familienstatus im Verlauf des Studiums.

Auch im Hinblick auf die *Gewerkschaftszugehörigkeit* ergeben sich keine grundlegenden Abweichungen zwischen den Stichproben und der Grundgesamtheit. Die folgende Übersicht setzt alle in 1997 an der HWP geförderten Stipendiatinnen und Stipendiaten mit den Daten der beiden Befragungsrunden in Beziehung, wobei wir im Licht des Jahresberichts 1997 davon ausgehen können, dass sich die HWP-Struktur (Spalte 1) weitgehend mit der Gesamtstruktur der HBS deckt.

Tabelle 2: Gewerkschaftszugehörigkeit der HWP-Stipendiaten im Vergleich mit den drei Stichproben (absolute Werte)

Gewerkschaft	HWP gesamt	Erste Welle (1997)		Zweite Welle
		Schriftlich	Mündlich	
Industriegewerkschaft Metall	72	32	28	22
Gewerkschaft ÖTV	25	18	15	11
Gewerkschaft HBV	20	12	7	2
Deutsche Postgewerkschaft	21	13	8	1
Industriegewerkschaft BCE	19	7	4	4
GEW	6	3	5	4
Gewerkschaft NGG	6	2	3	1
GdED	8	4	3	1
Industriegewerkschaft Medien	5	3	3	3
Industriegewerkschaft BAU	2	1	2	1
Gewerkschaft Holz und Kunststoff	2	2	2	–
Gewerkschaft Textil, Bekleidung	1	–	1	–
Gewerkschaft der Polizei	–	–	–	–
Keine	2	–	–	–
Insgesamt	189	97	81	50

Was die weiteren hier dargestellten statistischen Dimensionen betrifft, lässt uns der Jahresbericht der Hans-Böckler-Stiftung entweder im Stich oder er verwendet andere als die von uns vorgenommenen Kategorisierungen. Hinsichtlich des *Lebensalters* bestätigte sich die naheliegende Vermutung, dass sich die von uns schriftlich befragte HWP-Population von der Stichprobe der mündlichen Befragung (41 an der HWP, 27 an Universitäten, 13 an Fachhochschulen) in der ersten Welle vor allem durch eine schwächere Besetzung der unteren Altersgruppe unterscheidet, während sich das Altersspektrum in der zweiten Welle aus nahe liegenden Gründen spürbar nach oben verlagert, wie die folgende Tabelle demonstriert.

Tabelle 3: Verteilung der Befragtengruppen auf Altersklassen in Prozent

Altersklassen	Erste Welle (1997)		Zweite Welle (2000)
	Schriftlich	Mündlich	
21 – 25 Jahre	13,4 %	29,6 %	4,0 %
26 – 30 Jahre	30,9 %	28,4 %	52,0 %
31 – 35 Jahre	34,0 %	25,9 %	20,0 %
36 – 40 Jahre	16,5 %	12,3 %	16,0 %
41 Jahre und älter	5,2 %	3,8 %	8,0 %
Summe	100,0 %	100,0 %	100,0 %

In welcher *Phase ihres Studiums* befanden sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten zum Zeitpunkt unserer Befragungen? In der schriftlichen Population gaben 60 Personen (61,9 %) an, dass sie sich im ersten Studienabschnitt an der HWP befanden, die übrigen 37 (38,1 %) Personen studierten während der ersten Welle im zweiten Studienabschnitt des Sozialökonomischen Studiengangs. Die Tatsache, dass der zweite Studienabschnitt damit, gemessen an der Gesamtzahl der HWP-Studenten, spürbar überrepräsentiert ist, hat sicher nicht zuletzt mit dem Umstand stark rückläufiger Stipendiaten an der Hochschule für Wirtschaft und Politik zu tun. Die folgende Häufigkeitsverteilung listet die drei Stichproben hinsichtlich der Semesterphasen ihres jeweiligen Studiums auf. Die Tatsache, dass sich die mündlich Befragten gegenüber den

schriftlich an der HWP Befragten sehr stark in den ersten Semestern häufen, hat einen Grund, der mit der methodischen Anlage des Projekts zu tun hat. Wir haben im Rahmen der Intensivinterviews sowohl an den Universitäten und Fachhochschulen als auch an der HWP insofern eine bewusste Auswahl getroffen, als uns vor allem die Ansichten und Erfahrungen jener Menschen interessierten, die sich in einer frühen Phase des Studiums befanden, um die reizvolle Möglichkeit zu eröffnen, einen großen Teil dieses Personenkreises zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal vor unser Mikrofon zu bitten, wenn sie sich in einer fortgeschrittenen Phase ihrer akademischen Ausbildung womöglich andere Gedanken über ihre beruflichen Perspektiven gemacht haben. Auf diese Weise lassen sich ja die spezifischen Einflüsse von Erfahrungen innerhalb und außerhalb des Studiums auf modifizierte berufliche Orientierungen näher herausfiltern.

Tabelle 4: Erreichtes Studiensemester in beiden Erhebungswellen

Studiensemester	Erste Erhebungswelle (1997)		Zweite Welle (2000)
	Schriftlich	Mündlich	
1 – 3	19,6 %	53,1 %	–
4 – 6	36,1 %	34,6 %	24,0 %
7 – 9	21,6 %	6,2 %	50,0 %
10 und mehr	22,7 %	6,1 %	26,0 %
Summe	100,0 %	100,0 %	100,0 %

Auch in einer anderen Hinsicht unterscheiden sich beide Populationen der ersten Welle in gravierender Weise voneinander: Während die große Mehrzahl der schriftlich befragten HWP-Stipendiaten aus verständlichen Gründen an dieser Hochschule des Zweiten Bildungsweges mit dem *schulischen Hintergrund* der Hauptschule beziehungsweise (mehr noch) der Realschule studieren, haben wir bei den mündlich Befragten 55,5 % angetroffen, die den Zugang zu ihrer Fachhochschule oder zu ihrer Universität auf der Grundlage des allgemeinen oder des fachspezifischen Abiturs gefunden haben.

Im übrigen haben alle 97 Personen, die sich in der ersten Welle an der schriftlichen Befragung an der HWP beteiligt haben, angegeben, über einen *beruflichen Hintergrund* aus der Zeit vor der Aufnahme des Studiums zu verfügen. Wir werden später noch sehen, dass eine erstaunlich hohe Zahl aus der mündlich befragten Population, trotz oder gerade wegen des Abiturs, den Zugang zu ihrer Hochschule über den Umweg der Berufstätigkeit gefunden hat. Hinsichtlich der beruflichen Vorerfahrungen gilt im übrigen für die Mehrzahl (54 Personen) der schriftlich befragten HWP-Stipendiaten, dass sie vor Beginn ihres Studiums im Status von Angestellten oder Beamten beschäftigt waren, während 39 Personen als Arbeiter und 2 Personen als Selbstständige tätig waren. Die restlichen zwei Personen haben dazu keine Angabe gemacht. Auch in dieser Hinsicht entsprechen unsere Befunde weitgehend den Daten aus dem Jahresbericht der HBS von 1997 (vgl. Seite 72).

Ich runde das Bild des sozialstatistischen Profils unserer Stichproben der ersten Befragungsrunde durch zwei weitere Befunde ab. Auf die Frage nach dem *Schwerpunktfach* ihres Studiums an der HWP konnten wir in der schriftlichen Befragung ermitteln, dass ganz im Gegensatz zur Präferenzverteilung der HWP-Studenten insgesamt die Fächer Volkswirtschaftslehre (26,8 %) und Soziologie (23,7 %) im Vergleich zur Betriebswirtschaftslehre (7,2 %) einen relativ starken Zulauf haben. 15,5 % haben sich für Rechtswissenschaft entschieden, die restlichen 26,8 % machten unbestimmte Angaben. Schließlich verdient im Kontext der Pflege „sozialen Kapitals“ im Verlauf des Studiums die Frage Beachtung, ob *Studienort und Wohnort für die Befragten identisch* sind oder ob das nicht der Fall ist. Für die große Mehrzahl der HWP-Stipendiaten gilt in diesem Zusammenhang, dass sie in Hamburg wohnen und studieren, während wir in der mündlichen Befragung immerhin von jedem Vierten sagen können, dass der Wohnort sich zum Teil in beachtli-

cher Entfernung vom Studienort befindet, was sicher nicht folgenlos ist für das Bemühen, sich stabiler sozialer Kontakte des Herkunftsmilieus im Studium zu vergewissern.

Die Population der *Wiederholungsbefragung* umschließt jeweils 22 Studentinnen und Studenten der HWP sowie verschiedener Universitäten und Gesamthochschulen Westdeutschlands. Dem stehen sechs Personen gegenüber, die an Fachhochschulen studieren. Insgesamt 34 von 50 Befragten studierten zum Zeitpunkt der zweiten Befragungswelle in Hamburg, die restlichen 16 in anderen Bundesländern. Diese Auswahl begründet ein starkes Übergewicht solcher *Studienfächer*, die im weitesten Sinne eine gewisse Nähe zum beruflichen Anforderungsprofil hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionäre haben. Lediglich sieben von fünfzig Personen haben sich für Fächer entschieden (z. B. Produktdesign oder Anlagentechnik), die diesem Berufsbild recht fern stehen, während sich die große Mehrheit von 43 Personen im sozial- und geisteswissenschaftlichen Spektrum (Recht, VWL, BWL, Politik, Geschichte, Pädagogik) mit mehr oder weniger stark ausgeprägter Affinität zu jenem Beruf bewegen, dessen Attraktivität im Kreis der Stipendiatinnen und Stipendiaten uns in der weiteren Darstellung hauptsächlich interessiert.

Alles in allem wollen wir festhalten, dass die von uns gezogenen Stichproben sich in wichtigen sozialstatistischen Dimensionen nicht wesentlich von den verfügbaren Daten der Grundgesamtheiten unterscheiden, was uns zu der *Vermutung* berechtigt, Erfahrungen und Einstellungen zutage gefördert zu haben, die mindestens im Sinn eines *allgemeinen Trends* für viele Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung *gültig* sind.

B. Aus dem Beruf in die Hochschule

Als Absolventen des zweiten Bildungsweges gelten diejenigen, die den Zugang zum Hochschulstudium nicht in der üblichen Weise des gymnasial erreichten Abiturs sondern durch den nachholenden Erwerb der Hochschulreife finden. In der Regel bringt dieser Personenkreis vorgängige berufliche Erfahrungen in das Studium ein. Wir treffen ihn im Kreis der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung sowie gleichermaßen unter den Studentinnen und Studenten der Hochschule für Wirtschaft und Politik als Mehrheitsgruppe an. Ich will in diesem Kapitel zunächst biographischen Hintergründen im Licht der Altstipendiaten-Studie nachgehen, aus denen heraus Motivbündel zu einem wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Studium plausibel werden. Vor diesem Hintergrund sollen dann die Veränderungen abgeschätzt werden, die sich aus unseren eigenen Befragungsergebnissen ableiten lassen.

1. Biographische Dispositionen zum Erwerb von Bildungskapital im Licht der Altstipendiatenstudie

Wenn wir die subjektive Logik von Qualifizierungsprozessen entschlüsseln wollen, müssen wir zunächst eine Vorstellung von der gesellschaftlichen Bedeutung des Bildungssystems gewinnen. Vor Jahren hat der amerikanische Soziologe Daniel Bell in einer freilich recht überspitzten Form auf den wachsenden Stellenwert von Bildungsprozessen für die am Horizont aufziehende „postindustrielle Gesellschaft“ hingewiesen. Während die historisch mehr und mehr versinkende Industriegesellschaft um die „Achse“ der materiellen Güterproduktion organisiert war, kennzeichnet die nachindustrielle Gesellschaft, deren Umrisse er in den USA am weitesten fortgeschritten erachtete, die wachsende Bedeutung von Dienstleistungen mit der Folge, dass jetzt die „Achse“ des Wissens für die Ungleichverteilungen in der Sozialstruktur mehr und mehr verantwortlich wird (vgl. Bell 1979, S. 8). Weniger die Teilhabe am materiellen Reichtum, aber der Kampf um Bildungsgüter entscheidet über den individuellen Lebenserfolg. Weit entfernt von einer solchen Idealisierung der Tendenzen einer „Wissengesellschaft“ (Bell), hat auch Pierre Bourdieu versucht, die Bedeutung von Bildung für Differenzierungsprozesse im „sozialen Raum“ der Gesellschaft stärker zu akzentuieren als das in überkommenen Sozialstrukturanalysen der Fall ist, die sich allein auf ökonomische Relationen stützen (vgl. Bourdieu 1984). Auch in modernen Gesellschaften, argumentiert Bourdieu in Anlehnung an Marx, entscheidet in erster Linie die subjektive Verfügungsgewalt über „ökonomisches Kapital“ (individuell disponierbare Vermögensbestände) darüber, welche Startchancen das Individuum im Konkurrenzkampf um geachtete gesellschaftliche Positionen hat. Von großer Bedeutung ist aber auch das „kulturelle Kapital“ und hier insbesondere das darin eingeschlossene „Bildungskapital“ in Gestalt jener Zertifikate, die ihren Inhaber mit einem gesellschaftlichen Ansehen und Vertrauensvorschuss ausstatten, der in vielen Fällen unverzichtbar ist für erfolgreichen sozialen Aufstieg. Erwerb und Einsatz von kulturellem Kapital kann den Mangel an ökonomischem Kapital kompensieren, wenn seine Besitzer es verstehen, einen spezifischen „Anlagesinn“ etwa für Bildungstitel auszuprägen. Dabei spielen Familien eine wichtige Rolle, weil in ihnen kulturelle Dispositionen, etwa in Gestalt einer hohen oder niedrigen Bildungsbereitschaft, an nachfolgende Generationen weitergegeben werden. Wer demzufolge frühzeitigen Bildungseifer an den Tag legt, öffnet sich langfristig angelegte Lebensperspektiven, macht aber auch die Erfahrung, wie entbehrensreich die Strecke auf dem Weg zum Erfolg durch sozialen Aufstieg ohne ökonomisches Kapital im nennenswerten Umfang sein kann. Die Absolventen des zweiten Bildungsweges befinden sich hier in einer schwierigen Lage. Sie entstammen häufiger als ihre Konkurrenten des ersten Bildungsweges einem sozialen Milieu, das durch eine notorische Unterversorgung sowohl mit ökonomischem als auch mit kulturellem Kapital gekennzeichnet ist. Wenn sie es im Vergleich zu ihren Eltern einmal im Sinn herrschender Erfolgsvorstellungen „zu etwas bringen wollen“, begeben sie sich auf eine Durststrecke in ein kulturell fremdes Gelände. Wer sich als Arbeiterkind darin behaupten will, macht womöglich die schmerzliche Erfahrung, dass ihm die eigene Familie

eher hinderlich als förderlich ist. Sie stiftet nicht jenen Rückhalt in Gestalt „sozialen Kapitals“, der die Karriere des „Bildungsbürgers“ immer schon beflügelte. Wir haben es also bei vielen Stipendiatinnen und Stipendiaten mit sozialen und kulturellen Grenzgängern zu tun, sofern sie nicht fest entschlossen sind, ihr Studium allein oder doch in erster Linie ganz rational und politisch als Qualifizierung für eine Berufstätigkeit im Dienst der Herkunftsschicht zu verstehen – etwa als künftiger Gewerkschaftssekretär.

Was wissen wir über die kulturellen Dispositionen von gewerkschaftlich geförderten Studenten? Im Mittelpunkt der Altstipendiatenuntersuchung von Funke, Hartung, Kraus und Nuthmann stand die Frage nach dem Berufserfolg der Stipendiaten. Die Totalerhebung aller Stipendiaten, die in der Zeit zwischen 1954 und 1980 gefördert wurden, erbrachte eine Gesamtzahl von 2217 auswertbaren schriftlichen Fragebögen, was einer Rücklaufquote von 68 % bei 3275 verschickten Fragebögen entspricht (vgl. Altstipendiatenstudie, S. 19). Mehr als die Hälfte der Befragten studierte in der Dekade zwischen 1965 und 1975, also im Verlauf jener bildungs- und gesellschaftspolitischen Umbruchphase, die durch vergleichsweise günstige Rahmenbedingungen gekennzeichnet war, nicht zuletzt durch einen „leergefegten Akademiker-Arbeitsmarkt“ (Ebenda, S. 21.). Vor allem diese zeitliche Lokalisierung der Untersuchung setzt der aktuellen Gültigkeit mancher ihrer Einzelbefunde gewiss Grenzen. Bereits wichtige sozialstatistische Daten der Population rufen uns das besondere biographische Profil gewerkschaftlich geförderter Studenten ins Bewusstsein: Die Absolventen des zweiten Bildungsweges aus dem Kreis der Stipendiaten waren in der Regel zu Beginn des Studiums etwa 24 Jahre alt, hatten zumeist einschließlich der Ausbildungsphase vor dem Studium länger als fünf Jahre Berufstätigkeit auf dem Buckel, wobei die gewerblich-technischen Berufe (55 %) gegenüber Dienstleistungsberufen (39 %) zum Untersuchungszeitpunkt noch ein deutliches Übergewicht hatten (vgl. ebenda, S. 36). Nahezu alle HWP-Absolventen konnten auf frühere Berufstätigkeit zurückblicken, wobei sich in dieser Teilgruppe interessanterweise das Verhältnis zwischen den Dienstleistungsberufen (60 %) und den „Fertigungsberufen“ (30 %) gegenüber der Gesamtstichprobe umkehrt (vgl. ebenda, S. 72).

Bei der Interpretation der von ihnen generierten Befunde zum biographischen Hintergrund der Absolventen des zweiten Bildungsweges stießen die Autoren der Altstipendiatenstudie zunächst auf ein weitgehend schichttypisches sozio-kulturelles Milieu des Elternhauses. Die späteren Stipendiaten waren also im Durchschnitt nur mit recht bescheidenem kulturellen und sozialen Kapital ausgestattet, was die Autoren zu der These provozierte, dass die Entscheidung zum Studium als „kapitalmobilisierende“ Funktion vor allem auf Anregungen durch die Berufsausbildung und das parallel dazu entwickelte gesellschaftspolitische und gewerkschaftliche Engagement zurückzuführen ist. Zunächst geht alles „seinen normalen Gang“: „Einfache soziale Verhältnisse und materielle Enge prägen Kindheit und Jugend der Stipendiaten; im sozio-kulturellen Milieu des Elternhauses zeigen sich keinerlei Auffälligkeiten, jedenfalls nicht, soweit sie statistisch erfassbar sind; die Bildungsbestrebungen der Stipendiaten zielen nicht über einen mittleren Schulabschluss hinaus; an die Volksschule oder Realschule schließt sich die Lehre an; es folgt die Berufstätigkeit im erlernten Beruf und, manchmal schon während der Lehre, der Eintritt in die Gewerkschaft.“ (Ebenda, S. 221f.).

Nun sind solche „typischen“ voruniversitären Bildungsverläufe ja zunächst nichts anderes als methodische Konstruktionen im Kontext „statistisch erfassbarer“ und aggregierter Daten. Sie offenbaren eine gewisse Gleichförmigkeit, die auf den relativ geschlossenen sozialen Raum des Milieus von Arbeitern und kleinen Angestellten verweisen. Wie aber kommt es zum Bruch mit den vorgezeichneten Bahnen eines lebenslangen Verharrens in diesem begrenzten Horizont? Warum verlassen die späteren Stipendiaten die eingefahrenen Gleise? Die Autoren der Altstipendiatenstudie führen das auf eine „Abfolge von Lernsituationen“ zurück, in denen sich der Weg der Arbeiter- und Angestelltenkinder gabelte. So plausibel dieser Deutungsversuch auch ist, schimmert in ihm doch zugleich die begrenzte Erklärungskraft der zugrundeliegenden quantitativen Methode der Untersuchung auf. Weil die Studie aus naheliegenden Gründen nicht auf das inhaltsanalytisch interpretierbare Material biographischer Intensivinterviews zurückgreifen konnte, die den Verknotungen von Situationen mit folgenreichen Bildungsentscheidungen vertieft auf die Spur kom-

men kann, rekonstruieren ihre Verfasser die „Abfolge von Lernsituationen“ verständlicherweise aus der Gesamtschau des statistischen Materials. Es sind vor allem diese biografischen Einschnitte, die das Motivbündel zum Verlassen der vorgegebenen sozialen Laufbahn erklären helfen:

- (1) Der relativ hohe Anteil mittlerer Schulabschlüsse gegenüber dem bloßen Volksschulabschluss deutet auf eine frühzeitig ausgeprägte besondere Lernfähigkeit und Lernwilligkeit hin. Hier ist meiner Meinung nach zu vermuten, dass bei aller „materiellen Enge“ in den durchschnittlichen Herkunftsfamilien doch eine vergleichsweise günstige Bildungsoffenheit im Elternhaus vorhanden war, die sich womöglich nicht zuletzt aus deren Nähe zu aktiver Gewerkschaftsarbeit erklärt.
- (2) Besonders wichtig erscheint den Verfassern aus gutem Grund der Umstand, dass viele Stipendiaten für als besonders qualifiziert geltende Berufe ausgebildet worden sind, die entscheidend zur Erweiterung der „intellektuellen und motivationalen Kompetenzen“ beigetragen haben. Im Kreis der Altstipendiaten haben die Verfasser der Studie unverhältnismäßig viele Werkzeugmacher, Elektriker, Buchdrucker, Schriftsetzer und Vertreter vergleichbarer Berufe angetroffen, denen bis heute der Ruf eines gehobenen Facharbeiterniveaus vorausseilt. Aber auch in diesem Zusammenhang liegt eine vertiefte Interpretation nahe, die auf den gewerkschaftlichen Kontext verweist. Angehörige der erwähnten und vergleichbarer Berufe haben ja die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung häufig als exponierte Funktionäre und Aktivisten geprägt. Diese Berufe verkörperten lange Zeit als Kristallisationspunkte eines betriebsübergreifenden, sozialdemokratisch eingefärbten Milieus für den Nachwuchs nicht nur eine gewisse fachliche Exklusivität innerhalb des sozialen Feldes (Werkzeugmacher blickten häufig auf Maschinenschlosser, Schriftsetzer auf Buchbinder herab und so weiter), ihre Berufsvertreter strahlten auf den Nachwuchs zugleich auch gewerkschaftliche und politische Anziehungskraft aus. So betrachtet, setzt sich die im Realschulabschluss noch zaghafte erworbene Bildungsorientierung der Angehörigen früherer Generationen in der Berufswahl als Profilierung eines gewissen Aufstiegsehrgeizes fort, was die These der Autoren vom lebensgeschichtlichen „Bruch“ durch die Entscheidung zum Studium ein Stückweit relativiert.
- (3) Die Bildungsverläufe der Stipendiaten bis ins Studium hinein sind typischerweise eine Abfolge kurzzeitiger, abgeschlossener Lernphasen. Vom Ende der „Karrieren außer der Reihe“ her betrachtet, verlaufen die Aufstiegsprozesse erstaunlich geradlinig und zumeist ohne Umwege. Erfolgreich absolvierte Teilschritte (Schule, Berufsausbildung, im Schnitt zweijähriger Erwerb beruflicher Erfahrungen, Studium etwa an der HWP, Studium an der Universität) beflügeln den Ehrgeiz, steigern die Ambitionen nicht nur der „Erweiterung der Fähigkeiten und Kenntnisse, sondern auch der Erweiterung des geistigen Horizonts und damit der kulturellen Ambitionen.“ (Ebenda, S. 222) Zwei vertiefende Anmerkungen drängen sich an dieser Stelle auf. Einerseits scheint die Geradlinigkeit zahlreicher „Karrieren außer der Reihe“ abermals auf einen frühzeitig stabil verinnerlichten, wenn auch nicht immer subjektiv eingestandenen Aufstiegsehrgeiz hinzudeuten, der Momente kleinbürgerlichen Bildungseifers und damit die bewusste oder unbewusste Verabschiedung tradierter Normen des proletarischen Milieus mit seinem Beharrungsstolz enthält. Zum anderen gehe ich davon aus, dass wir es gerade in dieser Hinsicht unter dramatisch veränderten Konstellationen im Bildungs- wie im Beschäftigungssystem (Öffnung der Hochschulen bei gleichzeitigen Schließungstendenzen des Arbeitsmarktes) heute wahrscheinlich viel häufiger mit „gebrochenen“, durch Umwege und Unsicherheiten gekennzeichneten Lebenswegen zu tun haben, die die Bezeichnung von „Karrieren“ subjektiv wie objektiv immer weniger verdienen.
- (4) Von einschneidender Bedeutung für die Entscheidung des hier diskutierten Personenkreises, den Sprung über die Grenzen des eigenen sozialen Raumes durch ein Studium zu wagen, ist nun im Licht der Daten der Altstipendiatenstudie das gesellschaftspolitische und – mehr noch – das gewerkschaftliche Engagement im Rahmen der Berufstätigkeit. Als Jugendvertreter, Vertrauensleute oder Betriebsräte haben sie den beruflichen Erfahrungshorizont überschreitende Kompetenzen erworben, die häu-

fig jenes Selbstbewusstsein stiften, das nach „Höherem“ strebt, weil es nicht zuletzt die Enge und Perspektivlosigkeit des beruflichen Qualifikationshorizonts im Sinn eines „Diskrepanzerlebnisses“ bewusst macht. Die biographischen Passagen unserer Untersuchung über den Wandel des Berufsbildes örtlicher Gewerkschaftssekretäre bestätigen dieses Motiv. Weil sie ihre Karten als ehrenamtliche Betriebsfunktionäre ebenso „ausgereizt“ hatten, wie sie Abschied von berufsbezogenem Avancement nahmen, strebten viele heutige Gewerkschaftssekretäre in die Hauptamtlichkeit – ob mit oder ohne akademische „Zwischenphase“. Manches spricht nun unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen für diese Vermutung: Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung, die sich vor Beginn des Studiums durch ein besonders intensives gewerkschaftliches Engagement ausgezeichnet haben, streben an der Schwelle zum Studium eine Karriere als hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionäre an. Das mag zum einen ihre politische Neigung ausdrücken, denjenigen, die ihnen das Studium ermöglicht haben, künftig dienstbar zu sein. Zum anderen ist eine derartige Vergewisserung des eigenen Studienmotivs identitätsbewahrend, weil vom Verdacht befreit, durch Bildungsaufstieg die Seite zu wechseln. Angesichts von Erfahrungen im Studium öffnet sich für viele aus dieser Gruppe jedoch der Blick auf erweiterte Möglichkeiten, was sich in zunehmender Irritation des ursprünglichen Berufsziels niederschlagen kann. Die Perspektive zu Beginn des Studiums verblasst zudem durch pragmatische Überlegungen, die sich aus Schließungstendenzen des innergewerkschaftlichen Arbeitsmarktes ergeben.

Welche Studienziele und daran geknüpfte Erwartungen gegenüber dem Nutzen eines Hochschulstudiums verfolgen Stipendiatinnen und Stipendiaten zu Beginn ihres Wechsels an die Universität? Ausgehend von der Erkenntnis, dass die Absicht, den eigenen Lebensweg durch ein Studium fortzusetzen, bei drei Vierteln der Absolventen des zweiten Bildungsweges im Verlauf von Berufsausbildung bzw. Berufstätigkeit entstanden ist (vgl. ebenda, S. 80), differenzieren die Verfasser der Altstipendiatenstudie das Motivbündel in fünffacher Weise. Die Befragten wollen erstens die eigene Persönlichkeit weiterentwickeln, verknüpfen zweitens das Studium mit antizipierter künftiger Berufstätigkeit, sind drittens ganz allgemein am Erwerb von Bildung interessiert, streben viertens einen avancierteren beruflich-sozialen Status an und wollen fünftens mit dem Studium politisch-gesellschaftliche Zielvorstellungen verwirklichen (vgl. ebenda, S. 84f.). Vor allem die HWP-Absolventen, und hier wiederum in besonders starkem Maße diejenigen, die erst in den siebziger Jahren den Weg zu dieser Institution gefunden haben, heben unverhältnismäßig häufig hervor, nicht so sehr die allgemeine Erweiterung des Wissenshorizonts sondern politisch-gesellschaftliche Ziele hätten Pate gestanden, als die Entscheidung für ein Studium fiel.

2. Kontinuität und Wandel unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen

Fast 20 Jahre sind seit dem Erscheinen der Altstipendiaten-Studie ins Land gegangen. Bedenkt man zudem, dass ihre Befunde einen noch weiter zurückliegenden Erfahrungszeitraum bei der großen Mehrzahl der damals Befragten umgreifen, stellt sich natürlich die Frage nach dem veränderten gesellschaftlichen Kontext, der unseren eigenen Forschungsergebnissen ihre Plausibilität verleiht. Ich widerstehe der Versuchung, Richtung und Ausmaß des sozialen Wandels im zurückliegenden Vierteljahrhundert deutscher Nachkriegsgeschichte genauer abschätzen zu wollen, soweit er in die Dispositionen und Erfahrungen von Studentinnen und Studenten verwoben ist. Es mag an dieser Stelle genügen, auf drei miteinander verschränkte Entwicklungsstränge zumindest hinzuweisen. Zum einen ist das Beschäftigungssystem durch weltweite Tendenzen des technischen wie ökonomischen Umstrukturierungsprozesses gekennzeichnet, die Elemente existenzieller Verunsicherung in Gestalt von auf hohem Niveau stagnierender Massenarbeitslosigkeit, aber auch von tiefgreifenden Veränderungen im Charakter der Beschäftigungsverhältnisse und beruflichen Profile mit sich bringen. Die deutsche Vereinigung dramatisiert diese Vorgänge eher als dass sie sie entla-

stet. Zum zweiten ist unser Bildungssystem durch einen widersprüchlichen Prozess permanenter Ausdifferenzierung bei gleichzeitiger substantieller Aushöhlung seiner Leistungsfähigkeit gekennzeichnet. Wenn gelegentlich von einer Entkoppelungstendenz zwischen Beschäftigungs- und Bildungssystem die Rede ist, heißt das ja auch, dass Schulen und Hochschulen Hoffnungen auf Aufstieg durch Bildung nähren, die mindestens im herkömmlichen Verständnis vom Arbeitsmarkt für viele dementiert werden. Pierre Bourdieu hat in diesem Zusammenhang seine bildungseifrigen jungen Landsleute eine „geprellte Generation“ genannt. Nun verbergen sich in tiefgreifenden Umstrukturierungsvorgängen der hier angedeuteten Art nicht nur Risiken sondern auch Chancen. Modernisierungen brechen erstarrte Strukturen auf, eröffnen Optionen als Suche nach subjektiven Chancen jenseits eingefahrener Muster, provozieren Nachdenklichkeit über das bisher Selbstverständliche in den Verklammerungen der eigenen Lebensgeschichte mit den sozialen Gegebenheiten. Hier gewinnt drittens jener gesellschaftliche Wertewandel seine Bedeutung, der in der Langzeitwirkung der antiautoritären Revolte die Sinnhaftigkeit überlieferter Leistungs- und Erfolgsorientierungen in Frage stellt, so weit sie auf die Verfolgung eng geschnittener Normalbiographien hinauslaufen. Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung sind wegen ihrer lebensgeschichtlichen Besonderheiten von solchen Veränderungsprozessen besonders betroffen, weil sie über weite Strecken ihres Lebens als junge Erwachsene quasi Grenzgänger zwischen dem Bildungs- und Beschäftigungssystem sind, selbst wenn sie nicht so stark wie viele ihrer Mitstudenten gleichzeitig in beiden sozialen Segmenten verankert sein mögen. Was wissen wir über den beruflichen wie gewerkschaftlichen Erfahrungshintergrund der Stipendiaten unter den hier skizzierten Rahmenbedingungen?

a) Berufliche und gewerkschaftliche Hintergründe

Die Altstipendiatenstudie trägt den beziehungsreichen Titel „Karrieren außer der Reihe“. Es lohnt sich, zum besseren Verständnis unserer Befragungsergebnisse einen Moment über den Bedeutungsgehalt von „Karrieren“ nachzudenken. Aus etymologischen Wörterbüchern lernen wir, dass Karrieren berufliche Laufbahnen bezeichnen. Der Ausdruck ist wortgeschichtlich von „Rennbahn“ und „Fahrstraße“ entlehnt, über die man einst „Karren“ zog. Aus den Straßen für Kutschen wurden Karrieren Richard Sennett zufolge später als „lebenslange Kanalisierungen“ für die ökonomischen Anstrengungen des einzelnen mit einer gegenwärtig verhängnisvollen Konsequenz: „Der flexible Kapitalismus hat die gerade Straße der Karriere verlegt, er verschiebt Angestellte immer wieder von einem Arbeitsbereich in einen anderen.“ (Sennett 1998, S. 10). An die Stelle einer „geraden Linie einer Laufbahn im alten Sinne“ treten nach Ansicht des amerikanischen Soziologen mehr und mehr kurzfristige Arbeitsverhältnisse, die mehr Freiheit versprechen, aber gleichzeitig schwer zu bewältigende Risiken aufhäufen, die am Ende den auf stabilen Bindungen beruhenden sozialen Zusammenhalt gefährden. Wie sollen wir, fragt der Autor, in einer auf das Kurzfristige angelegten Ökonomie überhaupt noch langfristige Ziele verfolgen können, die der individuellen Lebensplanung Halt und Sinn vermitteln? Gewohnheit und Routine als Ausdruck von Karrieren, vermutet Sennett, haben nicht nur etwas Starres und Bedrückendes, etwa in Gestalt gleichförmigen Arbeitshandelns; gleichzeitig stiften sie jene Kohäsion hervorbringende Gemeinschaftsfähigkeit, ohne die stabile soziale Konstellationen nicht auskommen.

Mit der Vorstellung der beruflichen Laufbahn verbinden wir häufig aber nicht nur die kanalisierte, von sprunghaften Seitenpfaden befreite horizontale Bewegung, gleichsam in der Ebene des sozialen Feldes. Wenn von Karriere die Rede ist, kommen vielmehr Aufstiegsphantasien ins Spiel. Wer sich nur strebend bemüht, flexibel und bildungshungrig ist, dem verspricht die liberale Gesellschaft spürbare Gratifikationen in Gestalt von Ansehen, Titeln, Einkommen, Macht und Einfluss. Wenn Soziologen die soziale Mobilität von Individuen und Schichten untersuchen, haben sie häufig solche Aufstiegsprozesse im Blick, die der liberalen Prophetie als empirischer Beleg dienstbar sein mögen. Vorgänge individuellen und kollektiven Abstiegs kommen vorzugsweise zur Sprache, wenn vom versinkenden Adel oder von der sozialen Tragik der Offizierskaste des wilhelminischen Deutschland die Rede ist.

Bourdieu hat unser Verständnis solcher Prozesse durch sein Gesellschaftsbild eines dreidimensionalen Raums geschärft. In ihm bewegen sich Personen und Personengruppen nicht einfach nur von oben nach unten oder in umgekehrter Richtung, sie verharren auch nicht nur in der horizontalen Ebene einer gleichförmigen Laufbahn. Vielmehr durchkreuzen sie womöglich die Tiefe des Raumes in einer Art Zickzackkurs, je nach dem, wie sich ihre akkumulierbaren Ressourcen an ökonomischem und Bildungskapital in einzelnen Etappen ihrer Lebensgeschichte kombinieren lassen. Es drängt sich zum besseren Verständnis solcher Bewegungen das Bild einer Achterbahn auf, bei der es nicht immer nur rauf und runter geht, sondern zwischen Phasen des steilen Anstiegs oder Abstiegs Kurven gefahren werden, von denen der angstvoll erfreute Fahrgast nicht sofort weiß, was sich hinter der Wegbiegung verbergen mag. Achterbahnen sind ebenso unübersichtlich, wie Veränderungen in den Organisationsstrukturen nicht nur des Arbeitsmarktes sondern auch der großen Unternehmen und Verwaltungen. Sie vertragen sich scheinbar immer weniger mit den an Karrieren gebundenen Aufstiegsphantasien. Wenn etwa im Zuge von internen Modernisierungen Hierarchien durch Netzwerke ersetzt werden, gehen womöglich klar konturierte Aufstiegskanäle verloren, mag als Aufstieg fehlgedeutet werden, was in den Worten Sennetts lediglich eine „Seitwärtsbewegung“ des beruflichen Entwicklungsprozesses ist. Man denke an die vielen neuen, mit Imponiergehabe aufgeladenen Berufsbezeichnungen in der Medien- und Werbebranche, die ein Vorwärtskommen signalisieren, wo es sich doch nur um „Seitwärtsbewegungen“ im unwegsamen Gelände einer Achterbahn handelt. An diese Jahrmarkt-Metapher mag sich erinnert fühlen, wer sich heute im Vergleich zu früher mit Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung über lebensgeschichtliche Wegstrecken bis zur Schwelle des Studiums unterhält.

Die Frage lautete: „Kannst Du mal Deinen Werdegang von der Schule bis zum Beginn des jetzigen Studiums schildern?“ Unsere Protokolle enthalten auf dieser Ebene zum Teil recht ausführliche Erzählungen, deren Struktur ich im Sinn der angedeuteten Überlegungen zur Mehrdeutigkeit von „Karrieren“ in der Entgegensetzung von Geradlinigkeit und Umwegen plausibel machen will.

Von den 81 in der ersten Welle befragten Personen verkörpern 31 (38 %) das, was man einen *geradlinigen ersten Bildungsweg* im Sinn eines herkömmlichen Laufbahnverständnisses nennen kann. Da sind zunächst jene vier Stipendiaten, die den Weg zur Universität unmittelbar im Anschluss an das gymnasial erworbene Abitur gefunden haben. „Da ist nicht viel zu erzählen“, sagte uns beispielsweise ein 24-jähriger Student der Sozialwissenschaften aus dem süddeutschen Raum. Direkt im Anschluss an das Gymnasium habe er den gewünschten Studienplatz erhalten. Seit kurzer Zeit gehört er zum Kreis der HBS-Stipendiaten. Auch die Protokolle der anderen drei Personen dieser Gruppe fallen in dieser Dimension verständlicherweise recht kurzatmig aus. Da ist von einem „unproblematischen Übergang“ nach erfolgreicher Schule die Rede oder davon, dass man im Grunde ohne irgendeine nennenswerte Zwischenphase die „Schulbank mit dem Seminarraum“ vertauscht hat. Die Tatsache, dass wir in unserer Stichprobe lediglich vier Personen des geradlinigen ersten Bildungsweges angetroffen haben, ist angesichts des Zuschnitts der Hans-Böckler-Stiftung sicher nicht weiter verwunderlich.

Die große Mehrzahl von 27 Personen (darunter 14 von der HWP) in diesem Segment repräsentiert den *geradlinigen zweiten Bildungsweg*. Was in der Altstipendiatenstudie noch als typisches Lebenslaufmuster der Stipendiaten erschien, schrumpft in unserer Stichprobe auf den dritten Teil der Population zusammen. Aus der Quersumme der Schilderungen ergibt sich dieses Laufbahnmodell: Zunächst haben diese Personen die Hauptschule oder – deutlich häufiger – die Realschule absolviert. Manche von ihnen haben das Gymnasium mit dem Erwerb der mittleren Reife verlassen. Daran schließt sich eine Berufsausbildung an, die in eine zumeist recht kurzzeitige Phase der Sammlung von Erfahrungen im erlernten Beruf einmündet. Männer unterbrechen in zahlreichen Fällen diese Berufstätigkeit durch den zivilen Ersatzdienst oder – in Ausnahmefällen – durch den Wehrdienst. Typisch ist nun die Tatsache, dass die Berufstätigkeit sich häufig im Ausbildungsbetrieb erschöpft, selten Erfahrungen in verschiedenen anderen Betrieben gesammelt oder gar weitere Ausbildungsgänge angeschlossen wurden. Die Geradlinigkeit kommt gerade darin zum Ausdruck,

dass sich die einzelnen Etappen der Biographien in der retrospektiven Betrachtung als auf das Studienziel hin ausgerichtet darstellen. Wenn in sie ergänzende Qualifizierungsschritte eingelagert sind (z. B. Besuch der Handelsschule oder der Akademie der Arbeit), handelt es sich in aller Regel um kurze, überschaubare Zeiträume. Darin äußert sich ein Maß an Zielstrebigkeit, das sich auch im relativ engen Zusammenhang zwischen dem fachlichen Zuschnitt des erlernten und ausgeübten Berufs und dem Schwerpunkt des Studiums nachweisen lässt. Wie die folgenden Beispiele zeigen, sind die vorakademischen Etappen dieser Gruppe durch den Verzicht auf Seitenpfade gekennzeichnet:

- Abschluss Realschule, Ausbildung als Fernmeldehandwerker (freigestellter Jugendvertreter), Besuch der Akademie der Arbeit (AdA), Abitur auf der Abendschule, Studium der Sozialwissenschaften (33-jähriger Student).
- Nach mittlerer Reife Besuch der Höheren Handelsschule, Ausbildung als Steuerfachgehilfin, kurzzeitige Berufstätigkeit, Erwerb des Fachabiturs, Studium der Soziologie (28-jährige Studentin).
- Nach mittlerer Reife Ausbildung als Industriekauffrau, zwei Jahre Berufstätigkeit im Ausbildungsbetrieb, Erwerb des Fachabiturs für das Studium der Sozialpädagogik (26-jährige Studentin).
- Erzieherinnenausbildung nach der Mittelschule, mehrjährige Arbeit in einem Jugendzentrum, Erwerb des Fachabiturs für das Studium der Sozialpädagogik (32-jährige Studentin).
- Nach dem Besuch der Realschule Ausbildung als technische Zeichnerin („In diesem Beruf kam ich nicht weiter!“), während der Ausbildung bereits Erwerb des Fachabiturs, Studium im Bereich Produktdesign (22-jährige Studentin).
- Im Anschluss an die Mittelschule Ausbildung als Rohrschlosser, nach der Ausbildung Zivildienst, Besuch der AdA, Studium an der HWP (25-jähriger Student).
- Nach dem Besuch der Hauptschule Ausbildung als Elektroniker, Zivildienst, Berufstätigkeit im Ausbildungsbetrieb („Das sagte mir nicht zu“), Studium an der HWP (25-jähriger Student).
- Nach der Hauptschule Ausbildung als Zustellerin bei der Bundespost, kurzzeitige Berufstätigkeit, HWP-Studium (26-jährige Studentin).

Geradlinigkeit und Zielstrebigkeit der hier nur angedeuteten Wegstrecken äußern sich gelegentlich in dieser Gruppe in der überlegten Wahl zusätzlicher Bildungs- und Erfahrungsmöglichkeiten, die gleichermaßen vom Wunsch beseelt sind, das sich entwickelnde fachliche Profil zu schärfen und auch jenes soziale Kapital nicht zu vernachlässigen, das künftige berufliche Hoffnungen realitätstauglicher machen soll. Ich schildere hier abschließend das eindrucksvolle Beispiel eines Stipendiaten, der sich zwar schon seit langer Zeit im Studium und in der Studienförderung befindet, in diesem Zeitraum auch von der einen oder anderen Irritation seines beabsichtigten Weges befallen war, dabei aber nie „seine“ Richtung aus den Augen verloren hat:

„Nach der Realschule habe ich eine kaufmännische Ausbildung in einer Verlagsdruckerei gemacht, zweieinhalb Jahre lang. Damals habe ich auch angefangen, gewerkschaftlich zu arbeiten. Dann kam der Zivildienst, wo ich die Möglichkeit beim Schopf gegriffen habe, eine Ausbildung als Rettungssanitäter zu machen. Danach habe ich einige Monate wieder im alten Beruf gearbeitet. Damals ist mir ein Kumpel begegnet, der war in Hamburg auf der HWP und hat mir den Tipp gegeben. Dort habe ich die Aufnahmeprüfung gemacht und schon ein halbes Jahr später mit dem Studium begonnen. An der HWP habe ich mich auf Soziologie konzentriert und Erfahrungen in empirischen Projekten erworben. Über einen Auslandsaufenthalt, den die HBS unterstützt hat, habe ich meine Diplomarbeit geschrieben. Dann bin ich an die Uni gewechselt, habe weiter Soziologie studiert. Leider wurde der von mir beabsichtigte Schwerpunkt Kommunikation aufgelöst. Da hatte ich plötzlich ein großes Fragezeichen auf der Stirn. Dann habe ich ein neues

Inselchen für mich gefunden, nämlich Medizinsoziologie. Parallel dazu habe ich eine Zusatzausbildung im sozialtherapeutischen Bereich gemacht. Während des Studiums habe ich vielfältige Kontakte ausgebaut, habe mich an Forschungsprojekten im gewerkschaftlichen Zusammenhang beteiligt, habe viel Bildungsarbeit gemacht.“ (29-jähriger Student).

Auch in der Biographie des geradlinigen Typs spielen, wie dieses Beispiel zeigt, Zufälle eine Rolle. Nicht alles ist vorher kalkulierbar. Der entscheidende Tip zum HWP-Studium, die überraschende Einstellung eines universitären Ausbildungsschwerpunkts, die Mitarbeit in dem einen oder anderen Projekt sind solche Zufälle. Doch das hat die Zielstrebigkeit dieses Studenten nie aus der Bahn geworfen. Nicht dogmatisch verbohrte und eindimensional, sondern offen für Umorientierungen innerhalb eines klar definierten Interessenspektrums, sucht er seinen Weg, auf dem er bisher von schweren Turbulenzen verschont blieb.

Das ist häufig anders bei denjenigen, deren Werdegang bis zum Beginn des jetzigen Studiums durch *Umwege* gekennzeichnet ist. Es handelt sich dabei gleichermaßen um Erfahrungen des Scheiterns, die mit zum Teil schmerzlichen Einsichten in die Notwendigkeit neuer Anläufe verbunden sind, als auch um unbeeinflussbare äußere Zwänge, wie beispielsweise Arbeitslosigkeit, die jemanden mindestens vorübergehend aus der Bahn werfen können.

Betrachten wir zunächst Stipendiatinnen und Stipendiaten, die den *ersten Bildungsweg mit Umwegen* beschreiten. In unserer Population der mündlichen Befragung verkörpern 20 Personen (25 %) diesen Typ. Ihnen ist gemeinsam, dass sich zwischen dem Abschluss des Gymnasiums durch den Erwerb der allgemeinen Hochschulreife und das jetzige Studium eine unterschiedlich lange Phase schiebt, die sich im Nachhinein als Suchbewegung, als zum Teil vergeblicher Anlauf herausstellt. Da sind zunächst diejenigen (8 Fälle), die ein erstes Studium abgebrochen haben, sich aber nicht unmittelbar an der Hochschule neu orientierten, sondern eine häufig recht lange Phase der Berufstätigkeit zwischenschalteten, in der sie Motivationen für das jetzige Studium ausprägten oder sich an frühzeitig entwickelte Neigungen zurückerinnerten, wie die folgenden Beispiele illustrieren:

„Abitur im Gymnasium, dann Zivildienst, dann Germanistikstudium an einer süddeutschen Universität. Das war damals in den bewegten Zeiten. Da habe ich nicht wirklich studiert, habe viel Arbeit im ASTA gemacht und das Studium dann auch abgebrochen. Dann habe ich eine Ausbildung als Krankenpfleger gemacht, habe in dem Beruf auch gearbeitet, bin heute in einer norddeutschen Großstadt als freigestellter Personalratsvorsitzender in einem Krankenhaus tätig und studiere Psychologie. Das Studium läuft praktisch so nebenher. Ich habe eineinhalb Tage in der Woche für die Uni, den Rest für den Betrieb.“ (37-jähriger Psychologiestudent).

„Nach dem Abi Zivildienst in einer Behinderteneinrichtung. Das habe ich mit Begeisterung getan. Ich habe deshalb ein Sozialpädagogikstudium begonnen, das ich nach drei Semestern abbrach. Dann habe ich gejobbt und bin dadurch zu meinem späteren Beruf als Druckereifacharbeiter gekommen. Da habe ich eine richtige Ausbildung gemacht und dann zehn Jahre in der Branche gearbeitet, zuletzt als Kundenberater. In der Funktion konnte ich sowohl technisch als auch kaufmännisch arbeiten. Das Kaufmännische habe ich mir zusätzlich angeeignet. Das hat anfangs viel Spaß gemacht, aber irgendwann reichte mir das nicht mehr. Ich habe Spaß an der Mittlerrolle zwischen Geschäftsleitung und Mitarbeitern, zwischen Firma und Kunden gewonnen. Diese Funktion wollte ich ausbauen. Und weil ich schon immer Interesse an der Psychologie hatte, habe ich mich für dieses Studienfach entschieden.“ (35-jähriger Psychologiestudent).

Beiden Personen ist wie anderen in dieser Gruppe auch gemeinsam, dass sie ihr Studium im Kontext gesättigter Berufserfahrungen und beruflicher Verankerungen begreifen, die ihnen jederzeit Rückzugsmöglichkeiten aus der Universität eröffnen. Nach vielen Umwegen streben sie zwar ein bestimmtes Ziel an, vergewissern sich dabei aber der bereits erreichten Optionen, die einen gewissen Rückhalt bieten. Es ist nicht zufällig, dass vor allem lebenserfahrene, ältere Studentinnen und Studenten diesen Weg gegangen sind.

Anders verhält es sich in der zweiten Teilgruppe des umweghaften ersten Bildungsweges. Hier begegnen uns 13 Personen, die im Anschluss an das Gymnasium überwiegend bewusst eine Berufsausbildung absolvierten, sei es, um ihren Überdruß an bloß „theoretischem Lernen“ durch „etwas Praktisches“ zu kompensieren, sei es, weil sich im Hinterkopf reifende Studienpläne wegen Studienplatzbeschränkungen nicht sofort realisieren ließen. In Ausnahmefällen waren finanzielle Engpässe, Familiengründung im Fall von Frauen, Krankheit oder andere persönliche Turbulenzen für die Umwege des verspäteten Drangs an die Hochschule verantwortlich:

„Eigentlich wollte ich nie so richtig studieren, habe deshalb nach dem Abi eine Ausbildung als Energieelektroniker gemacht, in der Firma, in der mein Vater arbeitete. Da habe ich mich zunächst wohlgefühlt, aber nach dem ersten Ausbildungsjahr wurde mir klar, dass das für mich zu wenig war. Ich habe die Ausbildung verkürzt und habe mich für das Fachhochschulstudium der Elektrotechnik entschieden.“ (24-jähriger Student der Elektrotechnik).

„Nach dem Abitur habe ich Bankkauffrau in einer Stadt des Ruhrgebiets gelernt. Habe da weitergearbeitet, bekam aber gesundheitliche Probleme, setzte zwischenzeitlich ein Jahr aus. Aus privaten Gründen der Wechsel nach Hamburg. Heirat, Tochter kam, aber die Ehe ging auseinander wegen meiner starken gewerkschaftlichen Arbeit. Und dann kam für mich eine Neuorientierung. Ich kannte damals schon HWP-Studenten, die mir empfohlen haben, dahin zu gehen. Ich hätte auch zur Uni gehen können, aber meine Angst war, dass ich da nur mit jungen Leuten zusammen bin, mit denen ich nicht so gut zurechtkomme. Als ich hörte, dass der Altersdurchschnitt an der HWP sehr hoch ist, fühlte ich mich da besser aufgehoben.“ (32-jährige HWP-Studentin).

Die dritte Teilgruppe umfasst mit 30 Personen (37 %) den größten Anteil in unserer Stichprobe. Hier begegnen uns Menschen, die dem noch in der Altstipendiatenstudie vorherrschenden Muster des zweiten Bildungsweges kaum entsprechen, weil sie zum Teil über zahlreiche Seitenpfade, häufig verbunden mit einschneidenden lebensgeschichtlichen Brüchen, ihren gegenwärtigen Studienplatz gefunden haben. Es ist sicher kein Zufall, dass allein 25 von ihnen gegenwärtig an der Hochschule für Wirtschaft und Politik studieren. Der *zweite Bildungsweg mit Umwegen* lässt sich so charakterisieren: An die Haupt- oder Realschule schließt sich eine Berufsausbildung an, die aber in vielen Fällen nicht als tragfähige Basis für längerfristig mobilisierte Lebensenergien taugt. Entweder entsprach schon der Ausbildungsgang nicht dem Spektrum angezielter Wunschberufe oder es stellte sich trotz aller Hoffnungen frühzeitig heraus, auf der falschen Fährte gelandet zu sein. Ausbildungen werden zugunsten eines Neuanfangs abgebrochen, daran anschließende Beschäftigungsverhältnisse dauern selten länger als wenige Monate. Jobs in ganz unterschiedlichen Bereichen, aber auch Auslandsaufenthalte wechseln sich mit Phasen eher kontinuierlicher Arbeitstätigkeit ab. Der Umweg erscheint gelegentlich wie eine zum Teil recht ziellose Suchbewegung, ist Ausdruck einer experimentellen Anlage der eigenen Biographie. Innerhalb eines breiten Spektrums von Möglichkeiten taucht am Horizont solcher Achterbahnfahrten das Studium des zweiten Bildungsweges als hoffnungsvolle Perspektive auf. Nicht immer, aber doch sicher viel häufiger als früher, erscheint dann das Studium an der Hochschule für Wirtschaft und Politik wie eine Verlegenheitslösung und nicht wie ein logischer Zwischenschritt auf einer kalkulierten Laufbahn.

Der zweite Bildungsweg mit Umwegen unterscheidet sich von den „Karrieren außer der Reihe“ nicht schon durch die größere Vielzahl der ausprobierten Seitenpfade und das im Schnitt höhere Eintrittsalter in das Studium. Wichtiger ist, dass den verschiedenen Etappen zwischen Schulabgang und Beginn des Studiums die zweckrationale Logik, das Karrierekalkül fehlt: Die vorakademischen Lebensläufe der von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten dieses Typs fügen sich nicht zum Bild einer Laufbahn zusammen; sie erinnern eher an einen mehr oder weniger bunten Flickenteppich. Was sich in dieser Teilgruppe in besonderem Maße häuft, ist den Bildungsforschern Ramm und Bargel auch im Rahmen ihrer repräsentativen Studie über den Zusammenhang von Studium, Beruf und Arbeitsmarkt nicht verborgen geblieben. Sie kommen zu

dem Schluss, dass wir unser traditionelles Verständnis von Bildungsbiographien und Berufswahl als Ausdruck zweckrationaler Verschränkung überprüfen müssen, dass Konzepte zielgerichteter Berufswahl ebenso wie überlieferte Vorstellungen von „Abbruch“ und „Scheitern“ den veränderten subjektiven wie objektiven Konstellationen schon deshalb kaum noch gerecht werden, weil im Schnitt bereits jeder fünfte Student über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügt (vgl. Ramm/Bargel 1995, S. 247f.). Was diese Autoren lediglich leidenschaftslos konstatieren, ist Sennett Ausdruck eines den individuellen Charakter zerstörenden Prozesses im Kontext kaum beherrschbarer Risiken: Der „flexible Kapitalismus“ bringt die allseitig verfügbare, aber doch nur oberflächlich befähigte Persönlichkeit hervor. Immer mehr befreit von Bindungen, Verpflichtungen und institutionsbezogenem Vertrauen, ist sie auf lange Sicht in ihrem Handeln desorientiert (vgl. Sennett 1998, S. 38). Man mag solche kulturpessimistischen Zuspitzungen für übertrieben halten, aber im Zusammenhang erzwungener Umorientierungen gewinnen sie an Plausibilität: Insgesamt 15 von 30 Repräsentanten dieses Typs in unserem Sample berichten von Phasen der Arbeitslosigkeit, die Umorientierungen provozierten. Aus der Fülle eindrucksvoller Beispiele umweghafter Biographien wollen wir lediglich drei zur Illustration anführen.

„Ich komme aus einer Kleinstadt. Da war ich auf der Realschule. Dann habe ich überlegt, nach der siebten Klasse aufs Gymnasium zu wechseln. Ich habe mich dafür nicht entschieden, weil damals ausschlaggebend war, was meine Freundinnen machen. Perspektiven für später haben damals keine Rolle gespielt. Ich bin also auf der Realschule geblieben. Ich habe den Abschluss gemacht, hatte auch überhaupt keine Probleme in der Schule. Ich wollte dann Geld verdienen und bin über Bekannte auf die Idee gekommen, in einem Verlag anzufangen. Aber dieser Verlag hatte keine Verlagskaufleute mehr ausgebildet, nur noch Bürokaufleute. Da habe ich eine Ausbildung zur Bürokauffrau gemacht, über dreieinhalb Jahre. Ich bin dann übernommen worden und habe als Datentypistin an einem Composer gearbeitet. Das gibt es heute wahrscheinlich nicht mehr...Ja, und dann habe ich ausgeholfen, je nach dem, wo jemand fehlte. Dann habe ich gemerkt, dass dieses Tippen allein, ein Leben lang, es nicht sein kann. Ich bin dann wieder durch Kontakte und, wie es so heißt, durch Vitamin B an eine Fachbuchhandlung gekommen in München. Da habe ich dann eine zweite Ausbildung als Buchhändlerin begonnen und abgeschlossen. Und in dieser Buchhandlung war ich dann 12 Jahre. Das war eigentlich alles nicht geplant. Aber ich bin dann in die Gewerkschaftsarbeit reingekommen. Das hat mich ziemlich schnell begeistert, und ich wurde dann auch Betriebsrätin. Dadurch bin ich da hängen geblieben.“ (36-jährige HWP-Studentin).

„Ich habe eine Ausbildung als technische Zeichnerin, was ich aber nicht lange machen wollte. Mir war klar, dass das nicht alles sein konnte. Ein Berufsschullehrer empfahl mir das Fachabitur mit der Perspektive eines Maschinenbaustudiums. Dann lernte ich im Studium Maschinenbaustudenten kennen und kriegte raus, dass das nichts für mich ist, weil es viel zu mathematisch ist. Dann bin ich wieder in meinen Beruf als technische Zeichnerin zurückgegangen, wo ich aber sehr frustriert war ... Ende 1994 bin ich relativ plötzlich zur Betriebsratsvorsitzenden gewählt worden, weil der alte BR-Vorsitzende ausschied. Ich war mit viel Energie BR-Vorsitzende, obwohl ich damals keine Ahnung hatte. Damals hörte ich aus der Zeitung zum erstenmal von der HWP. Meine Ideen, studieren zu wollen, kamen immer auf, wenn ich zwischenzeitlich beruflich unzufrieden, in einer Krise war. Als Betriebsrätin bin ich schnell an meine Grenzen gestoßen, denn ich hatte keine Ahnung von Bilanzen. Und dann ging die Firma 1994 pleite. Und da war mir klar, dass ich so schnell wie möglich zur HWP wollte.“ (35-jährige HWP-Studentin).

„Ich habe den Realschulabschluss gemacht. Mein Vater ist Handwerker, selbstständiger Schreinermeister, und da habe ich gesehen, welche Folgen ein sechszehnstündiger Arbeitstag für die Familie hat. Der schlief abends am Abendbrottisch beim Essen ein. Da war für mich die Entscheidung klar: Kein Beruf, wo ich so mörderisch schaffen muss, wo die Hände „schmutzig“ werden. Da habe ich mich entschieden, einen Büroberuf zu lernen und bin bei der Bundespost untergekommen. Das war die einzige Bewerbung, die nach meiner mittleren Reife positiv gelaufen ist. Und da hatte ich das Glück, gute Leute kennen zu lernen,

die jetzt übrigens an der HWP studieren, selbst Stipendiaten sind. Die haben mit mir zusammen die OJA-Arbeit gemacht. Gleichzeitig habe ich Interesse am Naturschutz entdeckt und auch dort soziale Beziehungen geknüpft. In meinem erlernten Beruf als Postassistent habe ich ein halbes Jahr gearbeitet. Aber das war mir zu abtumpfend. Meine Freunde waren inzwischen an der HWP. Das hat mich zusätzlich angespornt, mich noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Ich habe das einjährige Berufskolleg gemacht, dann Zivildienst. Dann fühlte ich mich noch nicht reif zum Studieren, habe eine zweite Ausbildung zum Schreiner gemacht, um später kein arbeitsloser Akademiker zu sein. Und dann bin ich zu meinem jetzigen Studium gekommen.“ (28-jähriger Fachhochschulstudent).

Trotz aller Unterschiedlichkeit ist den drei hier geschilderten Umwegen eines gemeinsam: Der Kontakt zur gewerkschaftlichen Arbeit, die Erfahrungen in der betrieblichen Interessenvertretung sind ein wichtiger Fixpunkt in diesen Biographien. So unsicher die Suchbewegungen in beruflicher Hinsicht auch waren, von Rückschlägen, Enttäuschungen und subjektiven Unsicherheiten gekennzeichnet, vermittelten offenbar die gewerkschaftlichen Erfolge jene Zuversicht, die diese Menschen in die „Kurve“ des zweiten Bildungsweges einmünden ließ und damit letztlich auch in den Kreis der HBS-Stipendiaten brachte.

Unsere problemvertiefende *Frage* nach ihrem *gewerkschaftlichen beziehungsweise gesellschaftspolitischen Engagement* in der Phase vor dem Studium bestätigte diesen Eindruck. Abgesehen von einer Minderheit, die entweder freimütig einräumte, über keine besonderen Meriten in dieser Hinsicht zu verfügen („Ich bin immer nur einfaches Gewerkschaftsmitglied gewesen“) oder aber bei politischen Parteien und deren Jugendorganisationen, bei Religionsgemeinschaften und in Bürgerinitiativen tätig war, hoben 68 Personen besondere Aktivitäten im Umfeld der Gewerkschaften und der betrieblichen Interessenvertretungsinstanzen der abhängig Beschäftigten hervor. Eine Auszählung einzelner Betätigungsbereiche ergab zunächst – unter Berücksichtigung von Mehrfachnennungen – dieses Profil: Die meisten (51 Fälle) haben Erfahrungen in gewerkschaftlichen Gremien der örtlichen und – seltener – der überörtlichen Ebene gesammelt, weitere 26 Fälle beziehen sich auf Jugend- und Auszubildendenvertretungen, häufig in Verbindung mit gewerkschaftlicher Jugend- und Bildungsarbeit. Immerhin 18 Personen haben Erfahrungen als Betriebs- und Personalräte gesammelt, einige von ihnen als Vorsitzende mit zum Teil langjähriger Freistellung.

Soweit aus unseren Protokollen erkennbar, können 45 Personen (55,6 %) auf *starke gewerkschaftliche Aktivitäten* zurückblicken. Ich verstehe darunter ein kontinuierliches, längerfristiges Engagement, das in der Regel verschiedene, miteinander verschränkte Felder des gewerkschaftlichen Handlungshorizonts umgreift und die jeweiligen Akteure offensichtlich nachhaltig geprägt hat. Männer (32 Personen) sind gegenüber Frauen (13 Personen) in dieser Gruppe deutlich überrepräsentiert. In zahlreichen Fällen sind es gerade diese Erfahrungsausschnitte der jeweiligen Lebensgeschichten, die einen wichtigen Antrieb zum Studium vermittelt haben. Aus der Fülle eindrucksvoller Beispiele zitieren wir einige wenige:

„Vom ersten Tag des Berufslebens an bin ich Gewerkschaftsmitglied. Zunächst war ich bei der DAG, habe dort Jugendarbeit gemacht. Dann der Übertritt in die HBV. In meinem Heimatort habe ich die DGB-Jugend gegründet und aufgebaut. Über diesen Weg kam ich zwangsläufig in den Vorstand des DGB-Ortskartells. Durch die veränderte Berufstätigkeit kam dann der Wechsel in die ÖTV. Dort war ich rasch Vertrauensmann, habe Jugendseminare organisiert, die Zeitungsarbeit der JAV gemacht. Ich wurde dann Vertrauensleutsprecher, Personalrat, später Gesamtpersonalratsvorsitzender. In dieser Zeit reifte dann der Wunsch, an der HWP zu studieren.“ (34-jähriger HWP-Student).

„Ich habe eigentlich immer, während der ganzen Zeit meiner Berufstätigkeit, Gewerkschaftsarbeit gemacht. Ich habe Jugendarbeit gemacht, Bildungsarbeit, Frauenarbeit, Seniorenarbeit. Ich habe auch mal eine Mai-kundgebung organisiert. Ich war in zahlreichen Ausschüssen tätig, habe also die ganze Palette hinter mir.“ (38-jährige HWP-Studentin).

„Ich bin eigentlich immer aktiv gewesen. Schon während meiner Zeit im Gymnasium habe ich in einem Jugendzentrum mitgeholfen. Während meiner Ausbildung habe ich die Funktion des Jugendvertreters zusammen mit zwei anderen Kollegen ausgeübt. Dazu kam dann die Arbeit als OJA-Vorsitzender, vier Jahre lang. Daneben mache ich bis heute Bildungsarbeit in der IG Metall, mache da vor allem Jugendseminare.“ (27-jähriger Universitätsstudent).

Formulierungen wie: „Ich habe die ganze Palette rauf und runter“ oder: „Ich habe eigentlich so ziemlich alles gemacht, was damals anfiel“, sind typisch für diesen Kreis gewerkschaftlich vorakademisch aktiver Stipendiatinnen und Stipendiaten. Hier begegnen uns eine ganze Reihe von „Multifunktionären“, von denen einige schon durch ihren familiären Hintergrund („Meine Familie ist ja ganz alter sozialdemokratischer Adel“; „Schon mein Großvater war ja ein halbes Leben lang Betriebsratsvorsitzender“) frühzeitig mit der Arbeiterbewegung in Berührung kamen. Doch so wichtig ihnen die gewerkschaftliche Arbeit auch immer gewesen sein mag, so stark sich darin subjektive Erfolgserlebnisse und soziale Anerkennung einstellten, konnte sie doch nicht den Drang zum Studium unterdrücken. Im Gegenteil: Sowohl berufliche wie gewerkschaftliche Erfahrungen nährten den Wunsch, zu studieren – freilich, wie wir sehen werden, in recht unterschiedlichen Motivbündeln.

b) Initialzündungen zum Studium

„Wie ist bei Dir der Wunsch entstanden zu studieren?“ Diese Frage im Rahmen unserer Intensivinterviews provozierte überwiegend Antworten auf einer Achse zeitlicher Lebenserfahrungen. Unsere Gesprächspartner riefen sich ihren bisherigen Werdegang in Erinnerung und vergewisserten sich in recht unterschiedlicher Weise jener Initialzündungen, die sie dann nach mehr oder weniger langen Umwegen an die Hochschule führten. Jeder Dritte (27 Personen) verortete den Drang zur Hochschule in einer frühen Lebensphase, also in der eigenen Schulzeit. Männer tun das deutlich häufiger (40 %) als Frauen (22,6 %), worin wir Indizien für tradierte Rollenmuster im Sinn einer immer noch überlieferten Bildungsabstinenz des weiblichen Geschlechts erkennen können. 36 Personen (44,4 %) haben entscheidende Anstöße zum Studium aus der Phase ihrer Berufstätigkeit gewonnen, 14 Personen (17,4 %) führen die Ausreifung dieses Wunsches auf ihre politisch-gewerkschaftliche Arbeit zurück, während die restlichen 4 Personen (4,9 %) andere Initialzündungen ins Feld führten (z. B. Anregungen durch den Zivildienst oder der Wunsch, dem „Vater nachzueifern“).

Um die jeweiligen Motive besser verstehen zu können, lohnt sich die vertiefte Auswertung unseres Protokollmaterials. Wenden wir uns zunächst der *ersten Gruppe* zu. Wer schon sehr lange den Wunsch zum Studium in sich nährt, kann verständlicherweise nur selten einen genauen Zeitpunkt dafür oder spezifisch auslösende Faktoren angeben. Insofern ist es in unserer Stichprobe die Ausnahme, wenn jemand sagt, ein schon in der Kindheit sich ausprägendes politisch-literarisches Interesse sei langsam gereift und habe einen zunächst heimlichen, dann sich konkretisierenden Drang zur Hochschule getragen. Auch die Aussage einer Pädagogikstudentin, ihr Erfolg durch Nachhilfeunterricht in der gymnasialen Oberstufe habe sie ermuntert, den jetzigen Weg zu gehen, steht eher vereinzelt da. Zumeist vergewisserten sich unsere Gesprächspartner in diesem Segment recht unspezifischer, zeitlich nicht exakt bestimmbarer, aber doch in eine frühe Phase der Biographie zurückreichender Anstöße für das jetzige Tun. Das „kam von mir selbst“, das entsprach einem „langgehegten Wunsch“, das eigene Wissen „über die Schule hinaus zu erweitern“:

„Das ist bei mir ein langgehegter Wunsch, schon aus der Schulzeit im Gymnasium. Ich hatte damals eine geisteswissenschaftliche Fächerkombination. Ich bin nicht sehr sprachenbegabt. Naturwissenschaften haben mich auch nicht fasziniert. Stattdessen die Geisteswissenschaften. Meine zwischenzeitige Tätigkeit bei der Bank habe ich immer als eine Notlösung empfunden, mit der Perspektive, irgendwann in das Studium einzusteigen. Die Idee, zu studieren, ist bei mir also uralte.“ (26-jähriger Universitätsstudent der Soziologie).

„Schon auf der Realschule war ich sehr wissbegierig, hätte am liebsten das Abitur gemacht. Ich habe mit 14 Jahren angefangen, Marx zu lesen, habe mich mit Büchern immer sehr wohl gefühlt. Später, in der Gewerkschaftsarbeit, habe ich bestätigt bekommen, wie wichtig Wissen ist.“ (27-jähriger HWP-Student).

Ursache und Anlass zum Studium sind offenbar in der subjektiven Vergewisserung bei vielen Menschen zwei verschiedene Dinge. Für die erste Gruppe ist charakteristisch, dass lebensgeschichtlich frühzeitig entwickelte Dispositionen zu akademischer Bildung eine Zeitlang verschüttet sein mochten, im Lauf der Zeit aber durch verschiedene Stationen des eigenen Lebens in den Vordergrund der Wünsche drängten. Die Banklehre wird rückblickend als „Notlösung“ empfunden, die Gewerkschaftsarbeit hat dem ursprünglichen Motiv zusätzlichen Schub vermittelt. Hier begegnen uns Menschen, für die noch am ehesten die Vorstellung von der akademisch unterfütterten Laufbahn gilt. Wohin auch immer sie der verschlungene, schwer abschätzbare Lebensweg führt, der Wille zum Studium ist eine frühzeitig ausgebildete, dann verstärkte Antriebskraft. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einem Personenkreis zu tun, für den die bildungsbürgerliche Aufgeschlossenheit des Herkunftsmilieus entscheidende Prägekraft hatte. So ist es nicht zufällig, dass sich die Absolventen des umweglosen ersten Bildungsweges in diesem Segment häufen.

Das ist bei der Mehrzahl jener 36 Personen (44,4 %) anders, für die *Erfahrungen vorakademischer Berufstätigkeit* ausschlaggebend waren für den Wunsch zu studieren. Die Umwege zur Hochschule, ob sie nun Momente der Zielstrebigkeit oder des partiellen Scheiterns aufweisen, öffneten diesem Personenkreis gewissermaßen die Augen für die Sinnhaftigkeit eines Studiums. Der Studienwunsch reifte um so nachhaltiger, je stärker die Berufstätigkeit das Empfinden hervorrief und verstärkte, sich in einer lebensgeschichtlichen Sackgasse zu befinden. Der Drang zur Hochschule wirkt jetzt wie der Versuch, enttäuschte Perspektiven zu korrigieren. Als „Briefträgerin“, sagte uns beispielsweise eine HWP-Studentin, habe sie weder berufliche Zufriedenheit noch Aufstiegsmöglichkeiten erkennen können. Um „weiterzukommen“, auch, um „einen Titel zu erwerben“, habe sie sich nach langen Phasen inneren Selbstzweifels entschlossen, „umzusteuern“. Es sind Unterforderungserfahrungen im Beruf, die sich zum Teil schon während der Ausbildung nicht länger verdrängen lassen, die solche biographischen Korrekturen provozieren:

„Dieser Wunsch entstand in der Ausbildung zur Industriekauffrau. Ich wollte nicht stehen bleiben. Mit 21 Jahren kam der Punkt, entweder im Betrieb zu bleiben oder was anderes zu machen. Das Studium war keine Flucht, aber ich wollte meinem Leben rechtzeitig eine Wende geben.“ (26-jährige Pädagogikstudentin).

„Das war eigentlich nie ein besonderer Wunsch, obwohl ich immer gern zur Schule gegangen bin. Das wechselte bei mir. Ich hatte Phasen, wo ich gearbeitet habe, dann wieder Schule. Das hat mir Spaß gemacht, das nach Lust und Laune zu wechseln. Das ist seit meinem 16. Lebensjahr ein ständiges Hin und Her. Ich musste auch immer jobben, weil meine Eltern wenig Geld haben. Der Hauptgrund zum Studium kam in der Berufstätigkeit. Ich habe ja in der Entwicklung als Konstrukteur gearbeitet, als Mustermacher. Da hat mich die chaotische Arbeitsweise geärgert. Ich wollte da raus. Ich wollte nicht mehr abhängig sein von einem Ingenieur, der einem nur Scheiße erzählt, wo ich genau weiß, dass ich keine sinnvolle Arbeit tue.“ (21-jähriger Fachhochschulstudent).

„In der Berufstätigkeit als Drucker habe ich zunehmend den Eindruck gewonnen, dass da keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr waren. Ich hätte eine Menge Weiterbildungsmöglichkeiten machen müssen, um überhaupt fachlich auf dem laufenden zu bleiben. Und dann stellte sich die Frage, ob ich nicht etwas ganz anderes machen wollte. Ich bin im Grunde auch meiner Wegrationalisierung zuvor gekommen. Ich habe mich an meine geistigen Interessen erinnert, denn ich habe immer gern Bücher gelesen.“ (32-jähriger Student der Geschichtswissenschaft).

„Überwiegend auf Grund der Bandarbeit, dass ich drei Schichten arbeiten musste und ich die Nachtschicht noch nie mochte. Irgendwann kam mir der Gedanke, dass ich noch 30 Jahre mit Nachtschicht und am Band

arbeiten müsste, um dann in Rente gehen zu können. Dieser Gedanke erschien mir unerträglich, und nachdem mir die Ausbildung zur Personalkauffrau auch nichts gebracht hatte, entschied ich mich dafür, ein Studium aufzunehmen.“ (31-jährige HWP-Studentin).

Es sind also keineswegs durchgehend rationale Aufstiegsdispositionen („Ich wollte nicht stehen bleiben“), aus denen sich der Studienwunsch über den zweiten Bildungsweg nährt. Wenn die Arbeitswelt neben akzeptablen Belastungen auch interessante Aufgaben bereitgehalten hätte, wäre mancher nicht in die ungewisse Zukunft des zweiten Bildungsweges aufgebrochen. Erst als die Bilanz von beruflicher Befriedigung und Arbeitsleid sich nachhaltig verschlechterte („Ich bin im Grunde meiner Wegrationalisierung zuvor gekommen“), geriet das Studium als Alternative in das Fadenkreuz der Aufmerksamkeit vieler dieser Stipendiaten.

Etwas anders verhält es sich bei jenen 14 Personen (17,4 %) die in der *gewerkschaftlich-politischen Arbeit* Initialzündungen zum Studium erfahren haben wollen. Hier verschränken sich häufig Sackgassererlebnisse mit dem Drang zur Erweiterung individueller Optionen. Auch die gewerkschaftliche Arbeit im Betrieb oder in den Gremien der Organisation kann ja, wie die folgenden Auszüge aus unseren Protokollen unter Beweis stellen, das Empfinden verstärken, an Grenzen von Einfluss und subjektiv befriedigender Tätigkeit zu stoßen. Andererseits bringt manche das ehrenamtliche Engagement „auf den Geschmack“. Eine HWP-Studentin spürte beispielsweise erst durch ihre Bildungsarbeit in der Gewerkschaft HBV, wie hinderlich sich Wissensdefizite für erfolgreiche Anstrengungen als Teamerin auswirkten. In der DGB-Bundesschule Hamburg-Sasel erhielt sie Anregungen zum Studium. Andere machen die „DPG-Jugendarbeit“ oder die „Arbeit bei den Falken“ dafür verantwortlich, sich künftig mehr Zeit nehmen zu wollen, sich jenseits des erworbenen beruflichen Zuschnitts weiterzuqualifizieren. Die folgenden Aussagen dokumentieren die Bandbreite gewerkschaftlich vermittelter Initialzündungen:

„In der betrieblichen Gewerkschaftsarbeit war ich eine Art Leitfigur geworden, bin da aber an Grenzen gestoßen. Ich wollte aus den gewerkschaftlichen Strukturen im Betrieb heraus, die wurden mir zu eng. Ich wollte die Enge der Funktionärin nicht mehr...Ich wollte nicht immer wichtig und verfügbar sein. Du befindest Dich in so vielen Zwängen, dass Du gar nicht mehr den Blick frei hast für Dich selbst, was Du eigentlich selber willst.“ (31-jährige HWP-Studentin).

„Der Wunsch entstand bei der Arbeit im OJA, wo ich den Jugendsekretär gefragt habe, wie man Jugendsekretär werden kann, ob das ein Ausbildungsberuf ist. Und der erzählte mir, dass er erst eine Lehre gemacht und dann an der HWP studiert hat, ebenso wie unser erster Bevollmächtigter auch...Ich dachte, das wäre auch etwas für mich. Erst war ich noch sehr unsicher, aber dann wurde das immer konkreter.“ (24-jähriger HWP-Student).

„Es kam im Betrieb zu größeren Konflikten, weil viele Entlassungen anstanden und der Konkurs drohte. Ich hatte als Betriebsrat viele Konflikte mit der Firmenleitung. Ich habe mich dann entschieden, rauszugehen, weil ich mit meiner gewerkschaftlichen Arbeit nicht mehr weiterkam. Beruflich war ich in dem Betrieb ganz gut vorangekommen. Ich war da fachlich sehr anerkannt. Auf der Ebene gab es keine Probleme. Aber meine Ansprüche an die Gewerkschaftsarbeit wurden immer größer, waren aber nicht durchsetzbar. Dann hat mich ein Gewerkschaftssekretär angesprochen, was ich denn in Zukunft machen wollte. Und der brachte die Sprache auf die HWP. Darüber habe ich mich dann informiert, und das wurde es dann.“ (30-jähriger HWP-Student).

Der zuletzt zitierte Stipendiat berichtete uns, er habe sich vor einigen Jahren bereits einmal vergeblich für den Posten eines örtlichen Gewerkschaftssekretärs beworben. Er gehört zum Kreis derjenigen, die das HWP-Studium ausdrücklich als Vehikel zur Verbesserung ihrer Chancen eines Anlaufs in diese Richtung auffassen. Auch jener 24-jährige Student, den wir vorher zu Wort kommen ließen, verbindet das von Vorbildern initiierte HWP-Studium mit der Hoffnung einer späteren Berufstätigkeit in diesem Bereich. Wir werden

noch sehen, dass sie hinsichtlich ihrer Zielklarheit und der damit eng verknüpften Strebsamkeit eine Minderheit in unserer Stichprobe repräsentieren. Gleichwohl unterscheiden sie sich ganz wesentlich von jener vorher zitierten 31-jährigen HWP-Studentin, die zum Studium nicht zuletzt aus Frustrationserfahrungen in der betrieblichen Interessenvertretungsarbeit kam. Wie viele andere auch, zweifelt sie nicht an der Sinnhaftigkeit des betrieblichen Engagements, konnte sich aber im Lauf der Zeit immer weniger der Einsicht verschließen, ihre Karten auf dem gewerkschaftlichen Gelände nicht nur „ausgereizt“, sondern auch den unangenehmen Eindruck gewonnen zu haben, der eigenen Persönlichkeit durch Funktionärsroutine zu schaden. Anzeichen eines solchen Überdrusses sind uns immer wieder begegnet. Sie verweisen auf Defizite in der gewerkschaftlichen Beteiligungskultur, machen sich als mindestens partielle Ernüchterung einer Funktionärs geschäftigkeit gegenüber geltend, die wir später, wenn von den aktuellen Berufsperspektiven die Rede sein wird, als Attraktivitätsverlust des Sekretärsberufes noch näher kennen lernen.

Wir haben gesehen, dass eine Minderheit von 17,4 % der Stipendiatinnen und Stipendiaten wichtige Anregungen für ein Studium aus ihrer Verankerung in der gewerkschaftlichen Arbeit bekommen haben wollen, als sie auf die Frage antworteten, wie der Studienwunsch entstanden ist. Nun interessiert mich in dieser Untersuchung ja in erster Linie die Frage des Zusammenhangs von vorakademischer Lebensgeschichte, Studium und Gewerkschaften. Deshalb haben wir in den Intensivinterviews nachgesetzt: Hatte der *Wunsch, zu studieren*, mit dem politisch-gewerkschaftlichen *Engagement* zu tun oder war das nicht der Fall? Unsere Interviewpartner nahmen diesen Gesprächsreiz zum Anlass, nicht nur darüber nachzudenken, wann der Studienwunsch in ihrem Kopf konkrete Gestalt annahm, jetzt reflektierten sie die *Bedeutung* ihres politischen Hintergrunds für diesen lebensgeschichtlich wichtigen Einschnitt. Dabei zeigt sich nun für viele Personen, wenn auch in einer gewissen Bandbreite von Intensitätsabstufungen, dass gerade dieser Ausschnitt ihres Erfahrungshintergrundes sowohl für die generelle Studienentscheidung als auch für die Wahl der Hochschule und des Studienfachs initiiierend war.

27 Befragte, also jeder Dritte, lassen einen solchen Zusammenhang für sich nicht gelten. Ihre Antworten fallen typischerweise recht kurzatmig aus. Ohne lange nachdenken zu müssen, rufen sie sich die Schwerpunkte wie die Dauer ihrer gesellschaftspolitischen oder gewerkschaftlichen Aktivitäten im Vergleich zum gewählten Studienfach in Erinnerung und kommen dabei zu dem zwingenden Schluss, dass beide Handlungsfelder von unterschiedlichen Motivbündeln gespeist sind, sprechen von „zwei verschiedenen Schienen“, auch von „auseinanderlaufenden Entwicklungen“. Eine 21-jährige Fachhochschulstudentin beispielsweise war während einer kurzzeitigen Phase der Berufsausbildung im Anschluss an das Abitur mit gewerkschaftlicher Jugendarbeit in Berührung gekommen. Auch heute noch, zu Beginn ihres Studiums mit dem Schwerpunkt Produktdesign, ist sie den Kolleginnen und Kollegen des Ortsjugendausschusses freundschaftlich verbunden. Sie nutzt ihre Heimfahrten vom Studienort zum Wohnort, um solche Kontakte, aus denen sich Freundschaften entwickelt haben, nicht einschlafen zu lassen. Sie profitiert vom praktischen Sinn ihrer Gewerkschaftskollegen, wie sie umgekehrt hofft, ihnen auch weiterhin Anregungen für die Lösung von Problemen übermitteln zu können. Doch da ist eine fachliche Differenz zwischen ihren Studieninhalten und der gewerkschaftlichen Arbeit. Nicht die Erfahrung in der örtlichen Jugendarbeit, sondern der Antrieb, beruflich vorwärts zu kommen, hat sie zur Hochschule gebracht. „Meine gewerkschaftliche Arbeit“, resümiert sie, „hat ja mit meinem Studiengang Fachdesign nicht viel zu tun; diese Idee, zu studieren, kam von meiner Berufstätigkeit her.“ In ähnlicher Weise verhielten sich viele Befragte aus der Gruppe des ersten, umweglosen Bildungsweges. Wer schon frühzeitig, in der gymnasialen Schulphase den Entschluss fasste, später zu studieren, den mochte die politische Arbeit in diesem Wunsch bekräftigen oder auch die fachliche Richtung weisen, seltener aber resultierten die Initialzündungen aus diesem Erfahrungshorizont.

Die überwältigende Mehrheit von 54 Personen (66,7 %) hat unsere Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Studienwunsch und der vorherigen politisch-gewerkschaftlichen Arbeit jedoch bejaht. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich nun, dass diese Verknüpfung von verschiedenen Menschen unterschied-

lich stark empfunden wird. Während die Aussagen von 34 Personen (42 %) den Schluss zulassen, hier handelte es sich um einen *engen Zusammenhang*, ist er bei den restlichen 20 Stipendiatinnen und Stipendiaten eher locker.

Wenden wir uns zunächst den *lockeren Verschränkungen* zwischen gewerkschaftlichem Erfahrungshintergrund und Studienwunsch zu. Aus den Reflexionen dieser Gesprächspartner spricht zunächst eine gewisse Unsicherheit. Eine Universitätsstudentin aus Süddeutschland beispielsweise verneinte zunächst spontan unsere Frage: „Nein, das glaube ich nicht. Ich wollte irgendwas Neues, aber das hatte nichts mit der gewerkschaftlichen Arbeit in der Jugendvertretung zu tun.“ Nach einer kurzen Phase der Nachdenklichkeit, in der sie sich nicht nur den äußeren Anlass („Ich war in meinem Beruf an eine Grenze gestoßen“) des Wechsels an die Universität bewusst machte, sondern tieferliegenden Beweggründen nachspürte, räumte sie ein: „Doch, vielleicht indirekt, weil ich merkte, auch in der Gewerkschaft als Frau nicht weiterzukommen.“ Das gewählte Studienfach wiederum, die Sonderpädagogik, war von Interessen jenseits der gewerkschaftlichen Arbeit inspiriert. Solche Unsicherheiten sind uns mehrfach begegnet. Lediglich am Rande, gestehen sich entsprechende Personen ein, habe der gewerkschaftliche Hintergrund mit dem Studienwunsch zu tun, selbst wenn es sich dabei, wie in diesem Fall, eher um Negativerlebnisse handelt, also die Fluchtbewegung gleichermaßen aus dem Beruf wie aus der ihn umgebenden Interessenvertretungsarbeit angetreten wird.

Von einem lockeren Zusammenhang können wir auch in solchen Fällen sprechen, wo nicht der ideell-programmatische Aspekt der gewerkschaftlichen Tätigkeit das Studium angeregt hat, sondern spezifische, womöglich zufällige Erlebnisse in ihr. Ein HWP-Student mit eher flüchtigen Erfahrungen in der Jugendvertretung macht beispielsweise zwei Auslandsfahrten mit der Gewerkschaftsjugend für den Wunsch verantwortlich, sich in einem sozialwissenschaftlichen Studium Problemen internationaler Wirtschaftsbeziehungen zuwenden zu wollen: „Das hat mich neugierig gemacht, mehr zu lernen, als mir in der Berufsausbildung als Industriemechaniker möglich war.“ Auch dann können wir von lockeren Verknüpfungen sprechen, wenn die gewerkschaftliche Arbeit einen bereits lang gehegten, aber in der Berufstätigkeit zunächst verdrängten Studienwunsch in besonderen Konfliktsituationen aktualisierte. Der drohende Konkurs der Firma, die sich abzeichnende Gefahr des Arbeitsplatzverlusts, die Unausweichlichkeit ungeliebter beruflicher Weiterbildung werfen manche gewissermaßen auf ihre gewerkschaftliche Identität als Betriebsräte oder Vertrauensleute zurück. Nicht in erster Linie, wohl aber aus der Not der betrieblich-beruflichen Sackgasse heraus, inspiriert jetzt das gewerkschaftliche Aktivitätsfeld die Suche nach neuen Ufern.

Lassen wir nun eine Reihe jener immerhin 34 Personen zu Wort kommen, die einen engen Zusammenhang zwischen dem Wunsch, zu studieren, und ihrer gewerkschaftlichen Arbeit erkennen. Im Extremfall handelte es sich an der Schwelle des Übergangs in das akademische System um einen Entschluss, der ohne diesen Ausschnitt der eigenen Biographie gar nicht denkbar gewesen wäre:

„Ohne den gewerkschaftlichen Erfahrungshintergrund wäre ich wahrscheinlich gar nicht auf die Idee gekommen, zu studieren.“ (29-jährige Universitätsstudentin).

„Da sehe ich einen sehr großen Zusammenhang bei mir, auf alle Fälle! Meine Sozialisation habe ich ganz einfach woanders erfahren. Die habe ich in der ländlichen Gegend, in der Hauptschule erfahren und nachher in der Schlosserlehre. Der Wunsch, zu studieren, wäre da nicht aufgekommen. Sondern durch mein Engagement bin ich mit vielen Leuten in Berührung gekommen. Die meisten hatten sogar auch studiert. Und durch die AdA wurde das dann bekräftigt. Ohne dieses Engagement würde ich heute immer noch als Schlosser arbeiten. Da bin ich überzeugt.“ (26-jähriger HWP-Student).

„Es hatte unmittelbar miteinander zu tun, denn durch die politische und gewerkschaftliche Arbeit sind mir die Augen geöffnet worden. Ich komme ja aus einem ziemlich konservativen Elternhaus. Ohne die politische Arbeit wäre ich nicht auf die Idee gekommen, zu studieren. Ohne diese Arbeit würde ich wahrscheinlich heute noch in dieser Verlagsdruckerei sitzen.“ (30-jähriger Universitätsstudent).

Hier begegnet uns jenes klassische Muster von „Karrieren außer der Reihe“. Nicht der erlernte Beruf, wohl aber die in seinem Kontext geleistete gewerkschaftliche Arbeit mobilisiert die Energien des individuellen Fortkommens durch ein Studium. Es ist der kontinuierliche Kontakt zu engagierten Gewerkschaftern, der ein neuartiges soziales Feld und damit auch „die Augen“ öffnet für lebensgeschichtliche Optionen, die der Beruf verborgen hält. Hier begegneten diesen Personen Menschen, die gleichermaßen Vorbildfunktionen einnahmen, die zur Nachahmung anregten, aber auch Knotenpunkte eines möglichen Netzwerkes dauerhafter Unterstützung repräsentieren mochten („Die meisten hatten sogar studiert“). Als sie noch Betriebsrätin war, erzählte uns eine HWP-Studentin, habe sie „bewundernd zu den Teamerinnen in der Bildungsarbeit der HBV aufgeblickt“. Von ihnen fühlte sie sich „ganz stark motiviert“, weil sie sich vom gewerkschaftlichen Erfolg ihres Engagements überzeugen konnte: „Denen wollte ich nacheifern. Das waren für mich wichtige Vorbilder.“

Etwas anderes kommt hinzu. Wer einen engen Zusammenhang zwischen gewerkschaftlichem Erfahrungshintergrund und Initialzündungen zum Studium für sich in Anspruch nimmt, hat oft erst jenseits von Schule und Berufstätigkeit jene persönlichen Eigenschaften entwickelt, die ihn für das Studium ermutigten. Die Arbeit in Gremien und anderen Aktionsfeldern wird im Nachhinein als günstiges Lernmilieu empfunden, in dem sich jene soziale Anerkennung nachholen ließ, die der berufliche Status oft verwehrte („Als Arbeiter warst Du ja in den Augen der Vorgesetzten der letzte Arsch“). Hier konnten soziale Kompetenzen erprobt und entwickelt, aber auch Wissen erworben werden, was den Drang nach mehr provozierte. Nicht zuletzt vermittelten Begegnungen in der gewerkschaftlichen Arbeit oft entscheidende Informationszugänge über Möglichkeiten des Studiums an der Akademie der Arbeit, der Dortmunder Sozialakademie oder der Hochschule für Wirtschaft und Politik. Die Gremienarbeit und die Seminararbeit, sagte uns ein Philosophiestudent aus Süddeutschland, hat ihn „entscheidend weitergebracht“ und überhaupt erst „den Zugang zur AdA eröffnet“. Dort hat er dann erfahren, dass er sich „ein Studium überhaupt zutrauen kann“.

Nach wie vor spielen also halbwegs intakte Strukturen der betrieblichen und örtlichen Gewerkschaftsarbeit eine wichtige Rolle im Prozess der Konturierung von Motiven zum Studium bei Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung. Im Umkehrschluss heißt das aber auch: Wo solche Handlungsfelder von schleichender Austrocknung bedroht sind, wo sich gewerkschaftliche Arbeit in behäbiger Funktionärsroutine zu erschöpfen scheint, gehen derartige Initialzündungen mehr und mehr verloren. Insofern ist ein Zusammenhang zwischen einem Rückgang der Studienplatzbewerber in der HBS und dem gegenwärtigen Zustand gewerkschaftlicher Arbeit im allgemeinen und ihrer Jugendarbeit im besonderen nicht von der Hand zu weisen. Doch Strukturen ergreifen nicht bruchlos und durchgehend homogen von den in sie eingelagerten Personen Besitz. Um den hier diskutierten Zusammenhang zu stiften, bedarf es im Licht unserer Gesprächsprotokolle häufig persönlicher Dispositionen, nicht zuletzt in Form von oft frühzeitig ausgeprägten politischen Antrieben. Die folgenden Protokollauszüge verweisen auf diese Verklammerung. Wir lassen Personen zu Wort kommen, die ausdrücklich wegen politischer Überzeugungen zur Hochschule fanden, die mit der gewerkschaftlichen Arbeit in doppelter Hinsicht zu tun haben: Sie war einerseits ein Feld, in dem sich politisches Bewusstsein entwickelte und erprobte, das andererseits aber auch die frustrierende Einsicht provozierte, künftig ohne substantielles Wissen „der anderen Seite“ nicht Paroli bieten zu können. Mit dem lapidaren Hinweis, sie studiere ja schließlich nicht „sagen wir mal Architektur“, machte beispielsweise eine HWP-Studentin auf das funktionelle Motiv aufmerksam, durch das Studium im Sinn der herkömmlichen Vorstellung der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit jenes „Rüstzeug“ erwerben zu können, das für spätere Berufstätigkeit dienstbar sein kann.

„Doch, das hat unbedingt miteinander zu tun! Das politische Engagement hat mich überhaupt erst zum Studium motiviert. Ich möchte aktiv politisch in dieser Gesellschaft leben. Daher kommt das.“ (31-jährige Universitätsstudentin).

„Meine gewerkschaftliche Arbeit war entscheidend, ganz klar. Damals wuchs überhaupt erst der Wunsch an einem Studium, durch das man was für Menschen bewegen kann. Als Jugendvertreterin merkte ich, wie viele Grundlagen mir fehlen. Dazu kam der fehlende Rückhalt durch den Personalrat. Ich stand ganz allein, und da reichten meine Kenntnisse eben nicht mehr aus. Dieses Gefühl der Hilflosigkeit hat vielleicht das Ganze ausgelöst.“ (25-jährige Fachhochschulstudentin).

„Doch, da gibt es einen großen Zusammenhang! Wenn Du im Betrieb arbeitest und bist da Funktionsträger, musst Du Dich tagtäglich mit Personalchefs oder der Geschäftsleitung rumärgern. Irgendwann sagst Du Dir dann: Die können Dich doch verarschen, wie sie wollen, weil Du gar keine Ahnung hast. Einmal im Jahr gibt die Geschäftsleitung einen Rechenschaftsbericht über das vergangene Jahr ab. Da wirst Du dann mit Zahlen zugeknallt und irgendwelchen Berechnungen. Selbst aus dem Betriebsrat rafft keiner, was die da eigentlich erzählen. Und ich saß da und dachte mir: Wenn Du das verstehen willst, nützt es Dir nichts, auch nur Kaufmann zu lernen oder was weiß ich was, sondern Du musst studieren! Du musst das kennen lernen. Du kriegst das teilweise auf Gewerkschaftsseminaren mit, aber das reicht auch nicht. Also studieren.“ (24-jähriger HWP-Student).

Verweilen wir noch einen weiteren Moment bei den Initialzündungen. Unabhängig davon, ob Studienwünsche frühzeitig durch die Schule oder später durch berufliche Erfahrungen und/oder gewerkschaftliche Arbeit Gestalt angenommen haben, ist ja für das Verständnis solcher Biographien von Belang, ob es Personen gegeben hat, die entweder entscheidende Anstöße vermittelt oder sich gar solchen aufkeimenden Wünschen in den Weg gestellt haben. Wir haben ja bereits gesehen, wie groß in der Erzählung ihres Werdegangs die Rolle von „Vorbildern“ (z. B. HWP-Absolventen, Gewerkschaftssekretäre) eingeschätzt wird, die ihnen wichtige Anregungen zum Studium mitgaben. Wir haben diesen Aspekt durch eine *besondere Frage* ausdrücklich vertieft: „Wer hatte entscheidenden Einfluss auf Deinen Entschluss, zu studieren?“

Tabelle 5: Personen mit entscheidendem Einfluss auf den Entschluss zum Studium (Erste Befragungswelle)

Personengruppen	Schriftliche Befragung	Mündliche Befragung
Keiner	–	39,5 %
Familie, Freunde	31,9 %	23,5 %
Lehrer, Ausbilder	–	9,9 %
Arbeitskollegen	–	1,2 %
Gewerkschaftskollegen	50,6 %	17,3 %
Sonstige	17,5 %	8,6 %
Summe	100,0 %	100,0 %

Tabelle 5 vergleicht die Befunde beider Befragungsdurchgänge in der ersten Erhebungswelle. In der nur die HWP-Population erfassenden schriftlichen Befragung hatten wir die Alternative „Keiner“ nicht vorgesehen, was die Aussagekraft dieses Teilergebnisses sicher verzerrte. Im übrigen zeigt sich auf der „reinen“ HWP-Ebene die relativ große Bedeutung des gewerkschaftlichen Erfahrungshintergrunds im Vergleich zur gemischten Stichprobe der mündlichen Befragung. Die vertiefte Auswertung der schriftlichen Befragung förderte zudem die Erkenntnis zutage, dass Männer (56,1 %) deutlich häufiger als Frauen (42,5 %) von Gewerkschaftskollegen Inspirationen zum Studium erfahren.

Auch auf dieser Ebene versprechen wir uns von der Auswertung der Gesprächsprotokolle nähere Aufschlüsse über persönliche Kontakte als auslösende Faktoren für den Studienwunsch. Zunächst ist bemerkenswert, dass die größte Teilgruppe, nämlich 32 Personen (39,5 %), spontan oder nach längerem Nachdenken für sich in Anspruch nahm, alleiniger Herr des eigenen Entschlusses an dieser wichtigen Gabelung des eigenen Lebensweges gewesen zu sein. Lapidare Bekundungen wie „Ich!“ oder „Keiner außer mir“

wurden gelegentlich mit dem Zusatz verbunden, der Entschluss zum Studium sei „langsam in mir gereift“ oder gar mit der selbstbewussten Behauptung „Ich entscheide sehr gern für mich allein!“ Eine 21-jährige Studentin für das Lehramt an Sonderschulen räumte in ihrer Antwort zwar ein, das Studium sei nicht unbedingt ein „Traum“ gewesen, weil sie doch eher eine „Praktikerin“ sei. Doch der Entschluss kam von ihr selbst. Frühzeitig hatte sie durch die Tätigkeit als Gruppenleiterin in der Sozialistischen Jugend Deutschlands „Die Falken“ ihre pädagogische Neigungen erprobt, schöpfte aus diesen Anregungen den späteren Studienwunsch. Sie verdankt nach eigenen Bekundungen dem Elternhaus wie ihren Genossen in der politischen Jugendarbeit wichtige Impulse, doch das bewertet sie im Vergleich zur eigenen Motivbildung als nachrangig. Diese Studentin ist typisch für viele andere in diesem Segment. Sie ist sich vielfältiger Anregungen aus Etappen der eigenen Sozialisation bewusst, doch nimmt sie für sich die Autonomie der Entscheidungsfindung in Anspruch.

Für alle anderen gilt nun nicht, dass sie den Wunsch, zu studieren, als Ausdruck von Fremdbestimmung empfinden, wohl aber heben sie mit unterschiedlichem Nachdruck hervor, dass Gewerkschaftskollegen („Unser Gewerkschaftssekretär hat mir den entscheidenden Tipp gegeben“), Lehrerinnen und Lehrer („Wir hatten damals in der Realschule einen tollen Klassenlehrer, der mich zum heutigen Weg angeregt hat“; „Mein Berufsschullehrer hat mich gefördert“) aber auch zu gleichen Teilen Familienangehörige („Mein Bruder hat mir das vorgemacht“) und Freunde („Ein Kumpel hat mich angespornt“) an der Reifung des Studierwunsches beteiligt waren. Seltener werden in diesem Zusammenhang Berufsberater, HWP-Absolventen oder „SPD-Genossen“ genannt.

Eine HWP-Studentin machte beispielsweise ihre beste Freundin mit verantwortlich für den Entschluss, in einer von privaten Turbulenzen geprägten Lebensphase einen erneuten Anlauf zum Studium zu suchen. Die Freundin riet nicht nur zu, sondern half in der Anfangsphase auch über Schwierigkeiten hinweg, die sich aus der Kinderbetreuung dieser alleinerziehenden Mutter ergaben. Mit einer gewissen Hochachtung erinnert sich die Studentin an den Rückhalt, den ihr damals auch die Mutter gab. Die reagierte „total fasziniert“ und sagte, „dass sie richtig neidisch war“. Das erschien in dieser schwierigen Phase nicht unbedingt selbstverständlich, hatte die Studentin doch das Angebot der Eltern, ihr direkt nach dem Abitur ein Studium zu finanzieren, noch ausgeschlagen. Hier deutet sich die zwiespältige Rolle des Elternhauses an, wenn sich die von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten zum zweiten Bildungsweg entschlossen. Auf unsere weitere Frage nämlich, ob es auch *Personen* gab, die von einem Studium *eher abgeraten* haben, ermittelten wir folgendes Antwortprofil:

**Tabelle 6: Personen, die von einem Studium eher abgeraten haben
(Erste Befragungswelle)**

Personengruppen	Schriftliche Befragung	Mündliche Befragung
Keiner	50,5 %	49,4 %
Eltern	37,1 %	28,4 %
Kollegen	4,1 %	16,0 %
Freunde, Sonstige	8,3 %	6,2 %
Summe	100,0 %	100,0 %

Ziemlich genau die Hälfte in beiden Populationen musste ihren Wunsch zu studieren nicht gegen Widerstände durchsetzen. In relativ seltenen Fällen stellten sich Arbeits- und/oder Gewerkschaftskollegen sowie Freunde und Bekannte diesem Entschluss in den Weg. Auffällig ist allerdings die recht häufige Reserve, die von Vätern oder Müttern ausging, wenn im Familienkreis der Studienwunsch zur Debatte stand. Auf der Ebene der mündlichen Befragung vermittelte uns eine Korrelationsrechnung einen ersten wichtigen Hinweis auf Distanzierungen des Elternhauses: Während 60 % der befragten Männer angaben, niemand habe

sie davon abzuhalten versucht, ein Studium aufzunehmen, sagten umgekehrt 67,7 % der von uns befragten Frauen, sie hätten ihren Wunsch gegen Widerstände durchsetzen müssen, und zwar vor allem innerhalb der Familie, wobei es sicher aufschlussreich ist, dass es besonders häufig die Mütter der Studentinnen waren, die ihr Unbehagen in zum Teil recht drastischer Weise artikulierten: „Du bist doch viel zu alt zum Studieren“, „Du wirfst ein sicheres Leben weg“, „Warum gibst Du einen gut bezahlten Job auf?“ sind Formulierungen, an die sich eine ganze Reihe der von uns befragten Studentinnen erinnern, die ihnen von „erschrockenen“ Müttern entgegengehalten wurden. Wenn sie selbst zudem alleinerziehende Mütter sind, ist ihnen aus solchen Gesprächen auch der Vorwurf vertraut, eine „Rabenmutter“ zu sein. Die folgenden Protokollauszüge dokumentieren das Ausmaß und die Heftigkeit der Vorbehalte, aber hin und wieder auch die Durchsetzungskraft der Stipendiatinnen.

„Ja, da gab es eine Menge Menschen. Mami war total dagegen, da ich im Vorfeld schon die Schulkarriere abrupt beendet hatte, so dass sie der Meinung war, wenn ich jetzt studieren gehe, hat niemand mehr einen Daumen auf mir drauf.“ (25-jährige HWP-Studentin).

„Ja, das kam aus dem gesamten familiären Bereich. Meine Mutter hat gesagt: Warum bleibst Du nicht bei der Post? Da hast Du einen sicheren Arbeitsplatz! Meine Eltern haben meinen verschlungenen Weg immer misstrauisch begleitet. Denen konnte ich das nicht recht machen. Das war für sie sehr verwirrend, aber für mich war dieses Wechselnde genau das Richtige.“ (26-jährige HWP-Studentin).

„Ja, meine gesamte Familie! Meine Oma war entsetzt, meine Tante hat mir vorgeworfen, ich sei doch Beamtin und hätte es gut. Mein Vater war sprachlos sauer, und meine Mutter hatte die Sorge, ihr einziges Kind ginge weg. Ich habe dann viele Gespräche geführt, und meine Oma war die erste, die eingeknickt ist. Mittlerweile habe ich von der Familie wieder breite Unterstützung.“ (25-jährige Fachhochschulstudentin).

Nicht immer münden die Konflikte wie im letzten Fall in ein versöhnliches Happy End. Gelegentlich sprechen die Stipendiatinnen von schwer zu kittenden familiären Zerwürfnissen, die sich aus dem Entschluss zum Studium ergaben. So verständlich die Sorge mancher Eltern gegenüber dem Risiko des zweiten Bildungsweges auch sein mag, können wir doch in diesem Kontext erahnen, dass sich der familiäre Hintergrund längst nicht immer als stabiler Rückhalt für die Stipendiatinnen und Stipendiaten erweist. Vor allem Eltern aus dem traditionellen, eher bildungsdistanzierten Arbeitermilieu, in dem Erfahrungen materieller und beruflicher Existenznot ja verbreitet sind, belasten ihre studierwilligen Kinder offenbar immer noch mit dem schweren Gepäck der Solidaritätsverweigerung, sofern diese die eingeschliffenen „Laufbahnen“ mit der Ungewissheit akademischer Qualifizierung vertauschen.

Aber auch Arbeits- und Gewerkschaftskollegen begleiten den Studierwunsch von manchen in unserer Population mit unverhohlenem Misstrauen. Es ist eine Mischung aus wohlverstandener Fürsorglichkeit und Sozialneid, die sich auf dieser Ebene in unseren Protokollen findet. In Ausnahmefällen appellieren Gewerkschafter an die „politische Ehre“, wenn sie ihrem aufstiegswilligen Kollegen vorwerfen, er ginge gewissermaßen „von der Fahne“, ließe sie in der betrieblichen Interessenvertretung gerade in schwierigen Phasen allein zurück. Bisweilen unterstützen solche Menschen Selbstzweifel und Versagensängste von Kollegen, die sich an der Schwelle zum Ungewissen befinden. So sagte uns ein türkischer Stipendiat an der Universität, der seinen bisherigen Weg mit einer erstaunlichen Zielstrebigkeit und messbarem Erfolg beschritt, in einer Mischung aus Resignation und Enttäuschung: „Meine türkischen Kollegen haben mir abgeraten, die trauten mir nicht zu, ein Studium in Deutschland zu schaffen.“ Immer wieder erinnern sich unsere Gesprächspartner an Warnungen, „einen Sprung in kaltes Wasser“ zu wagen, wo doch keineswegs sicher sei, dass die Rückkehr in „unseren Laden“ gelingen könne. Warum er denn als Postbeamter auf Lebenszeit seinen „festen Zustellbezirk“ aufgebe, um später ein arbeitsloser Akademiker zu sein, musste sich ein Universitätsstudent aus dem Ruhrgebiet vorhalten lassen. An den „düsteren Wolken“, die seine Arbeitskollegen

für ihn am Horizont aufziehen sahen, hatte eine 34-jährige HWP-Studentin „schwer zu knabbern“, denn sie sei ja schließlich auch ein „sicherheitsorientierter Mensch“.

Ein 26-jähriger Universitätsstudent der Soziologie soll unsere Kurzcharakterisierung solcher Kassandrarufer abrunden. Seinen bereits im Gymnasium gereiften Studienwunsch konnte er wegen materiell beengter Verhältnisse zunächst nicht in die Tat umsetzen. Die Zwischenphase der Ausbildung und Berufstätigkeit als Bankkaufmann verschaffte ihm ein verlässliches finanzielles Polster für das Studium, verlief aber, obwohl mit nur mäßigem Interesse besetzt, erstaunlich erfolgreich. Schulfreunde unterstützten seinen Wunsch zu studieren, doch die Arbeitskollegen machten ihm die Sache mies: Warum er die Geschäftsstellenleiterposition der Bank für das Linsengericht eines Soziologiestudiums preisgäbe; was er denn mehr wolle? Die Karten vor einem solchen Hintergrund neu mischen zu wollen und alles bisher Erreichte aufs Spiel zu setzen, erschien ihnen völlig unverständlich. Der Stipendiat hält ihnen zugute, es wohlwollend zu meinen („Die wollten mich eben vor Schlimmerem bewahren“), kann deren „bürgerlicher Sicherheitsperspektive“ aber nichts abgewinnen. Am Ende hat er, wie alle anderen von uns befragten Menschen in dieser Teilgruppe, den Sirenenklängen widerstanden, um sich „auf das Wagnis einzulassen“. Sein beachtlicher beruflicher Erfolg in jungen Jahren kann ihm dabei jene Zuversicht vermitteln, dass das Risiko für ihn kalkulierbar ist: „Wer sagt denn, dass ich später nicht an meinen früheren beruflichen Erfahrungen anknüpfen kann?“

An der Schwelle des Übergangs in den akademischen Raum stellt sich nun die Frage nach den erworbenen *subjektiven Potentialen*, die ein *erfolgreiches Studium* tragen oder womöglich auch behindern können. Wir haben unsere Gesprächspartner deshalb zur Selbstreflexion darüber aufgefordert, was ihnen ihr bisheriger Lebensweg mutmaßlich in dieser Hinsicht mitgegeben hat, um auch von daher Eigenarten des zweiten Bildungsweges unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen zu verstehen. Dabei will ich zunächst noch einmal an Richard Sennetts Kritik anknüpfen. „Die Kurzfristigkeit und die Flexibilität des neuen Kapitalismus scheinen ein Arbeitsleben im Sinne einer Karriere auszuschließen.“ (Sennett 1998, S. 165) Mindestens für einen erheblichen Teil der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung hat dieser Satz einen unübersehbaren Realitätsgehalt. Viele von ihnen haben den Weg zum Studium auf verschlungenen Wegen gefunden. Wer kann schon wissen, ob der damit verbundene Aufbruch zu neuen Ufern sich am Ende lediglich doch nur als eine weitere Episode eines Zickzackkurses erweist? Die Seitenpfade halten aber auch Lernchancen bereit. Wem der raue Wind des partiellen Scheiterns um die Nase wehte, verzagt nicht einfach, wenn er das Wagnis eines Studiums eingeht. Er sammelt ja auch Pluspunkte, selbst wenn sie in einer Art Panzerung gegenüber unbekanntem Herausforderungen bestehen.

Unsere Frage, was ihnen ihr bisheriger Lebensweg für die erfolgreiche Bewältigung der vor ihnen liegenden Strecke mitgegeben hat, provozierte bei vielen unserer Gesprächspartner zunächst eine gewisse Ratlosigkeit. Es fiel ihnen auch bei längerem Nachdenken nicht immer leicht, eine Art Zwischenbilanz subjektiv erworbener und umsetzbarer Potentiale zu ziehen. Allerdings haben am Ende lediglich neun Personen (11,1 %) achselzuckend reagiert: „Nichts“ oder „nichts Bestimmtes“ lauteten ihre Antworten. Es sind zumeist die Jüngeren und die Studenten des ersten Bildungsweges, die sich so artikulierten.

Alle anderen riefen sich positive Elemente des bisherigen Werdegangs in Erinnerung, bündelten die darin eingeschlossenen Erfahrungen als Persönlichkeitsgewinn, der sich für das Studium günstig auswirken kann. Bei näherem Hinsehen stellt sich heraus, dass die Selbsteinschätzungen *häufig recht vage* ausfallen, gelegentlich etwas Floskelhaftes haben. Vor allem, sagen die Stipendiatinnen und Stipendiaten, haben sie „Lebenserfahrung“ gewonnen. Damit ziehen sie unausgesprochen eine Trennlinie zu ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen des ersten Bildungsweges, denen sie in der Regel praktische Berufstätigkeit sowie die Vorteile voraus haben, die ein fortgeschrittenes Lebensalter vermitteln. Darin äußert sich ein Einverständnis mit der eigenen Biographie, das sich in Haltungen wie „Optimismus“ und „Selbstbewusstsein“ niederschlägt. Es ist offenkundig, dass die Stipendiatinnen und Stipendiaten ihre Lebenserfahrung als eine Variante des Bildungskapitals begreifen, das geeignet scheint, ihre soziale Benachteiligung gegenüber den

Absolventen des ersten Bildungsweges mindestens auszugleichen. Sie machen ihren beruflich-gewerkschaftlichen Erfahrungshintergrund verantwortlich für einen spezifischen „Realitätssinn“. Im Betrieb haben sie jenen „praktischen Blick“ erworben, der ihre Persönlichkeit ausprägen und festigen konnte. Was solche Kompetenzen im Studium wert sind, schildern einige in anschaulicher Weise. Ein langjähriger Betriebsrat, heute Universitätsstudent, hat gelernt, „Kollegen zu motivieren“. Seine „Menschenkenntnis“ vermittelte ihm den „Sinn für das Machbare“: „Das habe ich jetzt während des Streiks gesehen, wo viele gute Ideen hatten, aber nicht wussten, wie man die umsetzen kann.“ Es ist dieser praktische Sinn, der sich auch in spezifischen Lernsituationen als nützlich erweist. Eine 32-jährige Jurastudentin hatte vor dem Studium zahlreiche Joberfahrungen in ganz verschiedenen Tätigkeitsfeldern sammeln können. Heute hat sie „ganz andere Möglichkeiten, juristische Fälle einzuordnen“ als die sie im Seminarraum umgebenden jungen Leute.

Nun ist gerade typisch für diesen praktischen Sinn, dass er sich nicht in erster Linie auf fachlich erworbenes Wissen stützt. Berufliche Kompetenzen in einem bloß fachlichen Verständnis mögen nützlich sein, wenn beispielsweise ein ehemaliger technischer Zeichner zum Studium der Ingenieurwissenschaften aufbricht. Doch solche Verknüpfungen ihrer bisherigen Lebensgeschichte mit mutmaßlichem Studiererfolg kamen unseren Gesprächspartnern nur selten in Erinnerung, wenn sie die akkumulierten subjektiven Potentiale abschätzten. Ihr Hinweis auf die „Lebenserfahrung“ enthält demgegenüber eher eine Quersumme von daraus resultierenden Persönlichkeitsmerkmalen und Charaktereigenschaften, die viel von jenem rauen Klima ausdrücken, in das der beruflich-gewerkschaftliche Hintergrund häufig eingelagert war. Diese Menschen haben gelernt, „Ruhe zu bewahren, wenn es schwierig wird“. Sie sprechen von „Sturheit“, „Beharrlichkeit“ und „Kampfgeist“, davon, dass sie gelernt haben, „nicht zu verzweifeln, wenn es chaotisch wird“, von der Fähigkeit, sich „durchkämpfen“ zu können, wo andere vielleicht den Weg des geringsten Widerstandes gehen. Einer, der zwei Betriebspleiten und mehrere Phasen der Arbeitslosigkeit durchzustehen hatte, brachte es mit gleichmütiger Gebärde auf diesen Punkt: „Mich kann heute nichts mehr umhauen.“ Ein anderer, dessen erstes Studium an seiner Schwierigkeit scheiterte, sich in einem unübersichtlichen Studiengang zurechtzufinden, geht die Sache nun zielstrebig an: „Ich studiere jetzt im dritten Semester Psychologie und kenne die Prüfungsordnung schon fast auswendig. Damals habe ich besinnungslos Scheine gesammelt. Das passiert mir kein zweites Mal.“ Eine Studentin hat gerade die Trennung von ihrem langjährigen Partner überwunden, nach vielen Mühen eine Tagesstätte für ihr Kind gefunden, den Streit um das Sorgerecht erfolgreich ausgefochten: „Das hat meine Belastbarkeit ganz schön trainiert.“ In allen diesen Fällen gilt das banale Motto: Aus Erfahrung wird man klug. Im mehr oder weniger bewussten Wettbewerb mit anderen, im Vergleich mit Studentinnen und Studenten des ersten Bildungsweges, vergewissern sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten der spezifischen Vorteile, die ihnen ein zum Teil entbehrungsreicher Lebensweg vermittelte und die nun selbstbewusste Hoffnungen auf einen erfolgreicherem Abschnitt ihrer Biographie nähren.

Ich habe die hier diskutierten subjektiven Bilanzierungen als verhältnismäßig vage bezeichnet, weil sie sich auf zum Teil recht unsicher eingeschätzte Persönlichkeitseigenschaften beziehen und dabei Verknüpfungen mit konkreten Anforderungen im Studium in der Regel ausblenden. Das mag auch darauf zurückzuführen sein, dass viele der von uns Befragten sich noch in einer recht frühen Phase des Studiums befanden. Unsere Gesprächsprotokolle enthalten aber auch eine ganze Reihe solcher Konkretisierungen, wenn Stipendiatinnen und Stipendiaten sich bestimmte Situationen in Erinnerung rufen, in denen sich wiederum spezifische „Lebenserfahrungen“ als unmittelbar nützlich erweisen. Vor allem HWP-Studenten mit starkem gewerkschaftlichem Engagement merken beispielsweise recht schnell, dass sie nicht nur Menschenkenntnis und Konflikterfahrung, sondern auch jenes wirtschafts- und sozialwissenschaftliche „Grundwissen“ in das Studium einbringen können, das ihnen gerade den Einstieg an der Hochschule für Wirtschaft und Politik erleichtert:

„Ich habe ja beruflich schon sehr unterschiedliche Sachen gemacht. Das kommt mir jetzt zugute. Ich kann bei vielen Themen auf meine bisherigen Kenntnisse zurückgreifen. Buchführung fällt mir leicht. Auch bestimmte Grundkenntnisse in Recht habe ich natürlich schon. Durch die gewerkschaftliche Vorbildung habe ich einiges an wirtschaftlichem Grundwissen. Deshalb kann ich die Anfangsphase des Studiums relativ gelassen angehen.“ (34-jähriger HWP-Student im 1. Semester).

„Durch meine langjährige Tätigkeit als Betriebsrat und in der IG Metall habe ich ja dort die Schulungen rauf und runter besucht. Das nützt mir jetzt. Ich habe sogar manchmal den Eindruck, dass mir die HWP in vielen Dingen gar nicht mehr viel Neues bringen kann.“ (26-jähriger HWP-Student im 1. Semester).

In vieler Hinsicht kann der zweite Bildungsweg fit machen für das Studium. Berufsausbildungen gleich welchen Zuschnitts fördern zielstrebiges Arbeiten, gewerkschaftliches Engagement vermittelt neben sozialwissenschaftlichen Basiskenntnissen soziale Kompetenzen, Turbulenzen in prekären Beschäftigungsverhältnissen und konfliktbeladenen persönlichen Lebensumständen prägen widerstandsfähige Persönlichkeitsbilder aus. All das zieht sich in den Bilanzierungen unserer Population im Gewinn an „Lebenserfahrung“ zusammen, die sich in bestimmten Situationen als Fingerzeige für ein erfolgreiches Studium konkretisieren können. Dabei sind es gelegentlich ganz praktische Fähigkeiten, an die sich im Studium anknüpfen lässt, wie das folgende Beispiel zeigt:

„Den größten Gewinn ziehe ich daraus, dass ich gelernt habe, mit den verschiedensten Sorten von Menschen zurechtzukommen. Und dann habe ich ja eine verwaltungstechnische Qualifikation ins Studium mitgebracht, die es mir erleichtert, im Unterricht mitzuschreiben. Ich mußte ja in einer früheren Tätigkeit sehr viele Protokolle schreiben. Da habe ich mir ein regelrechtes Schema erarbeitet, habe keine Probleme, die Sachen später zu ordnen, wo andere in Bergen von Aufzeichnungen versinken.“ (37-jährige HWP-Studentin).

Wer mit den „verschiedensten Sorten von Menschen“ umzugehen gelernt hat, erwirbt sich sozial-kommunikative Kompetenzen, deren Bedeutung als *Schlüsselqualifikation* in aller Munde ist. Der Umstand, dass Hochschulplaner offenbar immer häufiger darüber nachdenken, wie sich die Ausbildung solcher Kompetenzen curricular sicherstellen lässt, verweist auf ein verwickeltes Problem. Es hat den Anschein, als verweigere der institutionalisierte Sozialisationsprozess vielen Menschen gerade die Entfaltung dieses subjektiven Vermögens. Hochschulen sollen also als Ausfallbürgen für beruflich zunehmend bedeutsame Qualifikationsbestandteile in die Pflicht genommen werden. Verträgt sich aber das Rationalitätsprinzip des akademischen Systems mit Fähigkeiten, für deren Erwerb gerade lebensweltliche Bezüge mit ihren charakteristischerweise offenen Lernsituationen ausschlaggebend sind? Wie auch immer: Eine Reihe der von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten hat lebendig und einleuchtend geschildert, wie und warum ihnen gerade der besondere bisherige Lebensweg bei der Ausprägung solcher Kompetenzen geholfen hat:

„Lebenserfahrung! Umgang mit Menschen unterschiedlicher Bezüge. Das hat mein Kommunikationsvermögen ausgebildet. Ich kann mich mit Bauarbeitern und mit Professoren unterhalten. Das kann ich, weil ich zwischen verschiedenen Bereichen springen kann. Das hat mir mein bisheriger Lebensweg gebracht. Ich habe bei der Post mit Leuten aus 17 Nationen zusammen gearbeitet, beim Zivildienst hatte ich überwiegend mit Wissenschaftlern zu tun. Da habe ich die Macht der Sprache kennen gelernt.“ (26-jähriger Fachhochschulstudent).

„Ich habe durch die Berufstätigkeit Führungserfahrungen als Vorgesetzter gewonnen. Ich komme dadurch mit schwierigen Konfliktsituationen besser zurecht. Ich kann mich zum Beispiel besser als andere in die Lage von Professoren hineinversetzen. Und ich fühle mich fit in Stresssituationen, weil ich schon unendlich viele Prüfungen abgelegt habe. Gerade in Banken ist das sehr weit verbreitet, dieses Prüfungswesen. Prüfungsjängste habe ich nicht mehr. Das hilft mir im Studium.“ (26-jähriger Universitätsstudent).

„Und in welcher Hinsicht“, so wollten wir von unseren Gesprächspartnern wissen, „könnte sich *Dein bisheriger Lebensweg* als hinderlich für ein erfolgreiches Studium erweisen?“ Eine deutliche Mehrheit von 47 Personen (58 %) wies die Vermutung weit von sich, sie trügen womöglich auch einen schweren Rucksack von Belastungen auf dem Buckel, der sich in der vor ihnen liegenden Etappe als Erfolgsblockierung auswirken könnte. Besonders häufig legten sich interessanterweise die Frauen und die Älteren (über 30 Jahre) mit jeweils 67,7 % in dieser Richtung fest! Ich hätte eher das Gegenteil erwartet: Mit fortschreitendem Lebensalter kann sich ja das Wagnis eines Studiums schon deshalb als besonders riskant herausstellen, weil solche Menschen einem organisierten akademischen Lernmilieu doch recht weit entfremdet scheinen. Insofern leuchtet es schon eher ein, wenn eine Studentin die Frage in dieser Weise beantwortete: „Nein, kann ich nicht sagen. Warum auch? Ich bin schließlich erst 23 Jahre alt!“ Eine 32-jährige Fachhochschulstudentin räumte zwar ein, sie sei „vielleicht ein paar Jährchen älter als andere“, doch das sei „nicht wirklich“ ein Nachteil. Das klingt einleuchtend, weil sie den Weg zum Studium erst kürzlich über das erfolgreich erworbene Fachabitur fand. Sie hat das als „Nagelprobe“ für ihre Studierfähigkeit verarbeitet. Was die Frauen angeht, wuchs bei vielen von ihnen offensichtlich aus der Summe vielfach schwieriger Lebensumstände jenes Maß an Beharrungsvermögen und Durchsetzungswille, das jetzt eine Zuversicht stiftet, die schon den Gedanken an schweres Gepäck gar nicht zulässt. So klingt es fast schon trotzig, wenn einige unsere Frage mit der Erklärung verneinten, selbst ihre „Auszeiten“, das „ständige Hin und Her zwischen Ausbildung, Job, Familie und Beruf“ waren nur „lehrreicher Gewinn“ und nicht auch ein Grund für Selbstzweifel.

Wer gesteht sich schon gerne ein, dass die oft verschlungenen Pfade der eigenen Lebensgeschichte auch manches Defizit erfolgversprechender Studierfähigkeit aufgehäuft haben? Die Fähigkeit zur selbstkritischen Bilanzierung von Stärken und Schwächen scheint mir bei vielen Befragten der Mehrheitsgruppe nicht besonders stark ausgeprägt zu sein. Darin kommt sicher die Verinnerlichung der sozialen Norm lebensgeschichtlichen Erfolgs zum Ausdruck, die noch den Selbstzweifel mit dem Makel eines Schuldeingeständnisses behaftet.

Das gilt nun aber nicht für jene starke Minderheit von 34 Personen (42 %), die eine wirkliche Bilanz aufmachten, ihrem Gewinn an Lebenserfahrung und im Studium spezifisch nützlichen Kompetenzen Verluste gegenüberstellten, in denen die Beschwerlichkeiten des zweiten Bildungsweges in sehr verschiedener Weise aufschwimmern. Wenn sie sich die Turbulenzen ihrer bisherigen Lebensgeschichte in Erinnerung rufen und sich dabei die Phasen partiellen Scheiterns wirklich bewusst machen, stellen sie sich den Selbstzweifeln, wie das folgende Beispiel eindrucksvoll unter Beweis stellt:

„Das ist schwer zu sagen. Ich weiß, dass ich Brüche in meinem Lebenslauf habe, die sich negativ für mich ausgewirkt haben. Aber das lässt mich nur teilweise zweifeln. Ich habe gelernt, mich durchzukämpfen. Selbst wenn mein Weg nicht immer geradeaus geht, weiß ich, dass ich ans Ziel kommen kann. Ich bin zuversichtlich und beharrlich geworden. Manchmal habe ich aber schon die Angst, dass ich es nicht schaffe, weil ich ja den ersten Fachhochschulabschluss und vorher schon im ersten Anlauf die mittlere Reife nicht geschafft habe. Ich weiß schon, dass ich den Abschluss des Studiums schaffen kann. Allerdings macht mir die große Arbeit, die Diplomarbeit gewisse Sorgen. Ich habe noch nie eine so große Arbeit machen müssen.“ (25-jährige Fachhochschulstudentin).

Phasen des Erfolgs haben sich in dieser Biographie mit Erlebnissen des Scheiterns abgewechselt. Kaum hat sie Zuversicht aus den positiven Etappen gewonnen, schieben sich wieder die unangenehmen Eindrücke in den Vordergrund. Je nach Stimmungslage und Studiensituation dominiert mal das eine, mal das andere. Wie viele andere auch, ist diese Studentin von naiv-optimistischer Selbstgewissheit ein ganzes Stück weit entfernt. Aber nur in Ausnahmefällen konnten wir in unseren Gesprächen den Eindruck gewinnen, dass die Zweifel die Gewissheiten überwiegen, dass die negativen Lebenserfahrungen die positiven dominieren, wenn mutmaßlicher Studienerfolg abgeschätzt wird.

Bei näherem Hinsehen erkennen wir die folgende Struktur eingestandener Hinderlichkeiten des bisherigen Lebensweges bei den von uns befragten Personen:

- Ein Teil macht hauptsächlich *Mängel in der Schulbildung* für mutmaßliche Schwierigkeiten im Studium verantwortlich. Fehlende Kenntnisse in Fremdsprachen und Mathematik, aber auch das Empfinden, während der Schulzeit nur unzureichend mit Fähigkeiten zum methodischen Arbeiten ausgerüstet worden zu sein, gehören in diesen Zusammenhang. Vor allem Studentinnen und Studenten der HWP häufen sich hier. Sie rufen sich in Erinnerung, dass ihnen die Haupt- oder Mittelschule nicht jenes Maß an „Grundbildung“ und „Allgemeinbildung“ mitgegeben hat, das den Gymnasiasten mutmaßlich zur Verfügung steht, beklagen auch fehlende Unterstützung des Elternhauses in dieser Phase. Vereinzelt projizieren sie den daraus resultierenden Frust gegen das akademische Lernmilieu an ihrer Hochschule. Wenn das mit dem „Frontalunterricht“ so weitergehe, sagte uns ein HWP-Student im ersten Semester, überlege er sich ernsthaft den Abbruch des Studiums, denn er als „einfacher Arbeiter“ bringe nicht das nötige „Basiswissen“ mit, um den langatmigen Ausführungen dieser „sich gescheit dünkenden Professoren“ immer aufmerksam zu lauschen.
- Andere Stipendiatinnen und Stipendiaten führen eingestandene Hindernisse auf Erfahrungen mit ihrer *vorgängigen Berufstätigkeit* zurück. Als Beamtin auf Lebenszeit, sagte uns eine Studentin, habe sie sich viele Jahre lang an eine „schematische Existenz“ gewöhnt. Alles war genau geregelt, nichts blieb dem Zufall überlassen. Die inhaltliche Gleichförmigkeit ihrer Tätigkeit in der Bundesbahnverwaltung bewirkte ein übriges. Sie fühlt sich vom schleichenden Gift der „Beamtenmentalität“ infiziert, das es schwer macht, sich für neue Erfahrungen zu öffnen. Aus einem ganz anderen Grund hat sich die Berufstätigkeit für einen Studenten der Geisteswissenschaften negativ ausgewirkt. Er hat den kulturellen Bruch zwischen dem lieb gewordenen Milieu seiner Druckerei und dem akademischen Habitus an der Universität nie überwunden. Im Seminarraum umgeben von ehemaligen Gymnasiasten, fühlt er sich „entfremdet“, im vertrauten Kreis seiner ehemaligen Arbeitskollegen lebt er richtig auf. Ihm geht es ähnlich wie jener Soziologiestudentin an der Universität, die als ehemalige Industriekauffrau und langjährige Betriebsrätin eigentlich Grund genug hat, sich im akademischen Milieu selbstbewusst zu bewegen, wenn da nicht Momente bildungsbürgerlicher Distinktion im Spiel wären. Im Lauf eines langen Studiums ist ihr das fehlende Abitur von Lehrenden wie Lernenden immer mal wieder beiläufig als Nachteil vorgehalten worden, was ihr „so eine Art Minderwertigkeitskomplex“ vermittelt hat.
- Aber auch *Erfahrungen in der gewerkschaftlichen Arbeit* werden ins Feld geführt, wenn die Rede auf Hindernisse des bisherigen Lebensweges für ein erfolversprechendes Studium kommt. Vereinzelt wird eine gewisse daraus resultierende „Engstirnigkeit“ erwähnt, ist von „dogmatischen Selbstblockaden“ gegenüber neuartigen Lerninhalten die Rede. Häufiger jedoch machen Stipendiatinnen und Stipendiaten jenen in der Gewerkschaft entwickelten Geist der Widerspenstigkeit für Schwierigkeiten im Studium verantwortlich. Eine „kritische Grundhaltung“, sagen sie, erweise sich rasch als hinderlich im Wettlauf um gute Noten und um Anerkennung durch Mitstudenten wie Professoren. Ein Fachhochschulstudent empfindet das Studium in dieser Hinsicht zum Teil als Fortsetzung seiner früheren „Reibereien“ mit Vorgesetzten und Chefs im Betrieb. Da gäbe es bestimmte Professoren, die sich in eitler Selbstdarstellung gefielen. Einer von ihnen prahlte regelmäßig damit, wie elegant es möglich sei, Steuerzahlungen zu vermeiden: „Mit dem kriege ich bestimmt noch Theater, und das schadet mir natürlich.“ Ein anderer kann in die Vorlesungen eines bestimmten Professors schon gar nicht mehr gehen, weil er dann „ausflippt“. Der sei frauen- und ausländerfeindlich. Ständig dagegen zu reden, erscheint ihm aber zu beschwerlich und wohl auch nutzlos.
- Die meisten Selbstzweifel werden dem *relativ hohen Lebensalter* zugeschrieben. Für diesen Personenkreis ist bisweilen typisch, dass der damit verbundene Gewinn an Lebenserfahrung nur unzureichend das Empfinden ausgleichen kann, durch zu lange Entwöhnung von organisierten Lernprozessen

vom Scheitern im Studium bedroht zu sein. Es sind vor allem diejenigen, die sich schon am Ende des dritten Lebensjahrzehnts oder gar in späteren Altersphasen bewegen, die von Problemen berichten, den „richtigen Draht“ zu ihren jüngeren Mitstudenten zu finden. Sie spüren Distanzen, die sich aus ihrem oft anderen Lebenszuschnitt ergeben, aber auch Schwierigkeiten, sich in fremde Sachgebiete geschmeidig hineindenken zu können. Das in diesem Personenkreis ohnehin oft brüchige Zutrauen zur eigenen intellektuellen Leistungsfähigkeit wird dann immer aufs Neue genährt. Manche sprechen von einem „schlechten Gewissen“ ihrer Familie gegenüber, wenn sie im fortgeschrittenen Alter regelmäßige Erwerbstätigkeit als Grundlage materieller Existenzsicherung mit den finanziell eingeschränkten Bedingungen des Stipendiums vertauschen. Andere geraten in ein „mentales Tief“, weil sie besonders empfindlich auf erste Misserfolge im Studium reagieren. Sie spüren dann, dass sie den Vorrat an lebensgeschichtlichen Optionen für den Fall des Scheiterns fast aufgebraucht haben, neigen auch zur Selbstbeschwichtigung nach dem Motto: Auch die Jüngeren haben ja Probleme, ihre „Scheine“ zu bekommen.

Fassen wir am Ende dieses Abschnitts kurz *zusammen*. Während die Altstipendiatenstudie die biographischen Hintergründe der allermeisten HBS-Stipendiaten als weitgehend geradlinige Abfolge zumeist kurzer Phasen von Ausbildung und Berufstätigkeit beschreiben konnte, bestätigte sich im Licht der Daten unserer mündlichen Befragung die Vermutung, dass heute viel stärker als damals der *zweite Bildungsweg durch Umwege gekennzeichnet ist*. Das kommt schon im höheren Durchschnittsalter unserer Population (29 Jahre sowohl bei den Studenten an Universitäten und Fachhochschulen als auch an der HWP) im Vergleich zu 25 Jahren in der Eingangsphase bei der Altstipendiatenstudie zum Ausdruck. Immer mehr von der HBS geförderte Studentinnen und Studenten finden zum Studium im Anschluss an lange Phasen freiwilliger oder erzwungener Suchbewegungen. Entweder probieren sie verschiedene Ausbildungsgänge und Weiterbildungsmöglichkeiten aus, treten das jetzige Studium auch nach einem vergeblichen ersten akademischen Anlauf an oder sie wurden durch Arbeitslosigkeit und unfreiwilligen Wechsel des beruflichen und betrieblichen Tätigkeitsfeldes vorübergehend aus der Bahn geworfen. Von stromlinienförmigen, gezielte Aufstiegsenergien verkörpernde „Karrieren“ kann deshalb heute im Zeichen des „flexiblen Kapitalismus“ für viele nicht mehr die Rede sein.

Nach wie vor jedoch spielen gesellschaftspolitisches und – mehr noch – *gewerkschaftliches Engagement* bereits in frühen Phasen dieser Lebensgeschichten eine wichtige Rolle. Mehr als die Hälfte (55,6 %) unserer Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner können zu Beginn ihres Studiums auf kontinuierliche und zum Teil recht intensive Erfahrungen in der betrieblichen Interessenvertretung, in der gewerkschaftlichen Gremien- und Bildungsarbeit zurückblicken. Vor allem in der Teilpopulation der HWP-Studenten drückt sich dies besonders stark aus. Wie wichtig den von uns befragten Menschen dieser Ausschnitt ihrer persönlichen Geschichte ist, zeigt die Tatsache, dass viele von ihnen die in der Gewerkschaftsarbeit gesammelten Erfahrungen als Inspiration zum Studium empfunden haben, wenngleich das Empfinden, aus einer beruflichen Sackgasse herauskommen zu wollen, häufiger für den Wechsel in das akademische System motivierte. Immerhin 42 % unserer Gesprächspartner erkennen rückblickend einen engen Zusammenhang zwischen ihrem gewerkschaftlichen Engagement und der Ausprägung des Wunsches, an einer bestimmten Hochschule in einer bestimmten Fachrichtung zu studieren.

So ungewöhnlich viele Lebensgeschichten im Kontext der Vorstellung von „Normalbiographien“ auch sein mögen, haben die meisten der von uns Befragten ihren *Studienwunsch nicht gegen Widerstände* aus dem Kreis ihnen nahestehender Personen *durchsetzen müssen*. Häufig fühlten sie sich durch Familienangehörige, Freunde oder Arbeitskollegen ermutigt. Nicht selten waren es auch Betriebsräte sowie ehrenamtliche und hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionäre, die sie zum Studium anregten und entscheidende Tipps gaben. Vorbehalte gingen in erster Linie von den Eltern aus. Zahlreiche Frauen mussten sich hauptsächlich von ihren Müttern gelegentlich vorhalten lassen, eine vermeintlich sichere Lebensbasis dem Wagnis eines

Studiums mit ungewisser Berufsperspektive zu opfern. Doch das konnte die Stipendiatinnen und Stipendiaten wohl verunsichern, nicht aber zurückhalten: Der Wunsch, dem eigenen Leben durch das Studium eine entscheidende Wende zu geben, war dafür häufig zu tief in der eigenen Lebensgeschichte verankert oder er erschien als leidlich erfolgversprechender Ausweg aus einer ungünstig verknoteten aktuellen Situation.

An der Schwelle zur Fachhochschule, Universität oder HWP blicken die meisten auf eine recht *bewegte Lebensgeschichte* zurück, mit der sie sich *positiv identifizieren*. So steinig die Wegstrecke bisher auch gewesen sein mag, hat sie den Stipendiatinnen und Stipendiaten doch ein Maß an *Lebenserfahrung* vermittelt, das eine optimistische Grundhaltung als Vertrauen in die erworbenen Studierfähigkeiten ausprägen konnte. Sie haben gelernt, sich beharrlich auch gegen Widerstände durchzusetzen, lassen sich durch unverhoffte Schwierigkeiten nicht so schnell aus dem Gleis werfen. Es sind weniger formale, in der Schule oder in der Berufsausbildung erworbene Qualifikationen, die diese Zuversicht begründen. Stattdessen schieben sich extrafunktionale Kompetenzen wie die Fähigkeit, sich in andere Rollen hineinzusetzen, als Resultat vielfältiger Lebenserfahrungen in den Vordergrund. Den Studentinnen und Studenten an der Hochschule für Wirtschaft und Politik kommt dabei die Affinität des in den Gewerkschaften erworbenen Wissens zu den inhaltlichen Schwerpunkten des Studiums der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften besonders zugute. Erstaunlich *unterbelichtet* erscheint demgegenüber die selbstreflexive *Fähigkeit*, Beschwerden der eigenen Biographie als Auslöser möglicher *Defizite* für den mutmaßlichen Studienerfolg *in Rechnung zu stellen*. Erst mit deutlich zunehmendem Alter bei gleichzeitig eher anspruchslosem schulischen Bildungshintergrund wachsen die Selbstzweifel, die jetzt eingeschlagene Wegstrecke erfolgreich absolvieren zu können.

C. Perspektivenwechsel während des Studiums?

Was versprechen sich Menschen, die sich häufig schon im zweiten Teil ihres dritten Lebensjahrzehnts befinden und auf eine zum Teil recht lange Strecke von Bildungs- und Ausbildungsbemühungen zurückblicken können, von einem Hochschulstudium? Empfinden sie sich nach eigener Einschätzung an einer Bruchstelle, die einen Wechsel der Lebensperspektive einleitet oder verstehen sie den vor ihnen liegenden Abschnitt als Ausdruck biographischer Kontinuität? Solchen Fragen will ich in diesem Kapitel nachgehen. In einem ersten Schritt lernen wir allgemeine und konkrete Erwartungshaltungen an das Studium kennen, die im Spiegel erster Erfahrungen reflektiert werden. Im zweiten Schritt bringe ich die Erfahrungen der Stipendiatinnen und Stipendiaten mit ihrem Studium im Kontext von Befunden unserer Wiederholungsbefragung ins Spiel. Dann gehört unsere Aufmerksamkeit der Rolle, die soziales Kapital in verschiedenen Etappen ihres Studiums für den von uns befragten Personenkreis spielt.

1. Erwartungen an das Studium

Im Anschluss an die kurze Abfrage sozialstatistischer Daten haben wir unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner im Rahmen der mündlichen Befragung der ersten Erhebungswelle gebeten, uns mitzuteilen, was im Moment das *größte Problem* ist, mit dem sie sich als *Studentin oder Student* herumzuschlagen haben. Einerseits wollten wir auf diese Weise erste Eindrücke vom Alltag der HBS-Geförderten gewinnen, die unser Verständnis für Dispositionen gerade der Studienanfänger öffnen. Zum anderen führte diese Frage im Sinn einer Art methodisch inspirierter Lockerungsübung in den gesprächsartigen Charakter der Intensivinterviews ein.

Insgesamt 25 Personen (30,9 %) waren schnell fertig mit ihrer Antwort. Es waren ganz überwiegend die in höheren Semestern platzierten Menschen, die angaben, dazu könnten sie wenig sagen, denn wirklich gravierende Probleme stellten sich ihnen momentan nicht in den Weg. Es läuft bei ihnen „alles nach Plan“, von „ernsthaften Problemen“, die einen „ständig beschäftigten“, könne keine Rede sein. Manche fügten erklärend hinzu, sich glücklicherweise in einem kleinen, überschaubaren Studiengang mit guter Ausstattung an Personal- und Sachmitteln zu befinden, was bereits erste Anhaltspunkte für das entgegengesetzte Antwortprofil der Mehrheitsgruppe vermittelt.

Mehr als zwei Drittel, nämlich 56 Personen (69,1 %), berichteten uns in überwiegend nüchterner, manchmal aber auch von Verbitterung eingefärbter Weise von zum Teil erheblichen Schwierigkeiten, die sich ihrem Studium zum Befragungszeitpunkt in den Weg stellten. In den verschiedenen Aussagen kommen gleichermaßen die strukturellen Defizite der deutschen Hochschullandschaft, wie die subjektiven Hemmnisse von Studenten im allgemeinen und solchen des zweiten Bildungsweges im besonderen zum Vorschein. Dabei wurzeln die Probleme zum einen im akademischen System selbst. Darauf beziehen sich die meisten Klagen. Zum anderen sind es aber auch Schwierigkeiten, die aus privaten Lebensumständen sowie der Bereitschaft von Stipendiatinnen und Stipendiaten resultieren, sich hochschulpolitisch oder gewerkschaftlich zu betätigen.

Was die im *Studium selbst verankerten Schwierigkeiten* angeht, können wir wiederum zwischen objektiv-strukturellen Problemen und solchen unterscheiden, die mehr in spezifisch persönlichen Gegebenheiten wurzeln, wobei sicher beide Momente in vielen Fällen lediglich analytisch voneinander zu unterscheiden, in der Wahrnehmung vielmehr miteinander verschränkt sind.

Betrachten wir zunächst die Seite *vorgegebener Studienbedingungen* als Quelle von aktuellen Problemen etwas genauer. Hier beklagen einige Personen für sie nachteilige Folgen des Strukturwandels an ihrer jeweiligen Hochschule: Neue Studiengänge, veränderte Prüfungsordnungen entwerten bisher erworbene

„Scheine“, provozieren oft recht unübersichtliche Umorientierungen. Doch das sind eher Einzelfälle. Häufiger führten unsere Interviewpartner beredete Klage über Indizien der allgemeinen Hochschulmisere. Da ist immer wieder von einem verschlechterten Studienangebot die Rede, von fehlenden Dozenten und überfüllten Seminarräumen, von einer mangelhaften Bestückung von Bibliotheken, von einem nervtötenden Wettlauf um zu wenige Praktikumsplätze. Mit fast schon resignativer Gebärde versuchen einige, sich mit dem unbefriedigenden Zustand zu arrangieren. Solche misslichen Umstände können aber auch, wie die beiden folgenden Beispiele demonstrieren, die Motivation fast völlig aufzehren:

„Die Qualität der Seminare entspricht nicht meinen Vorstellungen. Da ist zu viel Theorie und ein zu geringer Praxisbezug. Ich finde mich da nicht wieder. Ich denke, dass sich an den Bedingungen unserer Universität unbedingt etwas ändern muss. Mich nervt zum Beispiel, dass Räume für 30 Personen ausgelegt und mit 80 bis 90 Personen besetzt sind. Das kann kein sinnvolles Lernen oder Arbeiten sein. Ich meine, in Arbeitsplatzbeschreibungen steht drin, wie groß der Mindestraum einer Sekretärin sein muss. Aber irgendwie scheint das für Studierende nicht zu gelten, dass da Mindesträumlichkeiten oder nur annähernde Räumlichkeiten geschaffen werden. Der Stellenwert der Bildung ist zur Zeit auf einen möglichst schnellen Durchlauf angelegt. Ein Studium bedeutet für mich, zu lernen und wissenschaftlich zu arbeiten. Das kann ich aber nicht unter Zeitdruck. Wissenschaft braucht einfach ihre Zeit. Auch der Einstieg in die Forschung wird an der Uni nicht geboten. Studierende werden in die Forschung nicht mit integriert, obwohl es Forschung und Lehre sein sollte.“ (28-jähriger Universitätsstudent der Sozialwissenschaften).

„Es geht bei mir keineswegs seinen normalen Gang! Wir wehren uns hochschulpolitisch gegen eine neue Studienordnung und gegen die beabsichtigten Einschreibgebühren. Und dann frustriert mich das verringerte inhaltliche Studienangebot. Wir haben kaum noch Auswahlmöglichkeiten. Dadurch schwindet bei mir die Motivation. Ich bin mittlerweile so weit, dass ich einfach nur noch durch will bis zur Diplomarbeit. Ich habe eigentlich gar keine Lust mehr zum Studium. Das war früher, am Beginn des Studiums, ganz anders.“ (24-jährige Fachhochschulstudentin).

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass gerade HBS-Stipendiaten einen Teil ihrer Frustrationen auf den „fehlenden Praxisbezug“ im Studium zurückführen, legt ihnen ja der bisherige Lebensweg häufig nahe, an die Qualität von Lehrangeboten die Maßlatte beruflich verwertbaren Wissens anzulegen. Professoren, die ihren Stoff nicht exemplarisch nachvollziehbar vermitteln können oder die sich über Sachverhalte „bloß theoretisch“ verbreiten, die Stipendiaten aus eigenem Erleben – sei es, als ehemalige Betriebsräte in Arbeitsrechtskursen oder als ausgebildete Metallfacharbeiter im ingenieurwissenschaftlichen Studiengang – kennen lernen konnten, haben bei einigen ihren akademischen Vertrauensvorschuss schnell verspielt. Manchmal, sagte uns beispielsweise ein HWP-Student im ersten Semester, habe er sich schon ernsthaft mit dem Gedanken herumgeschlagen, das Studium deshalb abzubrechen. Ein Maschinenbaustudent verhielt sich ähnlich, tröstete sich aber mit der Aussicht auf die Zeit nach dem Vordiplom: „Dann wird hoffentlich vieles anders!“

Weniger dramatisch fallen in der Regel die Aussagen derjenigen aus, die ihre aktuellen Probleme auf die Eingewöhnungsschwierigkeiten zu Beginn des Studiums zurückführen. Hier haben wir es zumeist mit *subjektiven Orientierungsproblemen* zu tun, die teilweise von Versagensängsten überlagert werden. Sich im Studienplan zurechtzufinden, eine angemessene Auswahl von Kursen und Seminaren zu treffen, sich frühzeitig für eine bestimmte Fachrichtung festzulegen, bereitet einigen Kopfschmerzen. Vor allem bei HWP-Studenten aus der Eingangsphase des Studiums ist die Sorge verbreitet, von der ersten Hausarbeit überfordert zu werden oder den Anforderungen in ungeliebten propädeutischen Fächern (z. B. Statistik, Buchhaltung) nicht gewachsen zu sein. Gerade bei diesem Personenkreis haben wir verhältnismäßig häufig Anzeichen eines *subjektiven Überforderungsempfindens* angetroffen. Auf sie stürze eben zu vieles gleichzeitig ein, sagte beispielsweise eine Studentin im zweiten Semester. Bis heute habe sie es nicht geschafft, „eine gewisse Ordnung“ in ihr Studienverhalten zu bringen. So sinnhaft die curriculare Idee eines

interdisziplinären Zugangs im Fächerkanon der Hochschule für Wirtschaft und Politik auch empfunden wird, so groß ist für viele auch der Komplexitätsstress, der damit einhergeht. Er renne von einer Vorlesung zur anderen und habe dadurch keine Zeit, sich auf die Veranstaltungen vorzubereiten, geschweige denn zur Nacharbeit, klagte ein HWP-Student im dritten Semester. Und weil jeder Dozent so tue, als sei gerade sein Fach, seine Darbietung „das Wichtigste von allem“, fehle ihm das Kriterium für eine vernünftige Auswahl. Eine Studentin wiederum, die schon seit vier Semestern versucht, sich „in diesem Chaos“ von Veranstaltungsangeboten zurechtzufinden, hat sich angewöhnt, zu Beginn eines Semesters in verschiedene Kurse „reinzuschnuppern“, um dann eine überlegte Auswahl zu treffen. Doch dann haben ihr andere Studenten gesagt: „Nee, das ist es nicht, da darfst Du nicht hingehen, das bringt nichts“ – und schon war sie auf ihre anfängliche Unsicherheit zurückgeworfen. Einen Kompass zu finden für das Dickicht des Lehrplans, beansprucht an der HWP offensichtlich eine Menge Zeit und Kraft. Wer sich zudem schon in der Anfangsphase des Studiums in die örtliche Gewerkschaftsarbeit und/oder in hochschulpolitische Aktivitäten gleichsam stürzt, für den können sich die Probleme rationaler Zeitorganisation schnell zu einem schwer überwindbaren Gebirge auftürmen.

Doch damit nicht genug. Der Studienanfänger muss sich häufig auch in einer fremden Umgebung zurechtfinden, lernt eine neue Stadt mit Menschen anderer Mentalität kennen. Früher, sagte uns ein HWP-Student aus einer norddeutschen Kleinstadt, ging er aus seinem kleinen Häuschen und war direkt im Wald. Jetzt wohnt er auf engstem Raum in einer Zweizimmerwohnung im vierten Stock eines Mietshauses. Daran kann er sich bis heute nur schwer gewöhnen. Von solchen und ähnlichen Problemen aus dem *privaten Bereich* berichteten uns eine ganze Reihe von Studienanfängern. Es handelt sich dabei jedoch in der Regel nicht um schwer überwindbare Schwierigkeiten, zumal ja die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung vom Druck vieler ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen weitgehend entlastet sind, durch regelmäßige Berufstätigkeit für ihren Lebensunterhalt sorgen zu müssen. Insofern ist es schon typisch, dass lediglich drei von 81 Befragten finanzielle Engpässe für ihr gegenwärtig größtes Problem hielten. Allerdings können sich aus dem Studium resultierende Probleme bei jenem vermutlich wachsenden Personenkreis potenzieren, der von Familienpflichten stark in Anspruch genommen ist. Alleinerziehende Mütter berichteten uns von kaum zu bewältigenden Problemen der Alltagsorganisation, wenn sie zu allem anderen auch noch große Strecken zwischen ihrem Wohnort und ihrem Studienort zurückzulegen haben: „Da denke ich schon manchmal, es bricht alles über mir zusammen.“ Lassen wir dazu aber auch einen Studenten zu Wort kommen, der in seiner bewegten und beruflich wie gewerkschaftlich beeindruckend erfolgreichen bisherigen Lebensgeschichte gelernt hat, angesichts solcher Mehrfachanforderungen die Komplexität von Studienleistungen maßvoll zu reduzieren. Mit leidenschaftsloser Zuversichtlichkeit schilderte er uns seine aktuellen Bedrängnisse:

„Probleme für mich als Student? Die habe ich weniger, was das Studium angeht, mehr mit meiner persönlichen Situation, weil ich ein kleines Kind habe. Ich muss das Studium so gestalten, dass ich das unter einen Hut kriege. Das ist schon schwierig. Ich habe 22 Stunden Lehrveranstaltungen belegt, und das nimmt mich ganz schön mit. Ich bin doch recht eingeschränkt, weil ich das mit der Tagesmutter abstimmen muss und mit meiner Lebenspartnerin, die voll berufstätig ist. Sie hat Arbeitszeiten, die mich dazu zwingen, nachmittags immer pünktlich zu Hause zu sein. Dann fallen manche Lehrveranstaltungen entweder für mich ganz weg oder ich muss schon mal eine Dreiviertelstunde eher weggehen. Das ist dann aber nicht so tragisch.“ (34-jähriger HWP-Student im ersten Semester).

Das ist deshalb für ihn „nicht so tragisch“, weil er sich im Beruf und in der ehrenamtlichen gewerkschaftlichen Tätigkeit ein profundes Grundwissen in Verbindung mit einer soliden Arbeitsmethodik angeeignet hat und zudem sehr genau weiß, was ihm das eben erst begonnene Studium bringen soll. Nach wie vor wirkt er in maßgeblicher Weise in seinem DGB-Ortskartell mit, pflegt auch Kontakte in verschiedenen umweltpolitischen Zusammenhängen. Dieses Beispiel zeigt, dass von zwangsläufigen Überforderungen nicht die

Rede sein kann, wenn Studienanfänger ihr Leid klagen über Schwierigkeiten des studentischen Alltags, kommt es doch immer darauf an, in welcher Weise die Menschen subjektiv in der Lage sind, sich in strukturellen Gegebenheiten zurechtzufinden. Dabei spielen die *Antriebskräfte* eine wichtige Rolle, die die Subjekte in das Studium in freilich recht unterschiedlicher Weise einbringen. Davon soll nun die Rede sein.

Was soll den Studentinnen und Studenten ihr Studium bringen? Mit welchen Erwartungen haben sie es aufgenommen? Aus der Untersuchung über die Orientierungen von Studierenden in West- und Ostdeutschland des Jahres 1995 wissen wir, dass weniger die Berufsaussichten, wohl aber der „eingeschätzte Nutzen für die persönliche Entwicklung“ für die meisten bestimmendes Motiv ist, ein Studium aufzunehmen (vgl. Bamm/Bargel 1995, S. 237). Eine eindrucksvolle Bestätigung dieses repräsentativen Befunds lieferte uns die schriftliche Befragung an der HWP. Auf die Frage, ob sie lieber ein Fach studieren, in dem die späteren Berufschancen gut und sicher, aber die Inhalte womöglich weniger interessant sind oder ob sie sich lieber unabhängig von solchen mutmaßlichen Chancen einem sie persönlich interessierenden Fach zuwenden, entschieden sich lediglich 12,4 % für das in der ersten Alternative enthaltene Realitätsprinzip, während die überwältigende Mehrheit von 82,5 % das zweckfrei gedachte Lustprinzip der zweiten Alternative bevorzugte. Die restlichen 5,1 % mochten sich nicht festlegen. Abermals erkennen wir, dass die Vorstellung vom Studium als einem integralen Bestandteil kalkulierter Laufbahnorientierung ein ganzes Stück weit außer Kurs geraten ist.

Nun hängt es allerdings sehr stark vom methodischen Zugang in der Erhebungssituation ab, ob solche Vergewisserungen der eigenen Motivation einem spontanen Impuls folgen oder auf den Prüfstand einer im Gespräch mobilisierten Nachdenklichkeit geraten. Hier erweist sich nun meiner Ansicht nach die Überlegenheit unserer Intensivinterviews gegenüber der bloßen Abfrage, wie sie ja auch Bamm und Bargel gewählt haben. Von unseren 81 Gesprächspartnern haben sich nämlich nur 33 Personen (40,7 %) im Sinn der Alternative verhältnismäßig zweckfreier Studieneurwartungen festgelegt, während sich bei einer *Mehrheit* von 48 Personen (59,3 %) *zweckhafte*, auf *beruflich-sozialen Erfolg* orientierte Motivbündel in den Vordergrund schoben. Dabei finden wir häufiger die Frauen als die Männer in der Mehrheitsgruppe wieder, was womöglich mit den stärkeren Widerständen zu tun hat, die Frauen auf ihrem Weg in das Studium zurückzulegen haben. Im übrigen ist der Kontrast zwischen dem Resultat unserer beiden Untersuchungsmethoden ein Stück weit vordergründig, zeigt er im Licht der schriftlichen Befragung doch zunächst nur etwas unmittelbar Einleuchtendes: Wenn ein Studienfach nicht auf subjektives Interesse stößt, kann mutmaßlicher Berufserfolg die Mühseligkeiten nicht ausgleichen, die damit nach aller Erfahrung immer verbunden sind.

Beschäftigen wir uns zunächst etwas Genauer mit jener *Minderheit*, die den *zweckfreien Motiven* stärker als der Erfolgsorientierung verpflichtet ist. Auf unsere Frage, was ihnen das Studium hauptsächlich bringen soll, sprechen diese Personen häufig von „Horizontenerweiterung“. Sie wollen „Zusammenhänge besser verstehen“ oder „ganz einfach mehr wissen“. Mit dem Hinweis auf einen angestauten „Bildungshunger“ und „Wissensdurst“ versprechen sie sich vom Studium „theoretische Erkenntnisse“ in thematischen Zusammenhängen, zu denen sie ihr bisheriger Lebensweg häufig bereits disponiert hat. Jetzt, bekräftigen manche, wolle man endlich „den Dingen auf den Grund gehen“. Gelegentlich fallen solche Äußerungen recht emphatisch aus. In ihnen mag sich jenes klassische Universitätsideal verbergen, das die intellektuelle Erkenntnistätigkeit von den Zwängen praktischer Berufstätigkeit befreit. Der Hochschulhorizont öffnet dann den Blick in die Welt der Wissenschaften, die womöglich als Beruf im Sinn einer akademischen Karriere für diejenigen interessant wird, die mit einem enormen Wissensdurst ans Werk gehen. Doch das treibt die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten auch in dieser Gruppe nicht um. Ihnen geht es darum, die gelegentlich disparat wirkenden Versatzstücke ihrer bisherigen Lebensgeschichte durch das wissenschaftliche Studium gewissermaßen zusammenzufügen. Ihre Neugierde auf theoretischen Erkenntnisgewinn ist durchaus nicht so diffus, wie es in ersten, spontanen Äußerungen den Anschein haben mag. Vielmehr suchen

sie nach Verknüpfungen, nach komplexen Antworten auf Fragen, die in ihrer vorgängigen Berufsausbildung und Berufstätigkeit zugunsten der praktischen Seite offen geblieben sind. Ein HWP-Student verspricht sich von seinem Studium beispielsweise, dass es die verschiedenen Kenntnisse und Erfahrungsausschnitte, die er sich in der Verwaltungslaufbahn wie in der Gewerkschaftsarbeit anzueignen verstanden hat, gewissermaßen „analytisch zusammenbringt“. Hier „ein bisschen Betriebswirtschaft“, dort ein „Stück Politik und Ökonomie“, das konnte ihn nicht zufrieden stellen. Vom Studium erwartet er deshalb einen „interdisziplinären Überblick auf das Ganze“. Ob dabei dann am Ende etwas herauskommt, was sich beruflich verwerten lässt, ist ihm mindestens in der Anfangsphase des Studiums nicht so wichtig. Andere gehen einen Schritt weiter. „Nur für mich“, sagte uns eine süddeutsche Universitätsstudentin, wollte sie studieren, also „ohne eine Karriere im Hinterkopf“. Dabei symbolisiert das Studium nicht nur systematische Erkenntnistätigkeit. Es ist ja auch ein neuer Lebensabschnitt, in dem man andere Menschen, unter Umständen eine fremde Stadt kennen lernt, denen man sich womöglich verschließen würde, wenn nur die berufliche Perspektive das Handeln bestimmte. „Freiräume“ jenseits bisheriger beruflicher und privater Zwänge kennen zu lernen, sich gegenüber „neuen Ansichten“ und „anderen Erfahrungen“ zu öffnen, trägt die relativ zweckfreie Motivation ebenso wie den akademisch gerichteten „Bildungshunger“. Eine kleine Gruppe engagierter Gewerkschafter aus dem Kreis der HWP-Stipendiaten beantwortete unsere Frage nach dem erwartbaren individuellen Nutzen des Studiums im Sinn der Bekräftigung ihrer „Grundüberzeugungen“. Dem widersprach ein westdeutscher Stipendiat vehement:

„Für mich ist mein Studium die Verwirklichung eines Lebenstraums! Viele können es nicht fassen, dass ich Philosophie studiere. Dieses Studium vermittelt mir eine ständige Begegnung mit mir selbst. Die ewige Frage, was Wahrheit ist, finde ich aufregend. Das ist einerseits Selbstfindung, aber es kann mir später auch beruflich helfen. Ich habe in der Gewerkschaftsarbeit erfahren, was es heißt, von bösen Ausbeutern zu reden und beim eigenen Arbeitgeber sehr viele positive Erfahrungen zu machen. Dann bekommt man ein Gespür für Zwiespälte und für Dogmatismus, wie er in unseren Kreisen leider immer noch verbreitet ist. Das Studium hat meine kritischen Fragen eher angeregt und mich misstrauisch gegenüber einfachen Erklärungen schwieriger Sachverhalte gemacht.“ (33-jähriger Universitätsstudent).

Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung sind nüchterne Leute. Wenn sie vom Studium als der Chance zur „Selbsterfahrung“ und zur „Selbstfindung“ sprechen, wenn sie ihren „Bildungshunger“ als hauptsächliches Studienmotiv ins Feld führen, lassen sie sich nicht von Schwärmereien hinreißen. Je länger sie im Lauf dieser Gesprächspassagen nachdachten, um so häufiger reflektierten sie den Zusammenhang zwischen dem Antrieb, lebensgeschichtlich zumeist verweigerter, jetzt aber endlich ergriffener Möglichkeiten systematischer Wissenserweiterung *auch* zweckrational auszuleuchten. Seine „ewige Fragerei“ nach der Wahrheit, mutmaßte der zuletzt zitierte Philosophiestudent, könne ihm später auch beruflich dienstbar sein. Andere versprechen sich von der Erweiterung ihres Bildungshorizonts nicht nur intellektuellen Gewinn, sondern hoffen im gleichen Atemzug, dadurch auch „persönlich weiterzukommen“.

Damit bewegen sie sich in einer Art motivationaler Grenzregion zu denjenigen, die mehr oder weniger ausdrücklich ihren Antrieb zum Studium aus Hoffnungen berufspraktischer Verwertbarkeit der erworbenen Kenntnisse ziehen. Auch die Repräsentanten der *Mehrheitsgruppe* im Sample unserer mündlichen Befragung sind ja wissensdurstig und bildungshungrig. Auch sie wollen den Dingen auf den Grund gehen, aber sie halten sich in den Begründungen nicht lange auf dieser unspezifischen Ebene auf, bringen vielmehr unterschiedliche Fixpunkte der Lebensphase jenseits des jetzigen Studiums ins Spiel. Sie entsprechen damit in vielen Fällen der Idealvorstellung einer Studienförderung, die die Ernsthaftigkeit eines Studienwunsches nicht zuletzt daran misst, was er später an beruflichen Zinsen realistischerweise versprechen kann. 48 Personen (59,3 %) gewinnen einen entscheidenden Antrieb zum Studium aus der Aussicht auf künftigen beruflich-sozialen Erfolg. Das ist nur auf den ersten Blick im Vergleich zu den Befunden von Bamm/Bargel und unserer parallel geschalteten schriftlichen HWP-Befragung überraschend. Wenn wir nämlich genauer

hinsehen, erkennen wir bei *mehr als der Hälfte* aus dieser Teilgruppe der mündlichen Befragung recht plausible Besonderheiten: Zum einen handelt es sich um Personen, die nach Erfahrungen eines gescheiterten Studiums nun einen zweiten Anlauf machen und dabei im Sinn des Realitätsprinzips ernüchtert sind („Ich kann mir ein Studium just for fun nun nicht mehr leisten“); zum zweiten resultiert die Berufsbezogenheit der Studienmotivation schon aus dem gewählten Studiengang (z. B. Pädagogik, Sozialpädagogik), der zu lapidaren Äußerungen provoziert, wie: „Ich studiere Pädagogik, um Lehrerin zu werden“; drittens schließlich haben wir es mit Leuten zu tun, die im Sinn der klassischen Aufstiegsorientierung von „Karrieren außer der Reihe“ ihr in der Ausbildung erworbenes Fachprofil akademisch veredeln wollen („Ich studiere Maschinenbau, weil ich in meinem alten Betrieb weiterkommen will“). Eine Minderheit von einem halben Dutzend Personen nimmt für sich Motive in Anspruch, die im Rahmen eines gewerkschaftlichen Studienförderungswerks sicher nicht typisch sind. Diese Studentinnen und Studenten geben entweder „offen zu“, später einmal „viel Geld verdienen“ zu wollen oder sie machen kein Hehl aus ihrer Erkenntnis, weniger am Wissenserwerb als an der Aussicht interessiert zu sein, einen „akademischen Titel“ zu bekommen, der ihnen Aufstiegs Optionen verspricht. Ohne einen „Abschluss“, hat beispielsweise ein ehemaliger Krankenpfleger gelernt, kann er im sozialpolitischen Feld „nicht weiterkommen“, denn sonst bliebe er „ein Leben lang nur der Fußabtreter für die Ärzte“. Schließlich führt eine kleine Gruppe vor allem von HWP-Studenten den Antrieb zum Studium in erster Linie auf den Wunsch zurück, später im gewerkschaftlichen oder gewerkschaftsnahen Bereich „unterzukommen“. Ich werde darauf später noch genauer eingehen.

Verweilen wir noch einen Moment bei den Stipendiatinnen und Stipendiaten an der Hochschule für Wirtschaft und Politik. Im Rahmen unserer *schriftlichen Befragung* wollten wir von diesem Personenkreis wissen, worin sie für sich den *Nutzen ihres Studiums* erkennen. Die folgende Häufigkeitsverteilung zeigt das Profil der Antworten auf acht vorgegebene Motivbündel.

**Tabelle 7: Individuelles Nutzenversprechen des HWP-Studiums
(schriftliche Befragung erste Welle, n = 97)**

Das HWP-Studium ist für mich von Nutzen, um ...	Sehr nützlich	Überwiegend nützlich	Teils, teils	Wenig nützlich	Nicht nützlich
später eine interessante Arbeit zu haben	40,2 %	38,1 %	18,6 %	3,1 %	–
eine hohe soziale Position zu erreichen	6,2 %	20,6 %	46,4 %	23,7 %	3,1 %
mehr über das gewählte Fachgebiet zu erfahren	51,5 %	35,1 %	9,3 %	4,1 %	–
eine gute wissenschaftliche Ausbildung zu erhalten	34,0 %	44,3 %	15,5 %	6,2 %	–
anderen Leuten später besser helfen zu können	21,6 %	34,0 %	30,9 %	11,3 %	2,1 %
mich später wirkungsvoller für die Arbeitnehmer einsetzen zu können	32,0 %	26,8 %	34,0 %	6,2 %	1,0 %
zur Verbesserung der Gesellschaft beizutragen	23,7 %	32,0 %	35,1 %	7,2 %	2,1 %
während der Studienzeit alternative Lebensweisen zu erproben	8,2 %	9,3 %	35,1 %	25,8 %	21,6 %

In ihrer überwältigen Mehrheit (86,6 %) versprechen sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten von ihrem Studium an der HWP fachlich fundierte Kenntnisse. Dieses Nutzenkalkül sagt noch nichts darüber aus, ob es sich um eine zweckfreie oder zweckhafte Motivationslage handelt. Gleiches gilt sicher auch für die stark präferierte Dimension einer soliden wissenschaftlichen Ausbildung, die sich insgesamt 77,3 % in unterschiedlich starkem Maße von ihrem jetzigen Studium erhoffen. Es zeigt sich aber auch im Licht der ersten Zeile von Tabelle 7, wie stark in diesem Personenkreis auch *berufsbezogene Hoffnungen* das Nutzenkalkül prägen: 40,2 % halten dieses Studium für „sehr nützlich“ in seinem Versprechen auf eine künftige „interessante Arbeit“, und immerhin 38,1 % erscheint es in dieser Hinsicht zumindest als „nützlich“. Gleichzeitig erkennen wir, dass eine im weitesten Sinne *gesellschaftspolitische Motivation* zum Studium in diesem Personenkreis nach wie vor tief verankert ist. Mehrheitlich versprechen sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten von ihrem HWP-Studium, „anderen Leuten später besser helfen zu können“ (insgesamt 55,6 %), sich „wirkungsvoller für die Arbeitnehmer einsetzen zu können“ (insgesamt 58,8 %), aber auch „zur Verbesserung der Gesellschaft beizutragen“ (insgesamt 55,7 %). Demgegenüber beinhaltet dieses Studium, schon wegen seines hochgradig verschulerten Zuschnitts, kaum das Versprechen, in dieser Zeit alternative Lebensweisen zu erproben.

Schließlich trägt es offenbar nur für eine Minderheit von insgesamt 26,8 % die Erwartung sozialen Aufstiegs. Das mag einerseits damit zusammenhängen, dass der Drang zum sozialen Avancement in diesem stark politisch motivierten Personenkreis immer noch verpönt ist; andererseits verbirgt sich hinter diesem Wert sicher auch die Ernüchterung darüber, dass „hohe soziale Positionen“ auf dem Arbeitsmarkt im allgemeinen und durch das HWP-Studium im besonderen recht unzugänglich sind. Doch in dieser Hinsicht unterscheiden sich die „Jungen“ (bis 30 Jahre) offenbar deutlich von den „Älteren“ (31 Jahre und mehr).

Während nämlich lediglich 16,7 % der Älteren das HWP-Studium als nützlich oder gar sehr nützlich zum sozialen Avancement erachteten, tun das 39,5 % der bis 30-jährigen! Sind die Älteren also erfahrungsbedingt illusionsloser als ihre jüngeren Kolleginnen und Kollegen oder deutet sich hier ein generationsbezogener Wandel an, der dem sozialen Aufstieg im Sinn pragmatischer Orientierung einiges vom Geruch der „Fahnenflucht“ nimmt? Gegen die zweite Vermutung spricht ein anderer Befund unserer Korrelationsrechnungen: Lediglich 50 % der Älteren, aber 69,8 % der Jüngeren halten das HWP-Studium für nützlich oder gar sehr nützlich für ihre Absicht, sich später wirkungsvoller für die Arbeitnehmer einsetzen zu können. Im übrigen beeinflusst weder die Geschlechtszugehörigkeit noch die Erfahrungsdauer im Studium die Häufigkeitsverteilung aus Tabelle 7 in statistisch signifikanter Weise.

Obwohl mich im Rahmen dieses Projekts der spezifische Einfluss des Studiums auf Dispositionen und Erfahrungen der HBS-Stipendiaten angesichts unserer eingegrenzten Fragestellungen nur am Rande interessierte, wollten wir doch im Rahmen der schriftlichen Befragung die reizvolle Möglichkeit nutzen, etwas näher herauszufinden, wieweit sich die HWP-Stipendiaten hinsichtlich wichtiger Dimensionen ihrer *Qualifikation* durch das *bisherige Studium gefördert* fühlen. Die folgende Tabelle gruppiert den Befund der Grundauszählung im Unterschied zur Reihenfolge des Fragebogens in einer Rangreihe abnehmender Zustimmung zu neun vorgegebenen Qualifikationsdimensionen.

Tabelle 8: Bisherige Förderung wichtiger Dimensionen der Qualifizierung durch das HWP-Studium (erste Welle, n = 97)

Dimensionen	Sehr stark	Stark	Teilweise	Kaum	Gar nicht
Fachliche Kenntnisse	13,4 %	59,8 %	19,6 %	6,2 %	1,0 %
Persönliche Entwicklung ganz allgemein	21,6 %	42,2 %	28,9 %	5,2 %	2,1 %
Berufsbezogene Fähigkeiten	12,4 %	46,4 %	32,0 %	9,3 %	–
Intellektuelle Fähigkeiten, logisch-methodisches Denken	12,4 %	42,3 %	38,1 %	7,2 %	–
Autonomie, Selbständigkeit	12,4 %	40,2 %	34,0 %	10,3 %	3,1 %
Kritikfähigkeit, kritisches Denken	13,4 %	34,0 %	34,0 %	16,5 %	2,1 %
Arbeitstechnisches Können, systematisches Arbeiten	12,4 %	26,8 %	39,2 %	19,6 %	2,1 %
Soziale Fähigkeiten, Umgang mit Menschen	6,2 %	23,7 %	28,9 %	33,0 %	8,2 %
Politisch-moralische Überzeugungen	3,1 %	18,6 %	35,0 %	29,9 %	13,4 %

Hinter diesen Zahlen verbergen sich gleichermaßen Leistungsfähigkeit wie Defizite des gegenwärtigen Studiums an der Hochschule für Wirtschaft und Politik. Zwar fühlen sich immer nur kleine Minderheiten hinsichtlich der verschiedenen Qualifikationsdimensionen „sehr stark“ gefördert, doch auf den meisten Ebenen versteht es die Hochschule offensichtlich, eine insgesamt prägende Wirkung auszuüben. Das gilt gleichermaßen für den Erwerb fachlicher wie – schwächer ausgeprägt – persönlichkeitsbildender Kompetenzen. Immerhin schreibt auch eine starke Minderheit von 47,4 % der Befragten der HWP das Vermögen zu, Kritikfähigkeit und kritisches Denken zu unterstützen, was man von einer Hochschulausbildung ja nicht unbedingt erwarten kann. Deutliche Defizite treten demgegenüber auf der Ebene methodischer und sozial-kommunikativer Kompetenzen in den Vordergrund. Dass die Hochschule politisch-moralische Überzeugungen aus der Sicht der meisten Befragten gerade nicht fördert, ist sicher kein Qualitätsmangel, im Gegenteil: Die mancherorts immer noch verbreitete Vorstellung, an dieser Hochschule würden stramme Klassenkämpfer geschmiedet, wird durch den Befund in der letzten Zeile von Tabelle 8 eindrucksvoll widerlegt.

Eine Reihe von näheren Aufschlüssen lieferten uns auch auf dieser Ebene die Korrelationsrechnungen. Am stärksten beeinflusst abermals die *Altersgruppenzugehörigkeit* das Empfinden, von der HWP hinsichtlich bestimmter Qualifikationselemente gefördert zu werden, und zwar in unterschiedlicher Richtung. So sind die Jungen häufiger als die Älteren davon überzeugt, die HWP fördere ihre Autonomie (62,8 % gegenüber 44,4 %) sowie ihre Kritikfähigkeit (58,1 % gegenüber 38,9 %). Umgekehrt haben die Älteren mit 18,5 % häufiger das Empfinden als die Jüngeren (4,7 %), die HWP nütze ihren berufsbezogenen Fähigkeiten. Wer dem zweiten *Studienabschnitt* angehört, ist häufiger (83,8 %) davon überzeugt, die HWP vermittele solide fachliche Kenntnisse als diejenigen, die sich (noch) im ersten Studienabschnitt befinden (66,7 %). Dieser Teilbefund spricht sicher für die Sinnhaftigkeit des Sozialökonomischen Studiengangs. In lediglich einer Dimension differenziert sich das Bild unter dem Einfluss der *Geschlechtsvariablen*: Während insgesamt 29,9 % der Befragten der HWP-Ausbildung sehr stark oder doch stark die Fähigkeit zugeschrieben, soziale Fähigkeiten, den Umgang mit Menschen zu fördern, legten sich darauf 40 % der Frauen, aber nur 22,8 % der Männer fest.

Kehren wir jetzt noch einmal auf die Ebene der Erwartungen an das Studium im Kontext unserer Intensivinterviews zurück. Wir haben ja bereits gesehen, dass der Wunsch, durch ein Hochschulstudium den Horizont des eigenen Wissens zunächst einmal zweckfrei zu erweitern, bei vielen überlagert bleibt von Motivationen, die sich auch aus der späteren beruflichen Verwertbarkeit der erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten speisen. Die meisten unserer Gesprächspartner befanden sich zum Zeitpunkt der Befragung in einer frühen Phase ihres Studiums. In ihr stellt sich, je nach der Eigenart des gewählten Studiengangs in unterschiedlich zwingendem Maße, die Frage nach *vorausschauender Studienplanung*. Aus der Sicht eines über knappe Mittel disponierenden Studienförderungswerks gewinnt dieses Problem besondere Bedeutung, erscheint ja der Grad zielorientierter Bündelung von Studienenergien auch als Fingerzeig für die „Ernsthaftigkeit“ des subjektiven Bemühens und damit letztlich auch für die Förderungswürdigkeit.

Wir leiteten diese Passage unserer Interviews mit folgendem Gesprächsreiz ein: „Manche sagen: Ich weiß jetzt schon sehr genau, wie ich mir den Verlauf meines Studiums vorstelle. Andere wissen das noch nicht so genau, warten ab, wie sie sich an der Hochschule, in ihrem Fach zurechtfinden. Wie ist das bei Dir?“ Das Antwortprofil ließ sich im Sinn einer polaren Struktur kategorisieren, je nachdem, ob die Befragten konkrete oder vage Vorstellungen über den Verlauf ihres Studiums an den Tag legten. Die folgende Häufigkeitsverteilung weist in der Summe nach, dass lediglich eine starke Minderheit unserer Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner klar umrissene Ideen hinsichtlich der vor ihnen liegenden Schritte im Studium im Kopf hatte. Mit zunehmender Studienerfahrung wächst allerdings auch die Planungssicherheit. Nun befinden sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten der HBS in dieser Hinsicht offenbar in guter Gesellschaft. Kürzlich wurden erste Befunde einer Umfrage bei BWL- und VWL-Studenten im Wintersemester 1997/98 bekannt, die auf einen erstaunlichen Widerspruch hindeuten. Einerseits war offensichtlich der Anteil derjenigen, denen eine Karriere als Studienmotiv „sehr wichtig“ ist, von 66,3 % in 1995 auf 78,9 % in 1998 gestiegen. Andererseits jedoch ist die „Zielstrebigkeit“ im Studium im gleichen Zeitraum von 88,4 % auf 60,1 % gesunken (vgl. Welt am Sonntag vom 30.8.1998, S. BR 01).

An der Hochschule für Wirtschaft und Politik haben wir besonders viele Befragte angetroffen, die sich in einer frühen Phase des Studiums befanden. Das mag zum Teil erklären, warum im Licht der Daten von Tabelle 9 nicht einmal jeder Dritte aus diesem Personenkreis über eine umfassende und durchdachte Vorausschau auf das eigene Studium verfügt. In Anbetracht der klaren curricularen Struktur der HWP und ihrer überschaubaren Größe bleibt das dennoch ein überraschender Teilbefund. Die relative Überschaubarkeit der Institution, auch die günstigen Möglichkeiten des Erfahrungsaustauschs im Kreis der Stipendiatengruppe hätten eher ein gegenteiliges Resultat erwarten lassen. Allerdings vermittelten uns unsere Interviewpartnerinnen und Interviewpartner von der HWP auch einen lebendigen Eindruck von ihren Schwierigkeiten, sich in einem unübersichtlich wirkenden Angebot eines Vierfächerstudiums gerade in der Eingangsphase zurechtzufinden.

Tabelle 9: Vorstellungen über den Verlauf des eigenen Studiums im Zusammenhang mit Hochschultyp und Studiendauer

Teilgruppen	Konkret	Vage	Summe
Studiensemester 1 bis 3	39,5 %	60,5 %	100 %
Mehr als 3	50,0 %	50,0 %	100 %
Hochschultyp Uni/FHS	57,5 %	42,5 %	100 %
HWP	31,7 %	68,3 %	100 %
Insgesamt	44,4 %	55,6 %	100 %

Welche vertiefenden Aufschlüsse vermitteln uns nun die diesen Daten zugrunde liegenden Gesprächsprotokolle? Ich wende mich zunächst denjenigen zu, die zum Zeitpunkt unserer Befragung ziemlich genau

wussten, wo es für sie im Studium lang gehen sollte. Wer sich in einem „völlig durchgeplanten Studiengang“ wähnt, wovon etwa Studenten der Rechtswissenschaft an verschiedenen Universitäten, aber auch einige Fachhochschulstudenten berichten, verfügt relativ häufig über „sehr konkrete“ Planungen der für ihn überschaubaren Lernphasen. In diesen Fällen finden sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten häufig recht schnell in der fremden Umgebung zurecht. Sofern sie an großen, durch starke räumliche Ausdehnungen gekennzeichneten Hochschulen studieren, benötigen sie zwar gelegentlich das ganze erste Semester aufzehrende „Suchbewegungen“ im wahrsten Sinne des Wortes, doch der Lehrplan fungiert im Kontext streng fixierter Studien- und Prüfungsordnungen recht schnell als stabiles Gerüst individueller Orientierung. „Ganz feste Prüfungsvorgaben im Grundstudium“, erzählte uns ein Student der Wirtschaftswissenschaften an einer norddeutschen Universität, hätten ihm „kaum Wahlmöglichkeiten“ gelassen. Jetzt, im Hauptstudium, erweitern sich die Optionen, was ihn aber nicht irritiert: „Ich hatte schon vor dem Vordiplom eine Linie, wusste, dass ich mich auf das Rechnungswesen konzentrieren wollte.“ Hier verschränken sich die strukturellen Rahmenbedingungen mit frühzeitig vergewisserten Neigungen und Fähigkeiten zu einer Verhaltenssicherheit stiftenden *konkreten Studienplanung*. Solche Verknüpfungen finden sich als Begründungsmuster der Minderheitengruppe in unseren Protokollen immer wieder. Sie machen deutlich, wie groß der Stellenwert einer möglichst frühzeitigen Selbstvergewisserung des eigenen Wollens für die zweckrationale Anlage des Studiums ist. Wer die Komplexität des Lehrangebots und der Lernschritte für sich in einer überschaubaren Weise reduziert hat, bekräftigt seine Lerndispositionen häufig mit der Formulierung, er wisse genau, wo er hinwolle, ziehe beispielsweise aus einem bestimmten künftigen Berufsfeld Antriebskräfte für ein Studium, in dem es „zügig vorangehen“ soll. Die folgenden Beispiele vermitteln uns einen typischen Eindruck vom *Habitus* dieses Personenkreises. Er drückt ein hohes Maß an Methodik in Verbindung mit beharrlicher und vorausschauender Verfolgung des einmal für richtig Befundenen aus:

„Ich gehe schon zielgerichtet heran. Ich schaue mich jetzt schon nach einem Praktikumsplatz um. Ich denke jetzt schon über das Thema meiner Diplomarbeit nach. Was die Ecksteine meines Studiums sein sollen, das weiß ich schon ziemlich genau.“ (Fachhochschulstudentin der Sozialpädagogik im 2. Semester).

„Ich hatte immer eine klare Perspektive, habe mich immer gründlich informiert, habe mir ganz am Anfang schon einen persönlichen Studienverlauf zurecht gelegt, an dem ich mich ausrichte. Ich bin da sehr zielgerichtet, einschließlich einer persönlichen Zeitvorgabe. Das ziehe ich so schnell wie möglich durch.“ (Fachhochschulstudent des Ingenieurwesens im 5. Semester).

„Ich habe eine sehr zielgerichtete Vorstellung von meinem Studium. Ich habe jetzt mein Latinum nachgemacht, dann kommt die Zwischenprüfung. Dann bewege ich mich auf die Magisterarbeit zu. Da habe ich jetzt schon ein Thema, was ich machen möchte und auch schon einen Professor dafür. Nach dem Magister will ich ein zweisemestriges Zusatzstudium dranhängen, und dann ist die Frage einer möglichen Promotion aktuell. Aber das hängt auch von der Familiensituation ab. So weit kann ich noch nicht gucken.“ (Philosophiestudent im 3. Semester).

Relativ selten haben Stipendiatinnen und Stipendiaten an der HWP sich in dieser Weise geäußert. Sicher haben wir auch in diesem Personenkreis Menschen angetroffen, die frühzeitig über einen verlässlichen Kompass individueller Studienplanung verfügen, doch deren Selbstgewissheit ist häufig verunsichert durch Unwägbarkeiten des künftigen Kursangebots wie durch Unsicherheiten bei der Fixierung auf einen inhaltlichen Schwerpunkt. Schon im zweiten Semester, sagte uns beispielsweise ein jüngerer Stipendiat, habe er sich für das Studium der Betriebswirtschaftslehre mit der Konzentration auf „Personalwesen“ entschieden: „Danach richtete ich auch das andere aus!“ Doch jetzt, im vierten Semester, stellt er einerseits fest, dass bestimmte Kurse für seinen Lehrgang nicht angeboten werden. Zum anderen droht ihn das neu gewachsene Interesse an Teilgebieten der Rechtswissenschaft vom eingeschlagenen Weg abzubringen: „Und schon ist der ursprüngliche Plan Makulatur!“ Dieses Beispiel macht deutlich, dass die Kunst der Studienplanung nicht nur in der Fähigkeit liegt, zu wissen, was man will und das dann möglichst konsequent „durch-

zuziehen“. Wer sich durch eine zu feine Auffächerung seiner Planung in fachlicher wie zeitlicher Hinsicht gewissermaßen selbst fesselt, erstickt womöglich jenes Maß an flexibler Umdisposition, die der schwer kalkulierbare Hochschulalltag häufig erfordert. Auch mit einer Art von „B-Plan“ für solche Unwägbarkeiten ist dann nicht viel gewonnen. Auch Studenten, denen ihr bisheriger Lebensweg in zum Teil recht schmerzlicher Weise die Erfahrung mitgegeben hat, dass sie im Beruf wie in verschiedenen Ausbildungszusammenhängen nur selten wirklich Herr eigener Entschlüsse und Entwürfe sind, und die deshalb um vorausschauendes Handeln ernsthaft bemüht sind, scheitern gelegentlich an diversen Unübersichtlichkeiten im eigenen Leben wie an ihrer Hochschule. Rückblickend, sagten uns einige HWP-Stipendiaten, hätten sie ihr Studium gerade in den ersten Semestern „ganz anders“ anlegen sollen. Inzwischen arrangieren sie sich mit der gewählten Fächerkombination, haben sich zu einer Art formalen Studienplanung durchgerungen – gelegentlich nicht zuletzt deshalb, „weil die Hans-Böckler-Stiftung das von uns verlangt“. Typisch für die Antworten aus dem Kreis der HWP-Stipendiaten ist die folgende Aussage:

„Im ersten Semester wusste ich noch gar nicht Bescheid. Aber jetzt, im fünften Semester, bin ich schon so weit, dass ich dieses Semester gleich im Zusammenhang mit dem sechsten Semester mitgeplant habe. Es hat eine gewisse Zeit gebraucht, mich zurechtzufinden. Das ist beim HWP-Studium ganz normal. Aber dann kommt da die Sicherheit rein. Im ersten Semester regierte die Unsicherheit, aber andererseits brauchte man da auch gar nicht viel auszusuchen, denn da kriegte man ja fast alle Kurse vorgegeben. Die Schwierigkeit kommt nach dem zweiten Semester, wenn man sich für die Auswahl der Kurse entscheiden muss, aber häufig noch nicht die Ergebnisse der Klausuren der Grundkurse kennt. Da sind dann viele unsicher. Ich war das auch. Dieses Auswahlproblem aus 50 Kursen, das macht einem im dritten Semester schon Kopfzerbrechen.“ (HWP-Student im 5. Semester).

Eine knappe Mehrheit von 45 Befragten (55,6 %) verfügte nach eigenen, immer freimütigen Angaben, zum Zeitpunkt unserer Befragung (noch) *nicht über eine konkrete Planung* des vor ihnen liegenden Studiums. Zwar erwartet die Hans-Böckler-Stiftung von allen Geförderten im Rahmen der Semesterberichte den Nachweis einer halbwegs plausiblen konzeptionellen Anlage des jeweiligen Hochschulweges, doch im Licht vieler Selbstzeugnisse der von uns Befragten erweist sich auch die Sinnhaftigkeit des banalen Satzes: Papier ist geduldig. Daraus den Schluss zu ziehen, die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten überließen sich dem Studierprinzip einer „fröhlichen Wissenschaft“, wäre jedoch voreilig. Ob ein Mensch ernsthaft oder gedankenlos studiert, hängt ja nicht ausschließlich und womöglich nicht einmal in erster Linie davon ab, ob er sich einen exakten Fahrplan zurechtgezimmert hat. Studentinnen und Studenten, die sich ziellos von Semester zu Semester durch ihre Hochschule zu hangeln scheinen, haben wir in unserer Stichprobe allenfalls in wenigen Ausnahmefällen kennen gelernt.

Für viele ist demgegenüber charakteristisch, dass sie sich in einer frühen Phase des Studiums befinden, die eine verlässliche Synchronisation zwischen Lehrangebot und Lernmotiven schwer macht. An der Schwelle des Übergangs in das akademische System sind diese Personen „noch sehr unsicher“, sie „schwanken hin und her“, lassen die fachlich oft recht verschiedenen Eindrücke auf sich „zukommen“, führen quasi entschuldigend ins Feld, man befinde sich schließlich noch in einer „Findungsphase“. Aus zahlreichen Gesprächen mit Stipendiatinnen und Stipendiaten nicht nur im Rahmen dieses Forschungsprojekts habe ich den Eindruck gewonnen, dass sich in dieser Gruppe jene von Vorsicht, Zögerlichkeit, aber auch von Nachdenklichkeit und Selbstzweifeln geprägte Persönlichkeiten häufen, deren Habitus oft wenig mit „methodischer Lebensführung“ zu tun hat. Das ist eine pragmatische Orientierung, die sich intuitiv zu wappnen sucht gegen zu ehrgeiziges Vorausschauen, wie die folgenden Beispiele sinnfällig machen:

„Ich konzentriere meine ganze Kraft auf das Vordiplom, denke nicht über das Hauptstudium nach. Das gebe ich ehrlich zu. Ich arbeite genau auf dieses eingeschränkte Ziel hin, alles andere kommt später.“ (Universitätsstudent im 3. Semester).

„Ich bin schrittweise vorgegangen. Ich hatte keinen Plan. Ich wollte erst einmal sehen, ob ich das überhaupt schaffe. Ich mache das in meinem Leben immer so. Alles geht schrittweise.“ (Universitätsstudentin im 5. Semester).

Wer sich nicht zum Sklaven einer ein für allemal festgelegten Studienplanung macht, drückt damit jedoch nicht unbedingt Unsicherheit als Indiz für fehlende Zielklarheit aus. Er will sich bisweilen auch bewusst offen halten für die im Studium verborgenen, von vornherein aber schwer abschätzbaren Inspirationen zum Lernen in fremden Feldern. So gesehen, kann die fixierte Studienplanung ja auch mit Scheuklappen versehen, jene unvoreingenommene Neugierde abtöten, die ja nicht das schlechteste Motiv für einen wissenschaftlichen Ausbildungsgang ist. Die Balance zu finden und zu halten zwischen selbst vergewisserter Perspektive und Flexibilität gegenüber neuartigen Erfahrungen ist für viele Studentinnen und Studenten offensichtlich nicht leicht. Wem es schwer fällt, sich gegenüber dem angebotenen Fächerkanon der eigenen Bedürfnisse und Interessen zu vergewissern, das zeigen unsere Interviewprotokolle immer wieder, dem ersetzt nicht selten gerade an der HWP die „Gerüchteküche“ den durchdachten individuellen Studienplan. Die Wahl der Kurse hängt dann häufig vom „Image“ der Dozenten, von Mutmaßungen darüber ab, ob man seine „Scheine“ bei diesem verhältnismäßig „billig“ bekommt, bei jenem eher „teuer“ erkaufen muss.

Es gibt aber auch Umwege innerhalb des Studiums von Stipendiatinnen und Stipendiaten, die sich aus einer besonderen Sensibilität gegenüber den *komplexen Lernmöglichkeiten* im sozialen Raum der Hochschule ergeben. Ein Fachhochschulstudent der Elektrotechnik im fünften Semester ist dafür typisch. Selbstkritisch räumt er ein, auf seinem bisherigen Weg durch das Studium mehr „Abzweigungen“ beschritten zu haben, als er ursprünglich gedacht hatte. Von Anfang an neugierig auf die Universität als politisch-soziales Gebilde, hat er sich verhältnismäßig rasch, anknüpfend an Erfahrungen in der betrieblichen Jugendvertretung, „in die ASTA-Arbeit gestürzt“. Das hat ihn eine Zeitlang von seinem „geraden Weg“ abgedrängt, was aber, wie er sofort hinzufügt, „nicht heißen soll, dass ich nicht studiere.“ Aber er hat durch die Tätigkeit in der studentischen Interessenvertretung schnell mitbekommen, „dass man an der Uni mehr lernen kann, als nur in den Seminaren zu sitzen.“ Aus nächster Nähe hat er die externe Evaluation seiner Hochschule erlebt. Dieser „hochinteressante Prozess“ hat ihm Kenntnisse vermittelt, von denen er annimmt, dass sie ihm „woanders nie mehr geboten werden“. Aus dieser Zeit resultieren Kontakte und persönliche Beziehungen, die er „später vielleicht noch einmal gebrauchen kann.“ Das wirft die Frage nach der Funktion sozialen Kapitals im zweiten Bildungsweg auf. Bevor ich ihr näher nachgehe, will ich zunächst den Einflüssen nachgehen, die der Verlauf des Studiums auf die daran gerichteten ursprünglichen Erwartungen ausübt.

2. Erfahrungen mit dem Studium

Mit welchen Problemen schlagen sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung drei Jahre später herum? Welche Zwischenbilanz ihres Studiums ziehen sie im Herbst 2000? Antworten auf diese Fragen stehen im Mittelpunkt dieses Abschnitts. Immerhin 50 von 81 Personen der ersten Erhebungswelle standen uns in Intensivinterviews (18 Personen) oder durch die Bereitschaft zur Verfügung, einen mit den Interviews inhaltlich stark vergleichbaren Fragebogen auszufüllen (32 Personen). Diese Stichprobe ist groß genug, um über typische Begründungen von Einstellungen hinaus auch quantitative Trends sichtbar zu machen.

In der ersten Befragungswelle berichteten annähernd 70 % von einem mehr oder weniger *gravierenden Problem*, mit dem sie sich zu Beginn ihres Studiums herumzuschlagen hatten, das ihnen so viel Kopfzerbrechen bereitete, dass darunter die Aufmerksamkeit für das eigentliche Studieren spürbar litt. Wie sehr es sich dabei in der Regel um Eingewöhnungsschwierigkeiten in einer fremden Umgebung handelte, machte die Wiederholungsbefragung deutlich. Im Herbst 2000 bejahten weniger als die Hälfte der Stipendiatinnen und Stipendiaten die Frage nach einem sie persönlich belastenden Problem. An die Stelle von Umstel-

lungsfriktionen ist für die meisten routinierte Verhaltenssicherheit getreten, die in Ausnahmefällen sogar den Examensstress erträglich macht. Eine Pädagogikstudentin trafen wir beispielsweise im Zeitraum der Abfassung ihrer Examensarbeit an. Es ginge ihr „noch“ ziemlich gut, sagte sie, die „Panikattacken“ hielten sich in Grenzen, weil sie gelernt habe, umsichtig und zeitlich diszipliniert ans Werk zu gehen. Weil sie alle thematisch bedeutsame Literatur auf ihrem Schreibtisch versammelt hat und darüber hinaus in den zurückliegenden drei Jahren mit Freude und Erfolg studieren konnte, macht sie sich auch vor den späteren mündlichen und schriftlichen Prüfungen nicht bange. Das ist bei einer Minderheit von etwa sechs Befragten anders. Hier begegneten uns Studentinnen und Studenten, die anfängliche Lernschwierigkeiten kaum ablegen und auch nicht durch einen starken Antrieb zum erfolgreichen Studienabschluss kompensieren konnten. Für sie ist die letzte Phase des Studiums, in der der Zeitpunkt des Exams bedrohlich nahe rückt, mit einer Potenzierung von Problemen verbunden, die bedrohliche Ausmaße annehmen können, wie die folgenden Stellungnahmen illustrieren:

„Ich habe den Eindruck, dass mir die Zeit davon läuft. Das Ende des Studiums ist in Sicht, aber ich fühle mich immer noch recht unsicher. Ich hatte immer gehofft, dass sich das im Lauf des Studiums legt, aber das ist nicht der Fall.“ (HWP-Student).

„Ich habe im Moment eine Motivationskrise. Mir ist nicht so ganz klar, ob ich in meinem Studienfach richtig aufgehoben bin. Ich bin nach diesen anstrengenden sechs Semestern in ein Loch gefallen, ich weiß auch nicht genau, wie das kam. Es ist bei mir ganz einfach die Luft raus, und ich hoffe, dass das zum Examen hin weggeht.“ (HWP-Student).

Die meisten haben sich aber in der ursprünglich fremden Umgebung inzwischen gut zurecht gefunden. Nachdem sie zum Teil in der Anfangsphase des Studiums mehrfach umgezogen und nach unterschiedlich langen Suchbewegungen in halbwegs stabile Gruppenbeziehungen eingemündet sind und sich die Logik von Prüfungs- und Studienordnungen halbwegs anzueignen verstanden, konnten sie ihre Aufmerksamkeit spätestens im zweiten Studienjahr voll auf das Studium konzentrieren. Die damit dann immer noch verbundenen Probleme mögen ärgerlich sein, erscheinen aber lösbar, weil sich Regelmäßigkeiten des Vertrauten einstellen und der Student lernt, mit den strukturellen Unzulänglichkeiten des Hochschulbetriebs mehr oder weniger klaglos zurechtzukommen. Der Sozialisationsprozess an der jeweiligen Hochschule schleift euphorische Anfangserwartungen ab („Der ständige Frontalunterricht geht mir auf den Geist, aber daran gewöhnt man sich“) und erhöht insofern bei einigen auch die Frustrationstoleranz bis an die Grenze unverhohlener Enttäuschung: „Ich spüre schon, dass ich gleichgültiger werde gegenüber Sachen, die ein Dozent erzählt, die mich im ersten Semester noch schrecklich aufgeregt hätten.“ Was für eine Reihe der Befragten als dauerhafte Quelle von Reibungsverlusten über die Eingewöhnungsphase hinaus bleibt, sind Engpässe, die sich aus organisatorischen Unzulänglichkeiten und knappen Ressourcen in der Hochschule ergeben. Ein Student der Universität Hamburg saß zum Zeitpunkt unseres Interviews seit einigen Wochen an seiner Magisterarbeit, „aber immer sind die Bücher, die ich brauche, ausgeliehen oder sie sind nur am Wochenende ausleihbar.“ Er verliert viel Zeit und Geld, weil er stundenlang am Kopierer steht oder sich teure Fachliteratur auf eigene Kosten besorgen muss.

Verhältnismäßig luxuriös erscheinen jene Probleme, die sich für einige Stipendiatinnen und Stipendiaten aus ihrer materiellen Situation ergeben. Weil sie mit dem Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung nicht auskommen, erschließen sie sich weitere Einkommensquellen, um das im Lauf des Studiums aufgebaute finanzielle Niveau aufrecht erhalten zu können. Das aber kann sie in ihren zeitlichen Planungen zurückwerfen. Einen gangbaren Weg zwischen dem individuell favorisierten Lebenszuschnitt und den Erfordernissen eines zügigen Studiums zu finden, bezeichnen denn auch einige als eine Art von „Dauerproblem“, das sich immer dann aktualisiert, wenn zusätzliche Finanzquellen zu versiegen drohen oder prüfungsintensive Phasen des Studiums dem Nebenerwerb enge Grenzen setzen.

Wirklich gravierend, weil als existentiell bedrohlich empfunden, sind solche Probleme, die sich aus Erziehungsverpflichtungen einiger Stipendiatinnen und Stipendiaten gegenüber kleinen Kindern ergeben. Damit verglichen erscheint die lästige Suche nach Literatur, die Klage über „uninteressante Lehrangebote“ oder das Management eines temporär steigenden Lebensstandrads doch als verhältnismäßig komfortables Paket von Sorgen. Wie schwer es ihnen fällt, Studium und Familie auf einen Nenner zu bringen, dokumentieren die folgenden Aussagen von zwei Frauen und einem Mann, die als Alleinerziehende an der Hochschule für Wirtschaft und Politik studieren:

„Mein Dauerproblem ist, das Ganze auf die Reihe zu kriegen. Das habe ich schon in meinem ganzen Studium, weil ich das Kind allein erziehe. Das Kind ist überwiegend bei mir. Es ist jetzt vier Jahre alt. Das ist ein permanentes Organisationsproblem. Ganz schlimm ist es, wenn das Kind krank wird. Ich habe in jedem Semester einen Ausfall von zwei bis vier Wochen, die ich nacharbeiten muss.“ (HWP-Student).

„Ich fühle mich im Moment völlig überfordert. Da ist zunächst das Studium. Daneben arbeite ich noch etwas. Und dann das Kind, da ist gerade vor Weihnachten viel Stress. Und dann kam bei mir kürzlich noch ein Bänderriss dazu. Ich komme gerade aus der Reha. Jetzt bin ich hier beim Interview, dann gehe ich in die Vorlesung. Dann sofort nach Hause, denn mein Kind schreibt morgen in der Schule eine Arbeit, und da will ich mit ihm heute Abend noch lernen. Seitdem wir aus der Wohngemeinschaft ausgezogen sind, ist es noch härter geworden. Kurse am Nachmittag kommen für mich einfach nicht in Frage. Das ist schade, darunter leidet mein Studium.“ (HWP-Studentin).

„Ich habe ja drei kleine Kinder. Dadurch habe ich große Schwierigkeiten, die mich interessierenden Kurse zu besuchen. Teilweise muss ich ein Kind mitnehmen in die Vorlesung. Damit ich trotz des Stipendiums finanziell zurecht komme, arbeite ich nebenbei in der Woche noch etwa 20 Stunden. Manchmal denke ich, dass alles über mir zusammenbricht.“ (HWP-Studentin).

In solchen privaten Konstellationen hängt vieles von der Fähigkeit ab, das Studium *umsichtig und planvoll* anzugehen. Nun hat Tabelle 9 im Licht der ersten Erhebungswelle bereits die Vermutung nahe gelegt, dass mit zunehmender Dauer die Planungssicherheit im Studium wächst. Die Wiederholungsbefragung zeigte denn auch, dass sich ursprünglich oft diffuse Suchbewegungen bei der Wahl des Schwerpunktfaches oder der Konstruktion des individuellen Stunden- und Semesterplans im Lauf der Zeit zu einem fachlich gezielten Studierverhalten verdichten. Auf eine entsprechende Frage gaben drei von vier Stipendiaten in der Wiederholungsbefragung an, sie fühlten sich mittlerweile in ihrem planvollen Verhalten recht sicher, hätten ihr Studium „im Griff“. Das heißt aber auch umgekehrt, dass etwa jeder Vierte selbst in der Endphase seines Studiums ständig oder gelegentlich vor einem Berg von Organisationsschwierigkeiten steht, die ihn immer noch spürbar überfordern. Die entsprechenden Passagen unserer Interviewprotokolle machen deutlich, dass beide Dispositionen, das Organisationsgeschick wie die Planungsunsicherheit, weniger mit akademischen Strukturen, aber viel mit subjektiven Haltungen zu tun haben. Einige Stipendiaten haben unsere Frage, ob sie sich mittlerweile sicher fühlen bei der Planung und Organisation ihres Studiums mit dem ausdrücklichen Hinweis bejaht, sie hätten von Anfang an nie entsprechende Schwierigkeiten gehabt. Sofern sie an der HWP studieren, kam ihnen dabei der verhältnismäßig kleinräumige Zuschnitt der Hochschule ebenso zugute wie ihre überschaubare personale Größe und die zuverlässigen Auskünfte der Prüfungsabteilung. Der Zusammenhalt in der Stipendiatengruppe bewirkt ein übriges: Durch einen offenbar verhältnismäßig intensiven Austausch mit Angehörigen höherer Semester haben es die Studienanfänger relativ leicht, Zweifel bei der Wahl der abzuschließenden Kurse pro Semester auf einer kollegialen Ebene auszuräumen. Schließlich engt das System studienbegleitender Prüfungen im Lehrgangszusammenhang, also der hochgradig verschulte Charakter des Studiums, das verunsichernde Risiko komplexer Entscheidungsmöglichkeiten an dieser Hochschule spürbar ein. Zu denjenigen, die ihr Studium von Anfang an umsichtig anzugehen verstanden, gehört auch jene alleinerziehende Mutter von drei Kindern, deren spezifische Belastung wir kurz kennen gelernt haben. Sie zeigte sich in der Lage, durch beharrlichen Kontakt mit Lehrkräften wie Prü-

fungsabteilung das HWP-Studium im ersten Abschnitt in der kürzestmöglichen Zeit zu absolvieren und konnte sich dabei sogar des besonderen Rückhalts einiger zusätzlich „eingesammelter Scheine“ sicher sein. Ihr Beispiel zeigt, dass mancher Hinweis auf strukturelle Unzulänglichkeiten und ungünstige Arbeitsbedingungen durch diejenigen, die sich den Organisationsanforderungen des Studiums nur sehr schwer gewachsen zeigen, eigene individuelle Defizite kaum verdecken können.

Wer an der Universität in großdimensionierten Fachbereichen studiert, braucht verständlicherweise häufig mehr Zeit, sein Studium mit Planungssicherheit zu unterfüttern. Es habe lange gedauert, erzählte uns ein Uni-Student der Sozialwissenschaften stellvertretend für andere, bis er für sich „einen roten Faden“ gefunden hatte. In unserem ersten Interview im Herbst 1997 stand er noch unter dem Eindruck des „Herumirrens“ in verschiedenen Gebäuden und Seminaren. Nachdem er die Schwierigkeiten der ersten beiden Semester überwunden hatte und für sich eine „Zeitschiene“ entwickeln konnte, die ihm gezielte Lehrveranstaltungskombinationen ermöglichte, stellte sich Routine ein: „Von dem dritten Semester an lief das rund bei mir, da kann ich nicht mehr klagen.“

Jene 25 %, die auch im fortgeschrittenen Stadium ihres Studiums immer noch von erheblichen Planungsunsicherheiten durchgeschüttelt werden, haben entweder Schwierigkeiten, sich im Spektrum der inhaltlichen Angebote und einer nach wie vor undurchsichtigen Prüfungsordnung zurechtzufinden („Ich habe immer noch den Eindruck, dass mir das Studium manchmal durch die Hände fließt“) oder sie gestehen sich eine gerade durch das Studium provozierte Umorientierung ihrer ursprünglichen fachlichen Interessen ein, die sich in permanenter Entscheidungsschwäche niederschlägt („Ich weiß immer noch nicht, ob ich mich mehr auf Arbeitsrecht oder mehr auf Wirtschaftsrecht konzentrieren soll“). Einige wenige verweigern sich schließlich ausdrücklich einer zielgerichteten Vorgehensweise mit dem Hinweis, „Vorwegplanungen“ strikt „abzulehnen“, um sich so lange wie möglich bewusst offen zu halten gegenüber neuartigen Lernangeboten, selbst wenn die sich nicht in das individuelle Curriculum einfügen: „Ich gehe an jedes Semester wieder neu heran und gucke mal, was mir die Kurse bringen können.“

Welche *Zwischenbilanz* ihrer Erfahrungen im Studium ziehen die befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten in seiner Endphase? Lediglich fünf von fünfzig Befragten gestehen sich ein, es grundsätzlich oder doch zwischenzeitlich bereut zu haben, das Studium in einer bestimmten Fächerkombination an einer bestimmten Hochschule begonnen zu haben. Sie berichten von meistens vorübergehenden „Sinnkrisen“, in denen sie sich gefragt haben, wohin sie das Wagnis des zweiten Bildungsweges führe, ob es nicht besser gewesen wäre, sich im erlernten Beruf weiterqualifiziert zu haben. Solche zwischenzeitlichen Verunsicherungen waren aber in der Regel von kurzer Dauer, wirkten wie ein Läuterungsprozess im Sinn einer Selbstvergewisserung der prinzipiellen Richtigkeit der damals getroffenen Entscheidung. Insgesamt 45 Personen haben die Frage, ob sie die Aufnahme ihres Studiums jemals bereut haben, überwiegend mit großem Nachdruck („Keine Sekunde!“; „Nicht einen Augenblick lang!“) verneint oder sie ziehen eine unter dem Strich positive Quersumme ihrer Erfahrungen, in der die Negativposten (z. B. eine falsche Wahl der Fächerkombination oder eine verkehrte Entscheidung für den Studienort) lediglich kurzzeitige, aber immer vorübergehende Irritationen auslösen konnten: „Klar, in ganz kurzen Phasen kommt man schon mal ins Grübeln, ob sich der ganze Stress lohnt, aber das geht rasch vorüber.“

Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass die *meisten* (30 Personen) prinzipiell mit dem bisherigen Verlauf des Studiums *zufrieden* sind, wenn sie ihre ursprünglichen Erwartungen und Hoffnungen mit dem bisher Erreichten und Gelernten konfrontieren:

„Ich hatte sehr präzise Vorstellungen vom Studieren. Ich bin positiv überrascht. Ich hätte nicht gedacht, dass mich diese ersten drei Jahre geistig so voranbringen würden. Wenn ich das mit meiner dreieinhalbjährigen Berufsausbildung vergleiche, habe ich den Eindruck, dass ich durch das Studium viel weiter gekommen bin.“ (HWP-Student).

„Ich bin im Lauf der Zeit immer zufriedener geworden. Am Anfang habe ich mit Erziehungswissenschaft und Grundschulpädagogik gar nichts anfangen können, weil das im ersten Moment alles nicht handfest ist. Aber im Nachhinein betrachtet, habe ich doch sehr viel gelernt. Das sind Bruchstücke, die sich im Lauf der Zeit zu einem Bild zusammenfügen.“ (Universitäts-Studentin).

Die beiden zitierten Äußerungen repräsentieren in unserer Stichprobe die positiven Extremwerte durchgehender Zufriedenheit. Beide Personen haben das Wagnis des Studiums nicht nur nicht bereut, sie haben es auch als eine durchgehende Bereicherung ihrer Persönlichkeit und ihrer Qualifikation erlebt. Wer eine derart positive Zwischenbilanz an der Schwelle zum Examen zieht, kann sich über manche strukturelle oder individuelle Unzulänglichkeit leicht hinwegtrösten. Das ist bei immerhin 20 befragten Personen anders. Ihre Erwartungen haben sich nur zum Teil erfüllt (14 Personen) oder sind gar nachhaltig enttäuscht worden (6 Personen). Ich zitiere abermals zwei Äußerungen vom Endpunkt der negativen Extremwerte, um im Kontext der beiden letzten Urteile einen lebendigen Eindruck von der Bandbreite der Erfahrungsbilanzen zu vermitteln:

„Ich habe im Studium selbst nicht viel mitbekommen. Mehr lerne ich bei den gewerkschaftlichen Seminaren, wo ich als Referent tätig bin. Wer nur im Uni-Seminar ist, wird im Sinn von Adorno ein Halbgebildeter. Man steht dann nicht mitten im Leben. Das ist für mich eine Enttäuschung. Ich hatte mir von dem Unistudium viel mehr versprochen, obwohl ich sehr zielstrebig herangegangen bin. Es wurde nicht genug diskutiert in den Seminaren. Man lernt Theorien, aber die praktische Seite der Umsetzung der Theorie im Leben fehlt. Das ist ein großer Nachteil. Das macht mich unzufrieden.“ (Universitäts-Student).

„Ich bin schon recht enttäuscht. Einerseits habe ich eine Menge gelernt, aber meine Hochachtung vor dem Diplom ist gesunken. Wenn ich sehe, wie locker das hier abläuft, das entspricht nicht meiner Vorstellung von einem ernsthaften Studium. Die Dozenten wiederholen vieles nur. Und auch die Studenten nutzen ja viele Möglichkeiten, sich Hausarbeiten auf dunklen Wegen zu beschaffen. Das ist nicht so recht das Wahre.“ (HWP-Student).

Diese ungünstigen Erfahrungsbilanzen sind offenbar recht unterschiedlich motiviert. Im ersten Fall begegnet uns ein Student, der sich im akademischen Milieu nie recht heimisch fühlen konnte – ein Phänomen, das sicher mit dem lebensgeschichtlichen Hintergrund vieler Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung zu tun hat. Wer ein tiefsitzendes Misstrauen gegen langwieriges und ergebnisoffenes Theoretisieren in sein Studium mitgebracht hat, wer sich nur in gewerkschaftlichen Bildungsstätten, nicht aber im Universitätsseminar unter Seinesgleichen weiß, verbaut sich womöglich von vornherein Lernchancen, die aus der Bereitschaft zur subjektiven Verunsicherung wachsen. Der zweite Fall liegt anders. Auch hier haben wir es mit einem Menschen zu tun, der auf reichhaltige Erfahrungen als ehrenamtlicher Gewerkschaftsfunktionär zurückblicken kann, gleichzeitig aber schon zu Beginn des Studiums ein ausgeprägtes intellektuelles Interesse an den Tag legte. Dieser Kollege fühlt sich spürbar unterfordert von einem akademischen Betrieb, in dem zu häufig Fünfe gerade sein gelassen werden. Seine Ernüchterung schlägt sich in einer Art Entzauberung des akademischen Milieus nieder, dem er sich ursprünglich neugierig und vorurteilsfrei geöffnet hatte, das ihm aber nicht jene geistigen Anregungen bietet, die er sich von ihm versprochen hatte.

Wer nicht durchgehend, aber im Licht seiner ursprünglichen Erwartungen doch teilweise enttäuscht ist von den realisierten Lernchancen im Hochschulstudium, gesteht sich interessanterweise häufig *individuelles Fehlverhalten* im bisherigen Studium ein. Vor der Schwelle des Abschlusses stehend, beschleicht diese Personen das unbehagliche Gefühl, die angebotenen Lernmöglichkeiten nicht so genutzt zu haben, wie das im idealistischen Überschwang des Studienbeginns machbar erschien. Man habe zwar eine Menge Neues gelernt, seine Potentiale jedoch nicht in einem Maße ausgeschöpft, die einen guten Gewissens die durch

das anstehende Diplom bescheinigte Qualifikation nach Hause tragen lasse. Die folgenden Stellungnahmen vermitteln einen Eindruck von solchen Selbstzweifeln:

„Ich bin manchmal mit mir selbst unzufrieden, dass ich nicht so viel mache, wie ich machen könnte. Ich verlange viel von mir, stoße aber manchmal auf Grenzen. Ich bereite mich zu spät auf eine Klausur vor, kann mich nicht immer zur Arbeit aufraffen. Dann läuft mir die Zeit weg und ich mache mir Vorwürfe. Wie soll ich das erklären? Es wäre schöner, wenn ich mit mehr Energie an die Sache herangehen könnte. Es sind ja nicht die Verlockungen des Lebens, die mich im Studium behindern. Es ist schwer zu umschreiben, ich verstehe das selber nicht. Die große Überschrift ist für mich die Motivation. Ich kann mich schwer aufraffen. Es fehlt mir an Selbstdisziplin, obwohl die Einsicht da ist.“ (HWP-Student).

„Viele Sachen, die ich erreichen wollte, die sind für mich schon eingetroffen. Ich bewerte und reflektiere Sachen heute anders. Ich habe gelernt, die Dinge genauer zu betrachten. Womit ich nicht zufrieden bin, das ist die Eigenmotivation. Ich bin meinen eigenen Anforderungen nicht gerecht geworden. Ich hätte die propädeutischen Fächer schneller und früher abschließen können, und ich hätte parallel zum Studium viel mehr für meinen Bildungsstand tun sollen. Ich hätte zum Beispiel mehr in die Bibliothek gehen sollen. Ich hätte mehr für mich als für die Klausuren lernen sollen, wenn man das mal so ausdrücken soll. Aber man lässt sich zu stark von anderen beeinflussen. Alle sind hinter den guten Noten her und vergessen dabei, etwas Sinnvolles für sich selbst zu lernen. Ich hätte mal mit einer 3,5 in einer Klausur zufrieden sein sollen, dafür aber zu einem bestimmten Thema, was mich wirklich interessiert, ein paar Tage in der Bibliothek sitzen sollen. Insofern bin ich schon ein bisschen unzufrieden mit mir selbst.“ (HWP-Student).

„Ich bin zwar nicht richtig enttäuscht, das Studium hat mir aber auch nicht das gebracht, was ich ursprünglich erwartet habe. Ich hätte noch weitere Kurse belegen sollen, die mich wirklich interessierten, die ich aber für den Abschluss nicht gebraucht habe. Aber da war mir die Lebensqualität wichtiger. Vielleicht hätte ich die Gewichte anders setzen sollen.“ (HWP-Studentin).

So unterschiedlich die partiellen Enttäuschungen auch formuliert sein mögen, haben sie doch eines gemeinsam: Sie sind das Eingeständnis, die spezifischen Lernchancen, die ein Hochschulstudium bietet, nicht in einem den eigenen Erwartungen gerecht werdenden Maße genutzt zu haben. Überwältigt von der Sogwirkung studienbegleitender Prüfungen, die das Antrainieren kurzzeitig abrufbaren Wissens nahe legen, prägen offenbar viele HWP-Studenten einen Habitus aus, der den Freiheitsspielräumen akademischen Lernens partiell im Wege steht. Der soziale Zwang, der von dieser weit verbreiteten Lernmentalität ausgeht, lähmt die Eigeninitiative, verbietet manchen die eigensinnige Verfolgung spezifischer thematischer Interessen jenseits des Anforderungsprofils von Studien- und Prüfungsordnung. Was die drei zuletzt zitierten Stipendiaten in erfreulich selbstkritischer Diktion aussprechen, mögen andere als dumpfes Unbehagen hinter der Fassade allgemeiner Zufriedenheit mit sich herumschleppen; in jedem Fall signalisieren diese typischen Äußerungen gleichermaßen Strukturschwächen der akademischen Institution wie subjektive Dispositionsmängel gegenüber den besonderen Lernmöglichkeiten des akademischen Milieus.

Wenn sie die *Uhr zurückdrehen* und vor dem Hintergrund mehrjähriger Erfahrungen im Studium *noch einmal von vorn anfangen* könnten, würden die meisten der von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten andere Akzente setzen. Nur in Ausnahmefällen entschieden sie sich dann für ein anderes Studienfach (HWP-Studentin: „Ich würde meiner Neigung folgen und statt BWL lieber Soziologie studieren“) oder eine andere Hochschule (Uni-Student: „Ich würde auf jeden Fall eine kleinere Hochschule mit weniger Massenbetrieb bevorzugen“). Annähernd jeder Zweite aber würde sein Studierverhalten modifizieren, wobei gleichermaßen Zeitverwendung und Lernorganisation als Elemente planvolleren und vorausschauenderen Handelns in den Vordergrund rücken. Was den Umgang mit knappen zeitlichen Ressourcen angeht, sehen einige den Ausweg in der Verlängerung des Studiums. Sie würden sich durch Vorschriften der Prüfungsordnung, aber auch durch die Förderungsrichtlinien der Hans-Böckler-Stiftung „nicht so hetzen lassen“.

Manche favorisieren für diesen hypothetischen Fall die Bildung ausreichender finanzieller Rücklagen vor Beginn des Studiums, um sich einen „Puffer“ anzusparen, der den „Finanzierungsdruck“ während des Studiums vermindert. Andere können sich gut vorstellen, dem eigentlichen Studium im Rahmen des bestehenden zeitlichen Rahmens zu Lasten anderer Aktivitäten mehr Zeit und Energie zuzubilligen. Dabei fällt auf, dass nicht am gewerkschaftlichen Engagement gespart werden soll, was die meisten, wie wir an anderer Stelle noch sehen werden, als Bereicherung ihrer akademischen Lernerfahrungen schätzen gelernt haben; vielmehr ist es die Hochschulpolitik, die ins Fadenkreuz der Kritik einiger Kolleginnen und Kollegen gerät, wie die folgende typische Stellungnahme unterstreicht:

„Wenn ich noch einmal von vorn anfangen könnte? Ja, dann würde ich nicht mehr diese Hochschulpolitik machen. Ich bin ein politisch engagierter Mensch, bin aber von der Hochschulpolitik hier sehr enttäuscht. Das ist eigentlich meine große Enttäuschung hier. Diese praktische politische Arbeit hier ist eine reine Zeitverschwendung. Das hat mir nichts gebracht und bringt anderen auch nichts. Da herrscht ein großes Maß an Intoleranz. Machtspielchen gibt es überall, aber hier kommt noch eine Menge Bösartigkeit hinzu. Das geht bis zu persönlichen Angriffen. Dazu kommt, dass man als Studentenvertreter keinen wirklichen Einfluss hat. Das würde ich mir auf jeden Fall schenken. Dann hätte ich viel mehr Zeit für ein sinnvolles Studium.“ (HWP-Student).

Mehr Zeit auf das eigentliche Studieren jenseits der „Jagd nach den Scheinen“ und der Verstrickung in fruchtlose Gremienarbeit zu konzentrieren ist das eine. Das andere ist für eine Minderheit der Befragten die Suche nach sinnvolleren kollektiven Lernformen in eigeninitiierten Gruppen. Eine Pädagogik-Studentin hat beispielsweise erst in einer fortgeschrittenen Phase ihres Studiums Anschluss an eine kleine Lerngruppe gefunden, die ihr jene Hilfestellungen und Rückmeldungen über das eigene Kenntnisniveau vermitteln konnte, die sie in der Frühphase des Studiums vermissen musste. Wenn sie noch einmal von vorn anfangen könnte, würde sie sich gleich zu Beginn aktiv darum kümmern, Gleichgesinnte zu finden, mit denen sie die verschiedenen Etappen des Studiums durchgehend bewältigen könnte.

Fassen wir kurz zusammen. In ihrer großen Mehrheit haben die von uns in der zweiten Welle wiederholt befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten den damaligen Entschluss zum Studium nicht bereut. Sie haben spürbar an Verhaltenssicherheit im ursprünglich räumlich und zum guten Teil auch kulturell fremden Umfeld gewonnen, können mit alltäglichen Problemen, die sich aus der Organisation des Studiums ergeben, routinierter umgehen als noch zu Beginn des Studiums. Das gilt ausdrücklich nicht für jene Minderheit, deren private Lebensumstände als Erziehungsverpflichtete gegenüber kleinen Kindern ihnen eine hohe Dauerbelastung abverlangen, unter denen das Studium spürbar leidet. Die meisten sind mit dem, was sie bisher im Studium erreicht haben, prinzipiell zufrieden, räumen aber auch ein, dass es ihnen zum Teil an der Fähigkeit mangelt, jene Lernchancen auszuschöpfen, die ihnen das akademische Milieu trotz mancher struktureller Unzulänglichkeiten bietet. Deshalb sind ursprüngliche Erwartungen an den individuellen Lernerfolg, soweit sie inhaltlich und nicht durch formalisierte Leistungsbescheinigungen motiviert sind, auch enttäuscht worden. Vor allem der Umgang mit zeitlichen Ressourcen, die Verteilung von Energien auf das akademische Lernangebot, bereitet manchen auch in einer fortgeschrittenen Phase des Studiums immer noch Schwierigkeiten. Es begegnet uns eine gewisse Ernüchterung über die Differenz zwischen den institutionellen Versprechungen und dem, was man individuell daraus für sich gemacht hat. Es sind aber nur kleine Minderheiten, die vor diesem Hintergrund zu einer ungünstigen Zwischenbilanz ihres in der Endphase befindlichen Studiums kommen.

3. Aktualisierung und Umgruppierung sozialen Kapitals

Auf welchen identitätsstiftenden und den vor ihnen liegenden Lebensabschnitt beflügelnden sozialen Rückhalt können sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung stützen? Antworten

auf diese Frage stehen im Mittelpunkt des folgenden Abschnitts. Bevor ich der subjektiv empfundenen Bedeutung sozialer Beziehungsnetze aus bisherigen Lebensphasen im Licht unserer Befragungsergebnisse nachgehe, ist eine kursorische begriffliche Erörterung sinnvoll.

a) Zum Begriff des sozialen Kapitals

Angesichts offenkundiger Erosionstendenzen gesellschaftlichen Zusammenhalts haben sich in den letzten Jahren zahlreiche Sozialwissenschaftler den Kopf über Erklärungen solcher Phänomene und über Auswege im Sinn einer Wiederbelebung von Elementen des „Gemeinwesens“ gemacht. In diesem Zusammenhang bedienen sie sich eines Begriffs von „sozialem Kapital“ oder „social capital“, der den Blick auf recht verschiedene Aspekte öffnet. So plädierte beispielsweise der amerikanische Ökonom Jeremy Rifkin im Rahmen eines Vortrags in Hamburg dafür, neben dem „Markt“ und dem „Staat“ den dritten Sektor des „sozialen Kapitals“ zu installieren und zu stärken. Er versteht darunter das der amerikanischen Tradition des „Gemeinwohls“ verpflichtete Institutionengeflecht aus Stiftungen, Verbänden und Kirchen, aber auch von Selbsthilfeorganisationen auf der Ebene von Nachbarschaftshilfe. Wenn es gelinge, so Rifkin, die junge Generation für „Gemeinschaftliches“ zu begeistern, ließen sich erfolgversprechende Wege aus der Krise von Arbeitsmarkt und Gesellschaft finden (vgl. Büttner 1998, S. 3). Ähnlich argumentiert der Politikwissenschaftler Robert D. Putnam. Ausgehend vom „Syndrom der Vereinzelung“ als Charakteristikum moderner Gesellschaften, plädiert er für „Zivilcourage und Engagement für das Gemeinwesen“. Darin konkretisiert sich für ihn „social capital“ auf der Grundlage einer verallgemeinerten „sozialen Kompetenz“ (vgl. Suchsland 1998, S. 3). Die Fähigkeit von Menschen, sich in locker strukturierten, flexiblen „Netzwerken“ verhaltenssicher zu bewegen, verweist nach James Coleman auf einen „Grundstock sozialen Kapitals“, der wiederum an erworbene soziale Kompetenzen gebunden ist. Wer sich demzufolge in fremde Rollen hineinversetzen kann, ein Gespür für die Funktionsweise von Strukturen und den Geltungsanspruch von Normen entwickelt, der erwirbt „Mobilität“ für die Fähigkeit, sich in unterschiedlichen Milieus zurechtzufinden (vgl. Coleman 1988, S. 95ff.).

Der französische Kultursoziologe und Ethnologe Pierre Bourdieu hat den Begriff schärfer gefasst und – vor allem – im strukturellen Zusammenhang sozialer Ungleichverteilung von Lebenschancen verankert, was sich gerade für den von mir verfolgten thematischen Bezug als analytisch besonders fruchtbar erweist. Bourdieu versteht unter dem Sozialkapital „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen.“ (Bourdieu 1983, S. 190f.) Ob ein Mensch über viel oder über wenig soziales Kapital verfügt, hat mit der Reichweite von Beziehungsnetzen, aber auch damit zu tun, über wie viele verwertbare Ressourcen diejenigen disponieren, mit denen er soziale Beziehungen unterhält.

An anderer Stelle versteht Bourdieu unter sozialem Kapital jene „mondänen Beziehungen, die bei Bedarf einen nützlichen Rückhalt bieten, Kapital an Ehrbarkeit und Ansehen, das in der Regel von allergrößtem Nutzen ist, um das Vertrauen der „guten Gesellschaft“ und damit der eigenen Kundschaft zu gewinnen und zu erhalten, und das sich durchaus einmal z. B. in einer politischen Karriere bezahlt machen kann.“ (Bourdieu 1984, S. 204) Damit gewinnt das soziale Kapital eine große Bedeutung für die Erklärung von Laufbahnen und Karrieren. Nun hat der Autor im Vergleich zur Entfaltung der Kategorien „ökonomisches“ und „kulturelles Kapital“ verhältnismäßig wenig Mühe darauf verwandt, den Begriff des sozialen Kapitals zu präzisieren. So wird nicht recht klar, ob es sich dabei um Ressourcen handelt, die gleichgewichtig neben den beiden anderen Kapitalsorten fungieren oder ob das soziale Kapital wie das Bildungskapital lediglich als Variante des kulturellen Kapitals zu verstehen ist. Noch verwickelter wird die Sache, wenn Bourdieu „Ehrbarkeit und Ansehen“ in anderen Zusammenhängen (vgl. Bourdieu 1993, S. 220) mit „symbolischem Kapi-

tal“ gleichsetzt, das er auch als auf Vertrauen und Kredit basierendes „Ehrenkapital“ bezeichnet. In jedem Fall haben wir es mit einer recht sperrigen sozialen Tatsache zu tun, denn immaterielle Kapitalgüter sind „nicht so leicht zu zählen und zu messen wie Boden oder Vieh“ (Ebenda, S. 220.) als Verkörperung ökonomischen Kapitals oder aber quantifizierbar in Gestalt von Zeugnissen und Titeln als den gesellschaftlich attestierten Formen von Bildungskapital.

Ähnlich dem ökonomischen Kapital, fungiert auch soziales Kapital im Kontext von *Tauschbeziehungen*, in denen es auch um die *Verteilung von Macht* geht, die einerseits wechselseitig anerkannt, andererseits als Hilfe reklamiert, aber nicht zwingend gewährt werden muss. Gegenseitige Geschenke, Gefälligkeiten, Besuche von Menschen innerhalb eines netzwerkartigen sozialen Universums produzieren und reproduzieren soziales Kapital, freilich in einer schwer kalkulierbaren Weise. Bourdieu greift damit implizit einen Gedanken von Thomas Hobbes auf: „Jemanden um Hilfe ansprechen heißt ihn ehren, weil dadurch seine Macht anerkannt wird. Eben das drückt unsern Gehorsam aus, weil wir nur denen, die uns nützen oder schaden können, gehorchen. Ansehnlich jemanden beschenken heißt ihn ehren, weil wir dadurch seine von uns anerkannte Macht zu unserm Schutz gleichsam kaufen. Geringe Geschenke entehren, denn sie gleichen einem Almosen und zeigen an, dass nach dem Urteile des Gebers der Empfänger sogar unerheblicher Dinge bedürftig ist. Jemandes Gut fördern, auch ihm schmeicheln heißt ihn ehren; denn wir geben zu erkennen, dass wir seines Schutzes oder Beistandes bedürfen.“ (Hobbes 1970, S. 82) Das rechte Maß zu finden, macht demnach die Kunst aus, soziales Kapital zu gewinnen und zu mehren.

Wenn wechselseitiger sozialer Rückhalt dem Aufstieg auf der Leiter des beruflichen Erfolgs dienstbar ist, haben wir es im Extremfall mit „Seilschaften“ zu tun, die Rainer Paris mit der Intention „solidarischer Beutezüge“ gleichsetzt (vgl. Paris 1991, S.6). Seilschaften sind Zweckbündnisse von Leuten, deren gemeinsames Ziel die Maximierung eines bestimmten Nutzens für jeden einzelnen ist. In den steilen Wänden des beruflichen Fortkommens ist man auf gegenseitige Hilfe angewiesen. Im gemeinsamen Kampf um die Akkumulation von Macht und Ansehen zählen weniger ideologische Verbundenheit und idealistische Wertvorstellungen. Vielmehr ist das Nutzenkalkül von sozialen Ähnlichkeiten, von einer gewissen „Affinität der Mentalität und Lebenshaltungen“ der Gruppenmitglieder geprägt. Die Kooperation erfolgt eher instinktiv als nüchtern kalkuliert, und insofern ergibt sich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Seilschaften und den von Bourdieu ins Auge gefassten Beziehungsnetzwerken, soweit uns diese in Gestalt von Karrierekartellen begegnen. Louis Pinto, ein enger Mitarbeiter Bourdieus, versteht unter Karrieren Prozesse der Akkumulation von materiellen (Gehalt, Prämien usw.) und symbolischen Profiten (Reputation, Beziehungen). In ihnen entfaltet sich soziales Kapital gleichermaßen als Ziel und Mittel. Es fungiert als Mittel, weil mobilisierte Netzwerke oft erst die hinreichende Voraussetzung für den angestrebten Erfolg sind. Akkumuliertes soziales Kapital wiederum ist eine Art Wert an sich, sofern es jenes Ansehen vermittelt, das sich distinktiv zur Absicherung des Erreichten gegenüber sozialen Nachrückern verwenden lässt (vgl. Pinto 1997, S. 507).

Im Kern jedenfalls versteht Bourdieu unter individuell verfügbarem sozialem Kapital das von den gesellschaftlichen Akteuren aufgebaute und gepflegte *Netz sozialer Beziehungen*, das ihnen in ihren Platzierungskämpfen und Statuskonkurrenzen jenen „nützlichen Rückhalt“ bietet, ohne den das erworbene ökonomische und kulturelle Kapital leicht entwertet zu werden droht. Wer einen besonderen „Riecher“ für das „Vitamin B“ ausgeprägt hat, versteht es bewußt oder instinktiv, aus dem harten Kern seiner ökonomischen und kulturellen Ressourcen Zinsen zu schlagen. Um mühsam erworbenes Bildungskapital gesellschaftlich erfolgreich „anlegen“ zu können, bedarf es häufig besonderer zusätzlicher Anstrengungen. Bildungskapital wird mit anderen Worten erst praktisch verwertbar, wenn es durch soziales Kapital mobilisiert wird. Wer beispielsweise fleißig wie ein Eichhörnchen Bildungszertifikate in der Hoffnung sammelt, allein dadurch eine seinem kulturellen Kapital angemessene soziale Platzierung im Berufssystem zu erreichen, hat womöglich seine ganze Energie vergeudet, weil er seinen Bewerbungsschreiben um eine Stelle zwar eine Fülle ehrfurchtgebietender Zeugnisse beifügen kann, aber jener schriftlichen oder mündlichen Referenzen

entbehrt, die seine „Ehrbarkeit“, sein „Ansehen“ als nichtfachlichen, aber gleichwohl hoch bedeutsamen Erfolgskriterien zu bescheidenen erforderlich gewesen wären. Vielleicht wäre unser bildungseifriger Mensch besser beraten gewesen, wenn er nicht nur Prüfungswissen akkumuliert und Zertifikate gesammelt, sondern auch Kontakte gepflegt und ausgebaut hätte, die ihm später einen „nützlichen Rückhalt“ bei der Verwertung seines Bildungskapitals vermittelt hätten. Ähnlich verhält es sich im übrigen mit der inneren Verflechtung von ökonomischem und sozialem Kapital. Manche Bauunternehmer sind wahrscheinlich in ihrem Wirkungskreis nicht nur deshalb besonders erfolgreich, weil sie über einen leistungsstarken Betrieb verfügen. Im informellen Wettlauf um Aufträge sind sie ihren Konkurrenten womöglich um eine Nasenlänge voraus, wenn es gilt, im Kontakt mit den Mitgliedern des Bauausschusses alte Freundschaften aus der Schulzeit oder die „zufällige“ gemeinsame Mitgliedschaft im Vorstand des örtlichen Schützenvereins aufzufrischen. Dadurch zahlt sich der „nützliche Rückhalt“ in barer Münze aus. Umgekehrt stiftet wachsender materieller Reichtum häufig vermehrtes soziales Ansehen, steigert die Kreditfähigkeit, die Ehrbarkeit. Macht und Einfluss schlagen sich also wiederum in größerem sozialen und symbolischen Kapital nieder.

Wer soziales Kapital beständig mehren will, muss Zeit und Geld in unaufhörliche Beziehungsarbeit investieren. Das aber können die Angehörigen der niedrigen sozialen Klassen in aller Regel nicht in dem Maße wie ihre Antipoden in den höheren Rängen des gesellschaftlichen Gefüges. Je größer nämlich das akkumulierte Sozialkapital bereits ist, um so eher läßt es sich von seinen Zinsen leben. „Deshalb sind die Träger eines berühmten Familiennamens, der auf ein ererbtes Sozialkapital deutet, in der Lage, alle ihre Gelegenheitsbekanntschaften in dauernde Beziehungen umzuwandeln: Wegen ihres Sozialkapitals sind sie besonders gefragt. Weil sie bekannt sind, lohnt es sich, sie zu kennen. Sie haben es nicht nötig, sich allen ihren „Bekanntem“ selbst bekannt zu machen, denn es gibt mehr Leute, denen sie bekannt sind, als sie selber kennen. Wenn sie überhaupt einmal Beziehungsarbeit leisten, so ist deren Ertrag deshalb sehr hoch.“ (Bourdieu 1983, S. 193).

Damit bestätigt sich auch auf der Ebene des sozialen Kapitals eine wesentliche Annahme der Strukturtheorie Bourdieus, dass nämlich die gesellschaftlichen Klassen mit höchst unterschiedlichen Volumina an kulturellem und ökonomischem Kapital *ausgestattet* sind. Umfang und Struktur des verschiedenen Berufsgruppen verfügbaren Kapitals differenzieren den sozialen Raum in horizontaler und vertikaler Hinsicht (vgl. Bourdieu 1984, S. 212f.). Gleichzeitig prägt die Gesellschaft den verschiedenen Schichten und Klassen höchst unterschiedliche Fähigkeiten ein, so etwas wie *Anlagesinn* für das erworbene und möglichst vermehrfähige Kapital auszuprägen und zu verfeinern. Sie entwickeln Wahrnehmungsformen, Denkgewohnheiten und Handlungsmuster („Habitus“) im Rahmen der gesellschaftlich gezogenen Grenzen ihrer Herkunft, ihres Milieus, die nur mit äußerster Anstrengung überwindbar sind, sofern es sich dabei um das Bestreben nach vertikalem Aufstieg handelt. „Vornehme“ *Bürger* charakterisiert Bourdieu beispielsweise als „freizügig“, „kühn“, „locker“ und „ungezwungen“, aber auch als „ungeniert“, wenn es um die gewohnheitsmäßige Entfaltung des erworbenen Kapitals geht. Sie sind sich des permanenten Rückhalts der „besseren Kreise“ sicher. Das *einfache Volk* bewegt sich demgegenüber eher „bescheiden“, „unbeholfen“, „schüchtern“ und „gehemmt“ im sozialen Raum. Sein Habitus ist durch das Wissen um oder die Ahnung über den niedrigen sozialen Rang geprägt. Zwischen beiden Polen bewegt sich der von ständiger Abstiegsangst beunruhigte, gleichwohl *aufstrebende Kleinbürger*. Mit wenig ökonomischem Kapital ausgestattet, wirft er seinen sozialen Ehrgeiz ein Leben lang auf Bildungsanstrengungen. Ihm fehlt die Gelassenheit und Souveränität im Auftreten des Bürgers. So, als habe er wieder und wieder seine bürgerliche Ehrbarkeit durch Plackerei unter Beweis zu stellen, bewegt er sich in alltäglichen Distinktionskämpfen „steif“, „verkrampt“, „gezwungen“ und „gekünstelt“.

Was bedeutet das alles für Menschen, die sich im zweiten Bildungsweg nicht zuletzt *auch* wegen ihrer Hoffnung auf soziales Avancement bewegen? Die berufskundlichen Sonderseiten der überregionalen Presse sind heutzutage voll von Ratschlägen für intelligente Aufstiegsstrategien. „Ehrgeiz, Fleiß und eine gute

Ausbildung reichen nicht aus, um im Beruf Erfolg zu haben – es kommt auch darauf an, die richtigen Leute zu kennen.“ Mit diesen Worten beginnt ein Artikel aus der „Welt am Sonntag“ vom 23.11.1997, in dem der Autor seiner geneigten Leserschaft Ratschläge zu der Frage gibt, wie man ein „Beziehungsnetz“ aufbaut. Ein „tragfähiges Netzwerk“ besteht demzufolge aus guten Kontakten zu Freunden und Verwandten sowie zu Arbeitskollegen. Aber auch soziales Engagement in Vereinen und Verbänden, in denen man nicht nur seine Hobbies sondern auch Bekanntschaften pflegt, kann sich am Ende im Platzierungswettbewerb auf dem Arbeitsmarkt auszahlen. Doch damit ist es nicht getan. Der Autor empfiehlt auf der Basis ständig aktualisierter Adressenkarteien (persönlicher Werdegang der Bekannten) Anrufe zum Geburtstag, kleine Geschenke und anderen Austausch von Gefälligkeiten, um sich Beziehungspersonen gewogen zu halten. Doch allzu plumpe Akkumulationsstrategien sozialen Kapitals schaden nur: Man darf die Freunde „nicht direkt um einen Job angehen“, besser ist es, ihnen mit der Bitte um den einen oder anderen Ratschlag zu schmeicheln.

Der hier referierte Zeitungsartikel deutet auf ein wichtiges Problem solcher Akkumulationsstrategien hin: Sie lassen sich nicht ohne weiteres als Ausdruck eines *zweckrationalen Kalküls* ins Werk setzen. Insofern ist auch die von Bourdieu gelegentlich bemühte Analogie von der „Investition“ in soziales Kapital durch Beziehungsarbeit etwas missverständlich. Mindestens stehen nicht allen Akteuren aus unterschiedlichsten Sozialmilieus solche „Investitionsrechnungen“ gleichermaßen zur Verfügung. Nehmen wir zum Beispiel die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung. Sie entstammen in vielen Fällen einem Herkunftsmilieu, in dem Werte von Arbeitersolidarität im Unterschied zu geschmeidiger Aufstiegsorientierung einen hohen Stellenwert haben. Möglicherweise haben sie in der Gewerkschaftsarbeit gelernt, dass es nicht immer opportun ist, sich nach Ämtern und Posten zu drängen, weil dem der Geruch des „Karrieristen“ anhaftet, dem die „Sache“ nur instrumentell dienstbar sein soll. Der Habitus des umsichtigen und eifrigen Sammlers sozialen Kapitals ist in solchen Beziehungskulturen leicht anrühlich und womöglich dysfunktional. Bourdieu selbst macht auf diesen Zusammenhang aufmerksam, wenn er Strategien zur Anhäufung von Sozialkapital gerade in vielen Fällen gerade nicht auf bewusste Bestrebungen zurückführt. Sie entsprechen eher einer „Logik affektiver Investitionen“, wobei „gerade die ehrlichsten und uneigennützigsten Handlungen dem objektiven Interesse am meisten konform sein können.“ (Bourdieu 1983, S. 195). Mit anderen Worten: Nicht, wer sich ausdrücklich um den „nützlichen Rückhalt“ bemüht, sondern eher derjenige, der sich bei der Verfolgung von kulturellen Normen der Gruppe (hier: solidarisch gemeinsame politische Ziele anstreben) uneigennützig hervortut, erwirbt sich Ansehen und Kontakte, die sich womöglich auch als individuell nützlich erweisen können. Es ist im Sinn Max Webers also eher das „wertrationale“ als das „zweckrationale“ Handlungsmotiv, das sich funktional zum sozialen Kapital im Milieu von Unterschichten verhält. Wenn allerdings, um die Webersche Typologie noch einen Schritt weiter zu gehen, „traditionales“ Handeln im gewerkschaftlichen Kontext habituell eingeschliffen ist, kann es sich als mehr oder weniger unbewusste Blockade der Mehrung sozialen Kapitals erweisen: Die überlieferten Strukturen mit ihren übersteigerten Idealen geschlossenen und verbindlichen Handelns tragen ja den Keim dogmatischer Erstarrung im Sinn einer Art von Nibelungentreue in sich, die sich der Entwicklung von Elementen sozialer und kommunikativer Kompetenz in den Weg stellen, die gewissermaßen ein Humus sind, auf dem im Sinn der oben angedeuteten Überlegungen Colemans überhaupt erst die Fähigkeit sich ausprägen kann, eine Art „Anlagesinn“ für soziales Kapital auszubilden.

Die Rekonstruktion wichtiger theoretischer Annahmen Bourdieus provoziert diese *These*: Soziale Klassen, die sich jenseits der Reichen und Gebildeten befinden, sich aber gleichwohl auf das Wagnis sozialen Avancements durch Mehrung ihres Bildungskapitals einlassen, lernen die Logik gesellschaftlicher Distinktionskämpfe womöglich in schmerzlicher Weise kennen, weil sie entweder die Bedeutung des sozialen Kapitals im Wettlauf um Titel und Stelle unterschätzen oder weil das von ihnen bisher erworbene soziale Kapital auf den angestrebten Märkten nichts oder doch zu wenig wert ist. Was die Angehörigen des „einfachen Volkes“ in der sozialstatistischen Vorstellung Bourdieus angeht, sind sie weitgehend frei von Aufstiegsillu-

sionen durch Bildung. Sie glauben zu wissen, dass es einer von ihnen überhaupt nur „zu etwas bringen“ kann, wenn ihm ein unverhoffter Lottogewinn in den Schoß fällt oder eine Karriere als Schlagerstar oder als Berufsfußballspieler gelingt. Soziales Kapital ist in dieser Klasse insofern „nützlicher Rückhalt“, als es im Sinn nachbarschaftlicher und familiärer Solidarität in vorwiegend defensiver Hinsicht die Funktion hat, den erworbenen Sozialstatus zu verteidigen. Soziales Kapital bedeutet hier also vor allem die Hoffnung auf gegenseitigen Schutz und Hilfe in bedrängten Lebenssituationen. Für Aufstieg durch Bildung lassen sich solche oft in versinkenden proletarischen Milieus eingeschlossenen Ressourcen und Netzwerke kaum nicht mobilisieren. Im Gegenteil: Wer seinen Habitus vorausseilend an den „besseren Kreisen“ ausrichtet, läuft Gefahr, dass ihm bestenfalls als „Sonderling“, im ungünstigsten Fall als „Aufschneider“ und „Besserwisser“ die soziale Zugehörigkeit aufgekündigt wird. Wenn beispielsweise der auf seine ersten Lernerfahrungen stolze HWP-Student im Kreis mancher „alter Kumpels“ mit ökonomischen oder soziologischen Fachausdrücken um sich wirft, kann er schnell Irritation und Distanz statt aufmunternde Bewunderung ernten. Sein Bildungskapital lässt sich in solchen Milieus kaum in wachsendes Ansehen ummünzen.

Nun haben wir gesehen, dass es vorzugsweise die besonders qualifizierten Facharbeiter und Angestellten sind, die sich auf die steinige Strecke des zweiten Bildungsweges begeben. Sie gehören in der Vorstellung Bourdieus zwar eher zu den Kleinbürgern als zum „einfachen Volk“, doch hat augenscheinlich gerade vielen HWP-Studenten aus diesem Kreis nicht zuletzt ihr gewerkschaftlicher Hintergrund einen entscheidenden Motivationsschub zum Studium verschafft. Hier stellt sich nun die Frage, ob das auf diese Weise erworbene soziale Kapital sich im Kontext von Studium und darauf aufbauender Berufsperspektive eher als hinderlich oder als förderlich erweist. Hinderlich wäre es, wenn es den Aufstiegsaspiranten in seiner Suche nach einer neuen sozialen Identität permanent irritiert, ihn gewissermaßen ununterbrochen mit dem schlechten Gewissen ausstattet, die eigene Klasse zu verraten. In diesem Fall wird der Student des zweiten Bildungsweges das unangenehme Gefühl nicht los, die Akkumulation von Bildungskapital mit dem Verlust an sozialem Kapital erkaufen zu müssen. Es wäre zumindest nicht produktiv verwertbar, wenn sich der Aspirant im Sinn ehrgeiziger kleinbürgerlicher Dispositionen möglichst gründlich von den Eierschalen seiner sozialen Herkunft zu befreien bemühte. Das erworbene soziale Kapital könnte sich aber auch als nützlich erweisen, wenn das Studium ausdrücklich mit einer gewerkschaftsnahen Berufsperspektive verknüpft wird. Vor allem diese Konstellation verdient mein besonderes Interesse.

Im Unterschied zu jenem Zeitraum eines „leergefegten Akademikerarbeitsmarktes“, auf den sich die Daten der Altstipendiatenuntersuchung vorwiegend stützen, haben wir es gegenwärtig mit einer ganz anderen Situation zu tun, die sich auf die Problematik der Mobilisierung sozialen Kapitals im Bildungsprozess einschneidend auswirkt. Die Angehörigen „bildungsferner“ Schichten erwerben in wachsendem Maße Hochschulzertifikate in einer Phase, in der das Beschäftigungssystem die Verzinsung des dadurch erworbenen Bildungskapitals in Gestalt ausbildungsadäquater beruflicher Positionen nicht mehr gewährleisten kann. Pierre Bourdieu hat in diesem Zusammenhang von einer „geprellten Generation“ gesprochen, die gewissermaßen den Aufstiegsversprechungen des Bildungssystems auf den Leim gegangen ist und nun verbittert feststellen muss, sich in einer Sackgasse zu befinden.

Angesichts einer „Inflation von Zertifikaten“ dramatisiert sich die Problematik der Mobilisierung sozialen Kapitals nun in dieser Weise: Die von den Abschlusszeugnissen der Hochschulen bescheinigten fachlichen und methodischen Kompetenzen sind zwar nach wie vor eine unerlässliche, aber nicht eine hinreichende Voraussetzung zur erfolgreichen Einmündung in eine adäquate Berufsposition. Fachleute sind sich heute weitgehend einig, dass darüber hinaus gehende Schlüsselqualifikationen im Sinn umfassend gedachter *sozial-kommunikativer Kompetenzen* häufig ausschlaggebend sind für den nachuniversitären Berufsstart. Von Absolventen der Betriebswirtschaftslehre, die den Berufseinstieg mindestens auf der Ebene des mittleren Managements anstreben, wird etwa erwartet, dass sie über „Führungsqualitäten“ verfügen, die aber gerade nicht durch ein noch so gutes Diplom unter Beweis gestellt werden. Seine langjährige Arbeits-

markterfahrung lässt beispielsweise den Leiter des Hamburger Arbeitsamtes, Olaf Koglin, zu diesem Schluss kommen: „Schule und Uni können nur begrenzt die soziale Kompetenz vermitteln, die im Betrieb gebraucht wird. Sie muß außerhalb erworben werden, zum Beispiel durch die Mitwirkung an einer Schülerzeitung oder später bei einem Ehrenamt, ob freiwillige Feuerwehr oder Kirchengemeinde. Engagements, wo es nicht ums Geld geht, sondern die Leistung in einer Gruppe die Hauptrolle spielt. Wer das nicht hat oder kann, sollte sich prüfen, ob er überhaupt den Weiterbildungsweg für sich suchen sollte.“ (zitiert in Welt am Sonntag vom 2.3.1997, S. BR 1) Ganz ähnlich argumentieren die Verfasser der Altstipendiatenstudie, wenn sie nüchtern konstatieren, dass soziale Qualifikationen gerade nicht aus „systematischen Lernprozessen an der Hochschule“ hervorgehen: „Sie sind eher verbunden mit Sozialisationsprozessen aus der Zeit vor dem Studium und werden nach wie vor durch die ökonomische Lage der Herkunftsfamilie und durch das Anregungsmilieu des Elternhauses geprägt.“ (Altstipendiatenstudie S. 129) Nun sind soziale Qualifikationen nicht identisch mit sozialem Kapital, wohl aber damit aufs engste verwandt. Sie sind gewissermaßen der Kompetenzaspekt jenes Netzwerkes sozialer Beziehungen, auf die ein Mensch an der Schwelle seines Übergangs von der Universität in den Beruf zurückgreifen kann – oder auch nicht. Doch die Selbstvergewisserung erworbenen sozialen Kapitals kann sich bereits vorher, in der Phase des Studiums auf dem zweiten Bildungsweg, als nützlich erweisen, indem sie einerseits eine Art lebensgeschichtlicher Kontinuität zu stiften geeignet ist und andererseits Anknüpfungspunkte für die Erweiterung des Handlungshorizonts über das bloße Studieren in akademisch vorgegebenen Strukturen hinaus nahe legt. In seiner eindrucksvollen Bestandsaufnahme der Studentenproteste vom Herbst 1997 hat der Soziologe Karl Otto Hondrich unter anderem spezifische Lernchancen durch kollektives Aufbegehren hervorgehoben. Er bescheinigte den in den Streikaktionen Aktiven: „In vier Wochen auf den Barrikaden bilden sie soviel soziales Kapital wie andere im Laufe ihres ganzen Studiums nicht.“ (Hondrich 1997, S. 7).

b) Erfahrungen im Umgang mit sozialem Kapital

Wie verarbeiten die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung die Erfahrungen, die sich an der Schwelle eines neuen Lebensabschnitts auch als Aktualisierung und Umgruppierung des erworbenen sozialen Kapitals mitteilen? Welche Kontinuitäten und Brüche im Hinblick auf Netzwerke sozialer Beziehungen sind für sie charakteristisch? Wie weit wollen und können sie in ihrem neuen Beziehungsgeflecht an gewerkschaftliche Aktivitäten als Ausdruck erworbenen sozialen Kapitals anknüpfen? Das sind die Fragen, denen ich mich nun wieder im Kontext unserer Untersuchungsbefunde zuwende.

„Für viele ist der Beginn des Studiums der Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Sie streben zu *neuen Ufern*, brechen die Brücken hinter sich ab. Andere wollen das vertraute Milieu der eigenen Herkunft auch künftig nicht missen, wollen die *Brücken* vielleicht sogar *befestigen*. Wie ist das bei Dir?“ Von der Beantwortung dieser Frage im Rahmen unserer Intensivinterviews versprachen wir uns Fingerzeige für Dispositionen der Stipendiaten gegenüber erworbenem und erwerblichem sozialem Kapital. Bei einer Gesamtzahl von 81 Befragten konnte es uns nicht verwundern, dass wir auf eine erhebliche Bandbreite von lebensgeschichtlichen „Beweggründen“ im wahrsten Sinn des Wortes stießen. Markieren wir zunächst die beiden Endpole der Varianz. Da ist eine 24-jährige Pädagogikstudentin aus einer süddeutschen Kleinstadt. Bereits während der Schulzeit im Gymnasium reifte der Wunsch, später einmal Lehrerin zu werden. Ein Klassenlehrer sprach ihr Mut zu, während sich die Familie eher reserviert verhielt. Möglichkeiten politischer Aktivität ergaben sich während der Schulzeit, abgesehen von einem eher vergeblichen Engagement in der Schülermitverwaltung, ebenso wenig wie Gelegenheiten, kulturellen Neigungen nachzukommen. Schon der Weg zum nächsten Kino war mit Beschwerlichkeiten verbunden. Im Lauf der Zeit empfand sie die „kleinstädtische Enge“ ihres Herkunftsortes zunehmend als bedrückend. Mit der tradierten „Vereinsgeschäftigkeit“ hatte sie „nichts am Hut“. Kaum hatte sie das Abitur „in der Tasche“, strebte sie von zu Hause weg. Das Studium in einer weit entfernten Großstadt erschien ihr wie eine Art „Befreiung“ aus ungeliebten Lebensverhältnissen. Sie unterhält heute allenfalls sporadische Beziehungen zu ehemaligen Schulfreundin-

nen. Familienkontakte erschöpfen sich in Höflichkeits-Telefonaten beim Geburtstag der Eltern und des Bruders. Mit einem Seufzer resümiert sie: „Ich bin froh, dass diese Zeit vorbei ist!“

Auf der anderen Seite der Skala treffen wir einen 37-jährigen HWP-Studenten an. Er ist stolz darauf, „ein Kind des Ruhrgebiets“ zu sein. Als ehemaliger Werkzeugmacher sammelte er reichlich Erfahrungen in der gewerkschaftlichen Arbeit. Mit dem erklärenden Hinweis auf die „sozialdemokratische Tradition“ seiner Familie spricht er davon, dieses „natürliche Engagement“ sei ihm gewissermaßen schon „in die Wiege gelegt worden“. Mit viel Elan hat er das HWP-Studium aufgenommen, findet sich aber in der neuen Umgebung nur schwer zurecht. Das schönste an Hamburg ist für ihn der Hauptbahnhof, denn von dort aus tritt er „so oft wie möglich“ die Heimreise an, um sich an Wochenenden im „vertrauten Kreis“ vom Studium „zu erholen“. Wenn der Zug in den Dortmunder Bahnhof einfährt und die vertraute Sprache an sein Ohr dringt, lebt er richtig auf. Wenn ihn dann abends beim Bier die „alten Kumpels“ mit einem vertrauten „Hallo“ und den „üblichen Frotzeleien“ begrüßen, ist er in seinem Element. Wenn sein Zug dann am Sonntagabend die Elbbrücken erreicht, „ist das schon ein mulmiges Gefühl“.

Im ersten Fall sind die Brücken bewusst abgebrochen worden. Die erwähnte Studentin würde nie auf die Idee kommen, im von ihr geflohenen Herkunftsmilieu Elemente eines „sozialen Rückhalts“ zu vermuten, der ihr künftig dienstbar sein könnte. Im zweiten Fall liegen die Dinge genau umgekehrt. Dieser Student klammert sich um so enger an das Herkunftsmilieu, je weniger es ihm gelingen wird, sich mit den neuartigen Lebensumständen wirklich auszusöhnen. Er benötigt die in vielen Jahren gewachsenen sozialen Kontakte zu unterschiedlichen Bezugskreisen eines im Kern proletarischen Lebenszuschnitts als stabilisierendes Moment seiner Daseinsbewältigung. Offenheit und Erstarrung, Fremdheit und Vertrautheit verteilen sich offenbar in ganz unterschiedlicher Weise in persönlichen Dispositionen von Menschen an der Schwelle zu einem Studium.

Dabei ist zunächst sicher nicht unwichtig, ob der Beginn des Studiums mit einem *Ortswechsel* verbunden ist oder ob es in die vertraute Umgebung eingelagert bleibt. Wegen ihres relativ exklusiven Status einer Hochschule des zweiten Bildungsweges konnte es uns nicht überraschen, dass an der HWP ganz überwiegend Stipendiatinnen und Stipendiaten studieren, die oft einen weiten Weg nach Hamburg zurückgelegt haben: 80,4 % von ihnen haben unsere Frage, ob mit dem Beginn ihres Studiums ein Ortswechsel verbunden war, mit „Ja“ beantwortet. Ein anderes Schlaglicht auf die Bedeutung von Nähe und Entfernung zum außerakademischen Lebenshorizont vermittelte uns die Erkenntnis, dass immerhin 20 von 81 Befragten unserer Intensivinterviews gegenwärtig nicht an ihrem Studienort wohnen, wobei die meisten von ihnen den Weg von zu Hause zur Hochschule täglich verhältnismäßig problemlos mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklegen können.

Es zeigt sich bei der detaillierten Auswertung der Befunde unserer *mündlichen Befragung* in der ersten Welle aber auch, dass solche räumlichen Dimensionen die Antworten auf unsere „Brückenfrage“ nicht durchgehend in einer bestimmten Richtung beeinflussten. Ob jemand mit der Aufnahme des Studiums zu „neuen Ufern“ strebt oder sich lieber an vertraute Bezüge bindet, ist stärker von psychosozialen Dispositionen als von Entfernungen abhängig. Unter quantitativen Gesichtspunkten stellte sich nun heraus, dass sich lediglich *Minderheiten in der Nähe des einen oder anderen Pols* der „Brückenfrage“ lokalisieren ließen. Während 10 Personen (12,3 %) die routinierten Bindungen befestigen und 20 Personen (24,7 %) sie mehr oder weniger bewusst lockerten beziehungsweise abbrechen, hält sich das bei 51 Personen (63 %) die Waage. Den verschiedenen Begründungsmustern können wir nun erste interessante Aufschlüsse über gewohnheitsmäßige wie kalkulierte Formen des Umgangs mit erworbenem Sozialkapital entnehmen.

Betrachten wir zunächst die *kleinste Gruppe*. Es handelt sich dabei um Stipendiatinnen und Stipendiaten, die sagen, sie stünden „mit beiden Beinen in den alten Bezügen“. Erst das Studium in der „Fremde“ hat manchen von ihnen deutlich werden lassen, „was mir meine alten Freunde bedeuten“. Durch Hinweise auf

die eigene „Bodenständigkeit“ oder darauf, dass man „eher ein häuslicher Zeitgenosse“ oder auch ein „traditionsbewusster Typ“ sei, wird eine gewisse Angst vor neuen sozialen und kulturellen Erfahrungen sichtbar. Ohne Umschweife kommen solche Menschen auf kürzliche Begegnungen im Herkunftsmilieu zu sprechen, aus denen sie „Kraft schöpfen“ für ihren ungeliebten Studentenalltag. Zu Hause, da sind die „Freunde“, da verbringt man gern die Zeit mit Leuten, die man schon „eine Ewigkeit“ kennt. Wer sich in dieser Weise äußert, dem fehlt es in der Regel am Gespür für den tatsächlichen wie den potentiellen Wert neu zu gewinnenden sozialen Kapitals.

Ganz im Gegensatz dazu haben 20 Personen (24,7 %) entweder vom *Abbruch* oder doch von einer erheblichen *Lockerung* eingeschliffener Bindungen gesprochen. Einige von ihnen bedauern solche Brüche, die gelegentlich durch Ortswechsel hervorgerufen und insofern nicht wirklich gewollt waren. Womöglich haben sie eine Zeitlang versucht, das vertraute Milieu zu pflegen, was sich jedoch als zu zeitaufwendig herausstellte. Mehr und mehr nahm der neue Bezugskreis von ihnen Besitz und sie mussten sich entscheiden, „wo sie hingehören“. Dabei sind dann die alten Kontakte „eingeschlafen“. Doch die meisten dieser 20 Personen sprechen von einem „klaren Schnitt“, haben „bewusst fast alles von früher abgebrochen“. In ähnlicher Weise wie die oben erwähnte Studentin legte sich eine 24-jährige Pädagogikstudentin fest. Mit dem Beginn ihres Studiums im Anschluss an überwiegende Frustrationserfahrungen im Beruf wie in der gewerkschaftlichen Arbeit verband sie die Hoffnung eines „radikalen Neuanfangs“, und deshalb musste sie „raus aus dem bayerischen Mief“. Es sind vor allem Frauen, die sich in dieser Weise erklärten. Sie streben besonders häufig nach „neuen Horizonten“, haben keine Angst vor einem fremden Ufer, öffnen sich bewusst neuen, anregenden Kontakten. Sie sind nach eigenem Bekunden wohl überlegt auf der Suche nach neuen Bezugfeldern. Ihnen hängt das erworbene soziale Kapital bisweilen wie ein schwerer Mühlstein um den eigenen Hals. Wenn Trennungserfahrungen im privaten Bereich dazukommen, erhält die Suche nach einer Umgruppierung des sozialen Kapitals zusätzliche Schubkraft.

Für die meisten der von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten ist eine derart krasse Entgegensetzung zwischen eher angstvollem Beharrungswillen und der ausdrücklichen Bereitschaft zur Entwertung des erworbenen Sozialkapitals nicht typisch. 51 Personen (63 %) riskieren einen *Balanceakt* zwischen dem Vertrauten einerseits und dem neuartig Fremden andererseits. Sie wollen mit einem Bein einen möglichst festen Stand in ihren neuen sozialen Zusammenhängen gewinnen, ohne doch das andere Bein völlig aus den vertrauten Bezügen zu lösen. Erworbenes Sozialkapital wird zugunsten neuer Netzwerke sozialer Beziehungen nicht preisgegeben. Diese Haltung ist gelegentlich das Resultat mühsamer Einsichten:

„Mein Freundeskreis dünnt sich immer mehr aus. Ich habe jetzt schon, nach einem Vierteljahr in Hamburg, zu vielen alten Bekannten keinen Kontakt mehr. Es gibt andere, zu denen hatte ich nur einen flüchtigen Kontakt, aber den habe ich jetzt intensiviert. Durch den Ortswechsel sehe ich die Wichtigkeit solcher Beziehungen für mich in einem neuen Licht. Ich habe angefangen, mir Gedanken darüber zu machen, warum ich eigentlich mit bestimmten Leuten Kontakt habe und mich mit anderen nicht so verstehe. Ich habe dann eine bewusste Entscheidung getroffen, welche Kontakte von früher ich pflege, denn ich muss ja heute 250 km nach Hause fahren.“ (HWP-Student im 1. Semester).

Hier erzwingt offensichtlich die räumliche Distanz eine wachsende Sensibilität für soziales Kapital. Was bisher als gedankenlose Gewohnheit selbstverständlich war, erscheint heute in einem anderen, durch die Entfernung rationaleren Licht. Viele sagen, sie hätten sich für einen „gesunden Mittelweg“ zwischen der Pflege alter Bezüge und dem Aufbau neuer Netzwerke entschieden; das sei ein „Mittelding“, das laufe „zweispurig“. Wer das Studium nicht mit einem Ortswechsel verbunden hat, dem fällt das in vielen Fällen leichter als jenen Personen, die nur noch sporadisch in überkommene Zusammenhänge „eintauchen“. Doch die oben erwähnte Elbbrückenmelancholie ist diesen Menschen fremd. Dazu bewegen sie sich viel zu abgeschlossen in der neuen sozialen Umgebung. Die folgenden Protokollpassagen erwecken im übrigen einen lebendigen Eindruck von jener erst durch soziokulturelle Offenheit möglichen Nüchternheit, mit der

eine ganze Reihe von Stipendiatinnen und Stipendiaten eine Art *Umsortierung und Umgruppierung ihres sozialen Kapitals* angehen:

„Ich habe einerseits vieles hinter mir abgebrochen, was sich aus meiner Berufstätigkeit und aus der Familie ergab. Die Kontinuität, die blieb trotzdem. Das ist die prinzipielle Bindung an die Gewerkschaft, schon durch meine Seminararbeit. Aber durch meine neuen Erfahrungen im Studium geschieht das aus einer kritischen Distanz heraus.“ (Universitätsstudent im 3. Semester).

„Ich halte den Kontakt zu den Arbeitskollegen aufrecht, mit denen ich im Betriebsrat zusammen war. Ich muss aber feststellen, dass das kaum gelingt, weil die Lebensumstände doch zu unterschiedlich sind. Die Zeiträume, dass man sich mal sieht, werden immer länger. Ich merke auch, dass neben der zeitlichen Distanz auch so eine Art Kopfdistanz entsteht. Das ist eine unangenehme Erfahrung. Das ist sehr schade, lässt sich aber wohl nicht vermeiden. Mit Eltern und Freunden pflege ich aber immer noch die gleichen Kontakte. Im Gegenteil: Mit den persönlichen Freunden ist der Kontakt eher dichter geworden, weil ich zeitlich jetzt flexibler bin.“ (Universitätsstudent im 2. Semester).

Hier zeigt sich beispielhaft, in welcher Weise das Wagnis neuer Lebensabschnitte mit Phänomenen sozialen Abstands und damit mit einer Neubewertung und Umgruppierung sozialen Kapitals verknüpft ist. Die „kritische Distanz“, von der im ersten Fall die Rede ist, resultiert aus der Öffnung für Erkenntnisse und Einsichten eines sozialwissenschaftlichen Studiums, denen sich der Student nicht verschließt, die aber die Gefahr eines gewissen Vertrauensverlustes im gewerkschaftlichen Herkunftsmilieu beinhaltet. Diese Distanz kann den Keim von Entfremdungsprozessen in sich bergen, an deren Ende die Entwertung des erworbenen Sozialkapitals auf diesem Feld steht. Wenn im zweiten Fall von „Kopfdistanz“ die Rede ist, schimmert etwas von jenem kulturellen Bruch auf, der sich in der Aneignung des wissenschaftlichen Vokabulars durch den Stipendiaten am Sinnfälligsten äußern mag. Seine bedauernde Feststellung, dass das wohl nicht vermeiden, verweist auf den Preis, den er bei seinem Bemühen einkalkuliert, sich im Lauf der Zeit bei aller Bereitschaft, die freundschaftlichen Kontakte weiter zu pflegen, im Umgang mit den ehemaligen Betriebsratskollegen in Rechnung stellt. Sich aber bewusst zu machen, dass die Umgruppierung sozialen Kapitals häufig nicht ohne Brüche und Irritationen vonstatten geht, spricht für die soziokulturelle Einfühlungsfähigkeit dieser beiden Personen.

Mit welchen *Bezugsgruppen* ihrer bisherigen Lebensbezüge wollen die Stipendiatinnen und Stipendiaten auch im Verlauf ihres Studiums weiterhin *Kontakt halten*? Diejenigen, die eher bemüht sind, das Herkunftsmilieu auch um den Preis anhaltenden Fremdseins in jetzigen Sozialbezügen gezielt zu pflegen, zählen umstandslos Familienangehörige, Freunde, Bekannte, Arbeitskollegen und Gewerkschafter auf, so als wollten sie auf jeden Fall irgendeine Art von Bruch vermeiden. Annähernd jeder Dritte konzentriert sich auf die Pflege sozialen Kapitals in gewerkschaftlichen Zusammenhängen. Es handelt sich hier fast immer um Personen, die in ihren gewerkschaftlichen Tätigkeitsbereichen aus der Zeit vor dem Studium nach wie vor aktiv sind. Etwa jeder Zweite aber hebt die besondere subjektive Wichtigkeit privater Bindungen hervor, zum Teil, wie das folgende Beispiel zeigt, im ausdrücklichen Kontrast zum Gewerkschaftsmilieu:

„Die Gewerkschaftskontakte sind fast alle weggefallen, weil ich gar keine Zeit mehr hatte, zu den OJA-Sitzungen zu gehen. Die waren immer nachmittags, und da hatte ich Vorlesungen. Und ich habe auch schnell gemerkt, dass ich darauf auch keine so große Lust mehr hatte. Für mich war das ein guter Zeitpunkt, mich da auszuklinken. Aber die Verwandten und Freunde sind mir wichtig. Für Freundschaften muss man selbst was tun. Ich fahre regelmäßig nach Hause, um mich mit Freunden zu treffen. Was verspreche ich mir davon? Ich kann da nichts dran knüpfen. Es ist einfach die Vertrautheit, die gemeinsame Umgebung, in der man sich trifft. Es ist auch die Intimität. Ich kann mit denen anders reden als mit Leuten, die ich nur flüchtig kenne. Das hat mit Emotionen zu tun, das ist nicht etwas Kalkulierbares.“ (HWP-Student im 5. Semester)

Hier wird sinnfällig, was Pierre Bourdieu unter „affektiven Investitionen“ in soziales Kapital versteht. Wer in einer fremden Umgebung sozialen Halt sucht, der erinnert sich häufig eher an persönliche Freunde als an Menschen, zu denen der Kontakt einen eher zweckrationalen Zuschnitt hatte. Im zuletzt zitierten Fall hat sich jemand aus der Gewerkschaftsarbeit „ausgeklinkt“, weil sie ihm persönlich nicht mehr viel bedeutete. Die Überschneidung von Sitzungsterminen mit Vorlesungszeiten war da sicher als willkommener Vorwand nützlich. Anders verhält es sich mit den persönlichen Freundschaften. Die darin steckende „Intimität“ ermöglicht den ungeschützten, von kommunikativen Maskierungen und Rollenzwängen entlasteten Austausch mit der Chance auf wechselseitigen Zuspruch in schwierigen Situationen („Ich kann mit denen anders reden als mit Leuten, die ich nur flüchtig kenne“). Doch auch für diesen, recht privaten Ausschnitt des sozialen Kapitals „muss man etwas tun“. Es ist nicht einfach und ununterbrochen verfügbar, will vielmehr durch regelmäßige Kontakte aufgefrischt werden. Aber wichtiger noch: Dieses „private Kapital“ widersetzt sich jedem Kalkül. Wer intime Sozialbeziehungen mit Nützlichkeits erwägungen überfrachtet, hat es schnell verspielt, weil die darin eingeschlossene offene Vertrautheit verloren geht, sobald einer der beiden Interaktionspartner merkt, etwa für eine Karriereplanung instrumentalisiert zu werden.

Was die *Intensität der Pflege des erworbenen Sozialkapitals* angeht, stießen wir in unseren Intensivinterviews abermals auf eine erhebliche Bandbreite von Gewohnheiten. Viele begnügen sich mit gelegentlichen telefonischen Kontakten zu Freunden und Bekannten, besuchen allenfalls sporadisch Familienfeste, sind nicht wirklich eifrig bemüht, den Faden nach „zu Hause“ nicht abreißen zu lassen. Andere, wie der zuletzt zitierte HWP-Student, wenden mehr Zeit und Kraft auf, die sozialen Bezüge dauerhaft zu stabilisieren. Dabei wird deutlich, dass neben der Pflege familiärer Kontakte vor allem die gewerkschaftlichen Arbeitszusammenhänge soziale Energien binden, während die häufig noch in die Schulzeit zurückreichenden Verknüpfungen mit Freunden und Bekannten sowie die Verbindungen mit ehemaligen Arbeitskollegen deutlich schwächer werden. Dieser Befund unserer Intensivinterviews bestätigte sich auf der Ebene der schriftlichen Befragung der HWP-Stipendiaten, wie die folgende Häufigkeitsverteilung unter Beweis stellt.

Tabelle 10: „Wie hat sich Dein Kontakt zu diesen Bezugsgruppen während des Studiums entwickelt?“ (Erste Welle, n = 97)

Bezugsgruppen	Verstärkt	Gleich geblieben	Verringert	Abgebrochen	Summe
Familienangehörige	11,3 %	46,4 %	40,2 %	2,1 %	100 %
Freunde, Bekannte	6,2 %	24,7 %	66,0 %	3,1 %	100 %
Arbeitskollegen	–	3,1 %	54,6 %	42,3 %	100 %
Gewerkschaftskollegen	10,3 %	35,1 %	47,4 %	7,2 %	100 %

Wir haben gesehen, wie stark die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten bemüht sind, eine Balance zu halten zwischen der Aufrechterhaltung herkömmlicher Sozialbezüge und der Öffnung für den Aufbau neuer Netzwerke. Es ist darüber hinaus deutlich geworden, dass sich die auf bisherige Milieus konzentrierten sozialen Energien recht unterschiedlich verteilen, wie Tabelle 10 ausdrückt. Nun wende ich mich Antworten auf eine Frage im Rahmen der Intensivinterviews zu, von der ich mir besondere Aufschlüsse für den Aspekt des sozialen Kapitals in lebensgeschichtlichen Umbrüchen versprochen habe: Was *versprechen* sich die Stipendiatinnen und Stipendiaten von der Pflege der von ihnen *bevorzugten Kontakte*, handelt es sich dabei im Sinn der Vorstellung von der „affektiven Investition“ um habitualisierte und damit *zweckfrei* gedachte Motive oder gibt es Anzeichen für *zweckhaftes Kalkül* in der mutmaßlichen Vorausschau auf spätere beruflich-soziale Platzierungschancen?

In der Aussage des zuletzt zitierten HWP-Studenten haben wir ja bereits einen vereinzelt Eindruck von solchen Motivbündeln gewonnen. Aber ist diese Disposition verallgemeinerungsfähig? Insgesamt 58 Per-

sonen haben die Frage in einer eindeutig kategorisierbaren Weise beantwortet. Den restlichen 23 Personen ist sie entweder nicht gestellt worden oder ihre Antworten waren im Sinn der Fragestellung nicht auswertbar. Vor diesem Hintergrund stellte sich heraus, dass die meisten (48 Personen) soziale Kontakte zu bevorzugten Personengruppen ihres bisherigen Lebens im Sinn „affektiver Investitionen“ zweckfrei pflegten, während lediglich eine Minderheit von 10 Personen daran das eine oder andere Kalkül knüpfte. Sehen wir genauer hin.

Typisch für die Haltung der Mehrheitsgruppe ist eine spontane Ratlosigkeit angesichts der von uns gestellten Frage. „Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht“ oder „Was soll ich mir davon versprechen?“ sind Reaktionen, die das Gewohnheitsmäßige der Pflege sozialen Kapitals signalisieren. In einer Gesellschaft, deren systemischer Zuschnitt den Menschen in vielen Bereichen ein hohes Maß an Zweckrationalität abverlangt, gelten von Rollenzwängen weitgehend entlastete private Räume vielen als kalkulationsfreie Refugien. Wie wir gesehen haben, tun sich erstaunlich viele Stipendiatinnen und Stipendiaten schwer genug, handlungsverbindliche individuelle Studienpläne zu kreieren, scheitern gelegentlich am damit verbundenen Habitus vorausschauender Systematik. Hier nun haben sie im Rahmen unserer Interviews von Freundschaften erzählt, die ihnen in den Turbulenzen des studentischen Alltags besonders bewahrenswert erscheinen, als wenn das etwas Selbstverständliches, nicht näher Begründungsbedürftiges ist. Gerade darin aber signalisieren sie zweckfreie Motivbündel. „Davon verspreche ich mir gar nichts Bestimmtes“, „das gehört zu meinem Leben“, das ist „für mich ganz natürlich“ lauten typische, gelegentlich fast trotzig wirkende Reaktionen auf unsere Frage nach dem mutmaßlichen Kalkül der Pflege sozialen Kapitals. Freundschaften stiften Wohlbefinden, befestigen persönliche Identität durch die Vergewisserung des Vertrauten. Sie sind für die meisten, wie die folgenden Protokollauszüge illustrieren, mit gezielten Tauschgeschäften unvereinbar:

„Also, ich denke einfach, wenn man da Leute sehr mag, sehr schätzt und mit denen eine lange Zeit viele Erlebnisse hat, das reicht als Begründung! Warum sollte man mit ihnen brechen? Ich finde es eigentlich andersherum sehr schade, dass man durchaus eine ganze Menge anderer Leute verliert, weil die Beziehung vielleicht noch nicht so intensiv war, sich aber noch viel Spannendes hätte entwickeln können.“ (24-jähriger HWP-Student).

„Nein, ich verspreche mir nichts davon! Ich fühle mich wohl da, und ich möchte den Teil von früher nicht missen oder aufgeben. Ich verspreche mir beruflich nichts davon, so eine Art Mensch bin ich nicht (Welche Art Mensch?). Ja, ganz schnell auf den Punkt gebracht: So eine Art Schleimscheißer.“ (26-jährige HWP-Studentin).

„Ich bin ein sehr harmoniebedürftiger Mensch. Ich liebe das vertraute Gespräch mit Freunden. Das mache ich ohne Hintergedanken. Es ist einfach schön, wenn man Freundschaften am Leben halten kann.“ (37-jährige HWP-Studentin).

„Ich habe gute Kontakte zu meiner Familie, zu meiner Mutter, zu meiner Schwester, auch zu einigen Freunden. Ich verspreche mir davon einen gewissen Halt, denn ich bin ja bisher viel herumgekommen. Da lernt man dann die Bedeutung guter Freundschaften kennen, aus denen man Kraft schöpfen kann. Das ist für mich ein wichtiger emotionaler Rückhalt.“ (29-jähriger Universitätsstudent).

„Es ist das Menschliche. Ich handhabe das jetzt nicht so, dass ich Kontakte aus Berechnung pflege, weil die mir beruflich irgendwie nützen könnten. Bei mir geht das vom Interesse am Menschen aus. Kontakte mit dem Hintergedanken der beruflichen Nützlichkeit zu pflegen, liegt nicht in meiner Natur. Das muss eine wechselseitige Bereicherung sein, sonst könnte ich das nicht. Das mögen andere machen.“ (31-jährige Universitätsstudentin).

„Ich brauche das für mein Wohlbefinden. Ich weiß nicht, ob ich nach dem Studium je wieder nach Hause zurückkehre. Ich weiß nicht, ob meine Freunde mir weiterhelfen können. Ich brauche das nur für mein Wohlbefinden.“ (27-jähriger HWP-Student).

So gedachte Kontaktpflege ist frei von bilanzierbaren Leistungen und Gegenleistungen, entlastet von Verpflichtungen. Das macht für viele den Reiz, aber auch die Zerbrechlichkeit von Freundschaften aus. Nun haben insgesamt zehn Personen der Aufrechterhaltung gewohnheitsmäßiger sozialer Bindungen Elemente des Zweckrationalen abgewonnen. Das schließt für sie keineswegs jene spontane Emotionalität aus, von denen ihre hier zitierten Kolleginnen und Kollegen sprechen. Doch das Gespür für potentiell Nützlichem, die Neigung, „affektive Investitionen“ auch mit jenem „Hintergedanken“ aufzuladen, der aus einer zweckfreien sozialen Beziehung ein Geschäft auf Gegenseitigkeit macht, ist diesen Personen durchaus eigen. Damit überformen sich Freundschaften durch soziale Verpflichtungen, wie im Fall zweier Stipendiaten, die Kontakte zu ehemaligen Gewerkschaftskollegen schon deshalb aufrechterhalten, weil sie ihnen gegenüber eine „Dankesschuld“ abtragen wollen. In einem Fall war es ein Arbeitsdirektor, im anderen ein langjähriger Betriebsratsvorsitzender, die entscheidende Tipps für das Studium gaben und auch für die Förderung durch die Hans-Böckler-Stiftung Steine aus dem Weg räumten. Das habe er nie vergessen, sagte einer von beiden. Um den ihm gewährten Vertrauensvorschuss zu vergelten, will er nicht nur fleißig studieren, sondern auch, wann immer es geht, die Bildungsarbeit seiner örtlichen Gewerkschaftsorganisation unterstützen, und zwar unabhängig davon, ob ihm das einen persönlichen Gewinn bringt. Andere machen sich im Prozess des Nachdenkens bewusst, dass sich aus der Vertiefung von Kontakten in vertrauten Milieus auch soziale Kompetenzen entwickeln lassen, die dem Studium dienlich sind. Sich in „Gruppen bewegen“ zu können, unterstrich eine Stipendiatin, habe sie „zuerst in der Gewerkschaftsarbeit“ gelernt. Der ständige Erfahrungsaustausch mit Kollegen des ehemaligen Ortsjugendausschusses gibt der Entwicklung ihrer sozialen Kompetenzen immer wieder neue Nahrung. Doch das ist eher ein beiläufiges Resultat von Beziehungen, die durch gemeinsame politische Interessen zusammengehalten werden.

Ich lasse nun drei Personen zu Wort kommen, die gewissermaßen den harten Kern des Investitionskalküls in soziales Kapital repräsentieren. Sie räumen freimütig ein, dass ihnen das Geschäft auf Gegenseitigkeit wichtig ist, wenn sie bestimmte Kontakte gegenüber anderen favorisieren. Hier schimmert einiges von dem oben beschriebenen Konzept der „Seilschaften“ auf. Freundschaften dienen jetzt nicht nur wechselseitiger Sympathievergewisserung, sie sind auch mit Hoffnungen für das eigene Fortkommen befrachtet:

„Ich hatte nie viel Zeit, Kontakte zu pflegen. Alte Freundschaften habe ich bewahren können. Die pflege ich auch, weil mir das auch nützlich sein kann. Wir reden sehr offen darüber, dass wir uns gegenseitig helfen. Das hört sich sehr ökonomisch an, aber es ist so. Wir reden auch offen darüber, wie wir uns beruflich helfen können, obwohl die Freundschaften nicht deshalb geschlossen wurden. So ist es nicht! Nur, das gehört eben auch zu Freundschaften dazu, dass man sich gegenseitig voranbringen kann. Ich fühle es als Pflicht, einem anderen zu helfen, so wie ich auch von ihm erwarte, dass er mir hilft. Das ist gegenseitige Nützlichkeit.“ (35-jährige Universitätsstudentin).

„Das ist bei mir auf den alten Betrieb bezogen. Da halte ich den Kontakt zu den Kollegen aufrecht. Ich möchte da ganz pragmatisch ein Standbein drin halten. Ich bin ja im Erziehungsurlaub und könnte in meinen alten Betrieb zurück. Ich habe mich innerbetrieblich angeboten, an einem Entwicklungsprojekt auf Honorarbasis mitzuwirken. Vielleicht komme ich dadurch später besser wieder rein. Mal sehen.“ (34-jähriger HWP-Student).

„Selbstverständlich verspreche ich mir von der Pflege solcher Kontakte einiges! Erstens sind die Gewerkschaftsfunktionäre, mit denen ich ab und zu zusammen bin, nette Leute. Und zweitens: Wenn ich nach dem Studium keinen Job bekomme, dann können mir diese Leute vielleicht helfen, denn die haben ja viele Kon-

takte. Ich würde ihnen dann sagen: Ich habe keinen Job, wenn ihr etwas hört, ruft mich an.“ (31-jähriger HWP-Student).

In der *zweiten Erhebungswelle* haben wir den 50 Stipendiatinnen und Stipendiaten abermals die Frage vorgelegt, wie sich die Kontaktintensität zu den verschiedenen, in Tabelle 10 aufgelisteten hauptsächlichen Bezugsgruppen entwickelt hat, wobei nun die drei Jahre zwischen beiden Befragungsrunden zu bedenken waren, in denen sich die meisten ja in einer fremden Umgebung einzurichten hatten. Räumliche wie soziale Trennungen im Zeitverlauf nährten unsere Vermutung tendenzieller Kontaktverminderung in allen Bezugsdimensionen. Im großen und ganzen bestätigte sich diese Annahme, denn jetzt häuften sich diejenigen, die Kontakte zu diversen Gruppen inzwischen *abgebrochen* hatten, in signifikanter Weise. Das gilt vor allem für ehemalige Freunde und Bekannte (12 % Abbrecher gegenüber 3,1 % in 1997), die Angehörigen der Herkunftsfamilie (8 % gegenüber 2,1 % in 1997) sowie die Gewerkschaftskollegen (18 % gegenüber 7,2 % in 1997). Demgegenüber wurde der Kontakt zu ehemaligen Arbeitskollegen nicht häufiger abgebrochen (44 % gegenüber 42,3 % in 1997), was angesichts des damals schon hohen Distanzierungsniveaus unmittelbar einleuchtet.

Bei näherer Betrachtung wird dieses quantitative Gesamtbild rückläufiger Bindungskräfte zum Herkunftsmilieu in einzelnen Fällen stark überlagert von recht individuellen lebensgeschichtlichen Verläufen. So haben einige die familiären Banden sogar noch enger geknüpft als zu Anfang des Studiums, weil die zwischenzeitliche Gründung einer eigenen Familie das nahe legte („Ist ja klar: Der Opa hat eben gern häufiger mal seinen Enkel auf dem Schoß“) oder weil sie sich erst durch die dauerhafte Trennung von den Eltern des emotionalen Wertes dieser Beziehung neu bewusst wurden. Andere haben ihr Netz gewerkschaftlicher Kontakte noch dichter geknüpft als zum Studienbeginn, weil ihnen entweder die neu gewonnenen Kompetenzen einen kontinuierlicheren Zugang in die Bildungsarbeit öffneten oder weil ihnen das Studium zeitliche Spielräume für extensivere Gremienarbeit offerierte, die sie vorher nicht hatten. Die beiden folgenden Stellungnahmen repräsentieren eine Minderheit der Befragten, weil sie für intensivierte gewerkschaftliche Kontakte im Verlauf des Studiums stehen. Für die meisten der von uns befragten Stipendiaten gilt, dass sich schon durch die oft großen räumlichen Entfernungen die Berührungspunkte mit den ehemaligen Gewerkschaftskollegen mit fortwährendem Studium verringern. Einige wenige aber haben diese Dimension ihres Beziehungsnetzwerkes bewusst ausgebaut, sei es, weil gerade hier dauerhafte persönliche Freundschaften gewachsen sind, sei es, weil sich hier verzinsbares soziales Kapital zu akkumulieren beginnt, wie vor allem die erste der beiden folgenden Aussagen verdeutlicht:

„Hier in Hamburg habe ich im Gewerkschaftsbereich durch meine Bildungsarbeit eine Reihe von neuen Leuten kennen gelernt. Schon dadurch sind meine gewerkschaftlichen Kontakte heute eher dichter als noch zu Beginn des Studiums. Aber ich habe immer auch die Kontakte nach Hause aufrechterhalten. Da merke ich, dass die Kollegen an meiner weiteren Entwicklung interessiert sind. Da haben wir mehrmals im Jahr Sitzungen eines Referentenarbeitskreises, zu denen sie mich einladen. Neulich haben sie mir dabei gesagt, sie würden mich nicht fallen lassen wie eine heiße Kartoffel, falls ich jetzt nach dem Studium ohne Job da stehen sollte. Das ist mir wörtlich so gesagt worden, und das tut einem natürlich gut.“ (HWP-Studentin).

„Zu meinen alten Gewerkschaftskollegen habe ich immer noch gute Kontakte. Vor allem zu meinem alten Betriebsrat. Mit einer Betriebsrätin hatte ich am Anfang meines Studiums Schwierigkeiten, weil sie mir das Studium nicht zugetraut hat. Jetzt sieht sie das gelassener. Durch meine Referententätigkeit am Heimatort bin ich sogar heutzutage häufiger bei Sitzungen als zu Anfang meines Studiums. Das ist kontinuierlich gewachsen. Mit einem anderen Betriebsrat bin ich befreundet, den besuche ich auch privat. Ja, und dann kommt ja auch mein Lebenspartner aus der alten Gewerkschaftsclique, und das verbindet einen natürlich zusätzlich mit zu Hause.“ (HWP-Studentin).

Es hat im Licht unserer Interviewprotokolle den Anschein, als spielte die Entfernung zwischen Heimatort und Studienort nicht die entscheidende Rolle für die Pflege oder den Abbruch früherer Kontakte. Die beiden zuletzt zitierten Personen kommen vielleicht nicht zufällig aus Süddeutschland. Oft finden regionale, landsmannschaftliche Identitätsbildungen gerade durch die räumliche Distanz zusätzliche Nahrung. Sie sensibilisiert die Studentinnen und Studenten für den dauerhaften Wert ursprünglicher Bindungen, sofern diese als lebensgeschichtlich bedeutsam erachtet werden. Das gilt insgesamt weniger für ehemalige Schulfreunde und Bekannte aus der alten Nachbarschaft sowie für die alten Arbeitskollegen, wohl aber für Eltern und – vor allen Dingen – für die gewerkschaftlichen Mitstreiter der Jugendzeit. Formulierungen wie „Man lernt im Lauf der Zeit richtige von falschen Freunden zu unterscheiden“, „Es ist immer wieder schön, nach einigen Monaten mit den alten Gewerkschaftskumpels zusammen zu sein“ oder „Seitdem ich von zu Hause weg bin, habe ich ein viel unverkrampfteres Verhältnis zu meinen Eltern“ signalisieren solche stark persönlich eingefärbte Dispositionen.

Hat das Studium den Stipendiatinnen und Stipendiaten darüber hinaus auch neue Freundschaften und sozial stabile Kontakte vermittelt? Diese Frage haben die meisten mit Ja beantwortet. Vor allem die HWP-Stipendiaten haben die Chance genutzt, das Netz ihres sozialen Kapitals durch die Erweiterung des Bekanntheitskreises dichter zu knüpfen. Die relative Überschaubarkeit der Hochschule mit ihrer Zusammenfassung von Studierenden in jahrgangsmäßigen Lehrgängen, aber auch die Lokalisierung zahlreicher Stipendiatinnen und Stipendiaten in einem gewerkschaftlichen Studentenwohnheim begünstigt dabei traditionell eine gewisse Milieuverhaftung dieses Personenkreises. Einige von ihnen haben in studentischen Lerngruppen oder in politischen Organisationen neue Freunde gefunden, die meisten begrenzen den Radius ihrer wesentlichen neuen Bezugsgruppen auf die Mitstreiter aus dem Kreis der Hans-Böckler-Stiftung. Mit einem leicht unbehaglichen Unterton berichtete ein HWP-Student von den Kontakten zu anderen Stipendiaten durch die Tätigkeit im Leitungskollektiv der HWP-Gruppe. Das stifte zwar „gewisse Freundschaften“, doch es sei eben „immer derselbe Schlag von Menschen“, auf die man da treffe, weshalb sich diese Kontakte für ihn wohl kaum als studienüberdauernd erweisen werden: „Das wird größtenteils eine Episode bleiben.“ Wenn sie im Verlauf von Intensivinterviews genauer darüber nachdenken, was die neu gewonnenen Kontakte für sie bedeuten, kommen viele Stipendiaten zu einer nüchternen Bilanz. Sie empfinden es als angenehme Begleiterscheinung ihres Studiums, sich im Kreis von Gleichgesinnten zu wissen, ohne dem aber eine überragende Bedeutung beizumessen. Wirkliche Freundschaften, die sich mit früher erworbenen persönlichen Beziehungen messen können, haben viele nicht hinzugewonnen. Die Insel gewerkschaftlicher Subkultur in einem größer werdenden Meer nichtgewerkschaftlich motivierter Studentinnen und Studenten an ihrer Hochschule stiftet zwar ein gewisses Maß an emotionalem Rückhalt, der sich auch in praktische gegenseitige Hilfe bei der Bewältigung von Schwierigkeiten im Studium ummünzen lässt, doch diese Bezugsgruppe wird nur in wenigen Ausnahmefällen als Kristallisationspunkt für die Mehrung und Aktualisierung sozialen Kapitals gesehen. Ihre moralisch aufgeladene Abneigung gegen die bewusste, auf spätere Verzinsung angelegte Pflege sozialer Beziehungen, die wir schon in der ersten Befragungsrunde kennen gelernt hatten, bestätigte sich in der zweiten Erhebungswelle zumindest auf dieser Ebene: Wenn überhaupt, empfinden die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung die Kontakte untereinander als zweckrational im Sinn gegenseitiger Hilfe im Studium, nicht aber als einen Wechsel auf die eigene berufliche Zukunft. Daran hat offenbar auch der Umstand nichts geändert, dass der Übergang von der Hochschule in den Beruf für die meisten mehr und mehr in greifbare Nähe rückt. Die folgende Äußerung eines Stipendiaten, der sich eine spätere Tätigkeit als Gewerkschaftssekretär gut vorstellen kann, ist insofern typisch, als sie vom eher spielerischen, in gewissem Sinne unernsten Umgang mit Karrierepotentialen neu gewonnener sozialer Kontakte im eigenen Milieu zeugt:

„Ja, ich habe hier schon Leute durch das Studium kennen gelernt, mit denen ich Kontakte pflege. Manches ist aber auch nach kurzer Zeit wieder eingeschlafen. Man bereitet sich gemeinsam auf Klausuren vor, das ist es dann. Das beschränkt sich auf den Kreis der Stipendiatengruppe, was ich manchmal schade finde.“

Manchmal geht es auch auf die private Ebene, aber das ist eher selten. Richtige Freundschaften sind das nicht. Ich habe mir natürlich auch schon einmal die Frage gestellt, ob mir das persönlich später etwas nützen kann. Solche Überlegungen haben wir einmal auf einer spaßigen Ebene angestellt, aber das hatte schon auch einen gewissen ernsten Hintergrund. So ein ganz klein bisschen hat man manchmal schon die vage Hoffnung, dass sich da eine Seilschaft bilden könnte, wo der eine den anderen später beruflich nachzieht. Aber das ist doch mehr so spaßig, das ist um Gottes willen nichts Geplantes.“ (HWP-Student).

In welcher Weise *verknüpfen* die Stipendiatinnen und Stipendiaten ihr *Studium* mit *gewerkschaftlicher Aktivität*? Darum geht es zum Schluss dieses Abschnitts. Was die Hans-Böckler-Stiftung von ihren Stipendiatinnen und Stipendiaten erwartet, ist diesen in vielen Fällen selbst ein politisches Anliegen: 44 der von uns in der ersten Welle mündlich Befragten (54,3 %) haben angegeben, neben ihrem Studium ehrenamtliche Gewerkschaftsarbeit zu leisten, die übrigen 37 (45,7 %) haben die Frage verneint. Im Kontext unserer spezifischen Fragestellung interessierte mich das Problem vor allem im Hinblick auf die Frage nach der perspektivischen Nützlichkeit kontinuierlichen gewerkschaftlichen Engagements. Bevor ich darauf zu sprechen komme, gilt es zunächst, etwas genauer zu verstehen, welche Aufgabenbereiche und Begründungen sich hinter der quantitativen Relation verbergen.

Wer sich parallel zum Studium an der Gewerkschaftsarbeit beteiligt, tut das in den meisten Fällen im Rahmen der örtlichen und überörtlichen Bildungsarbeit. Die Schilderungen der Stipendiatinnen und Stipendiaten über diesen Tätigkeitsausschnitt sind häufig mit recht positiven Bewertungen verknüpft. Dieses Engagement macht ihnen Spaß, es ist mit Anerkennung, aber auch mit Qualifikationserweiterung und mit der Ausdehnung sozialer Netzwerke verbunden und insofern sicher ein günstiges Feld zur Pflege und zur Erweiterung sozialen Kapitals. Ein Teil der Befragten verharrt gewissermaßen in ehrenamtlichen Funktionen aus der Zeit vor Beginn des Studiums. Für sie ist typisch, dass die Erwähnung von Funktionszusammenhängen (z. B. Ortsjugendausschuss) häufig mit Zweifeln über die Sinnhaftigkeit dieses Engagements verbunden ist. Eigentlich, sagen sie, hätten sie im Ortsjugendausschuss ja nun nichts mehr zu suchen, man wollte sich aber dem Drängen der Kollegen oder des Gewerkschaftssekretärs, keine Vakanz entstehen zu lassen, auch nicht entziehen. Wohl oder übel tut man am Heimatort weiterhin seine Pflicht, aber nur selten aus leidenschaftlichem Antrieb. Einige wenige klagen über den „Automatismus“ der Funktionsvermehrung. Ehe man sich versieht, hat „man ein halbes Dutzend Ämter am Hals“, deren innerer Zusammenhang eine zwingende Logik aufweist, der man sich kaum verweigern mag. In Zeiten großer Probleme gewerkschaftlicher Nachwuchsarbeit müssen offenbar eine ganze Reihe von Stipendiatinnen und Stipendiaten als Lückenbüßer für die Schwächen der gewerkschaftlichen Jugendarbeit herhalten. Selbst wenn sie in den meisten Fällen von der Sinnhaftigkeit ihres Funktionärsdaseins überzeugt sind („Ich sehe die Probleme im Studium dadurch realistischer“; „Durch meine langjährigen Erfahrungen kann ich den jungen Kollegen da schon helfen“), lernen sie dabei auch die Schattenseite der Pflege sozialen Kapitals aus dem Herkunftsmilieu kennen, was als eine Art moralischer Druck auf ihnen lastet. Eigentlich, seufzte ein in der IG Metall nach wie vor in alten Funktionen aktiver HWP-Student, hatte er schon längst vor, „den Kram hinzuschmeißen“, doch „die finden einfach keinen, der meine bisherige Arbeit fortsetzen will.“ Das folgende Beispiel ist nun in mehrfacher Hinsicht für unsere Fragestellung aufschlussreich:

„Ich mache sehr viel Gewerkschaftsarbeit! Das ist jetzt im zweiten Semester sogar noch mehr geworden. Ich bin in verschiedenen zentralen Ausschüssen meiner Gewerkschaft aktiv, mittlerweile auch auf der bezirklichen Ebene hier in Hamburg. Das hilft mir, in der Stadt zurechtzukommen. Diesen Einstieg in die örtliche Arbeit habe ich mir aber schwer erkämpfen müssen. Meine Verankerung in der zentralen Funktion war hilfreich, aber ich musste mir hier erst einmal Gehör verschaffen. Erst bin ich in einer anderen Gewerkschaft in Hamburg aktiv geworden, da war der Einstieg in die Bildungsarbeit leichter, bin dort dem Referentenarbeitskreis auf den Leib gerückt. Als ich dann bei meiner eigenen Gewerkschaft angeklopft habe, haben das einige mit gemischten Gefühlen gesehen. Einige Leute sahen da ihre eigenen Felle weg-

schwimmen, wenn andere von außerhalb ihnen die Plätze streitig machen. Ich habe da aber einen Fuß in die Tür bekommen. Da half es mir, dass ich mir auf einer höheren Ebene schon einen guten Namen gemacht hatte. Da rief dann einer von der Hauptverwaltung in Hamburg an, dass man mich hier unterstützen sollte. Und dann lief das.“ (27-jähriger HWP-Student).

Es mag sich hier um einen Einzelfall handeln, doch er offenbart charakteristische Muster des Kampfes um soziales Kapital im gewerkschaftlichen Tätigkeitsfeld. Gerade in Hamburg konkurrieren viele Stipendiatinnen und Stipendiaten um relativ wenige „Plätze“ in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit ihrer jeweiligen Organisationen. Die meisten von ihnen kommen nicht aus dieser Stadt. Ich kenne aus langjähriger Erfahrung viele Fälle von aktivitätshungrigen Stipendiaten, die beharrlich aber vergeblich versucht haben, auf diesem Markt „einen Fuß in die Tür zu bekommen“. Vielen mag es dabei an Umsicht und Einfallsreichtum mangeln, aber andere scheitern eben auch an der Revierdominanz des einen oder anderen Platzhirschen. Im hier zitierten Fall haben wir es mit einem Stipendiaten zu tun, der es bereits gut gelernt hat, auf dem Klavier des erworbenen sozialen Kapitals zu spielen. Er ist Gewerkschafter aus Überzeugung. Wohin ihn sein bisheriger Weg auch geführt hat, immer prägte er die gewerkschaftliche Interessenvertretung mit. Dabei hat er gelernt, dass nicht nur im Betrieb, sondern auch in der Gewerkschaft ein zum Teil recht rauer Wind weht, wenn der Wettbewerb um Einfluss und Macht entbrennt. Wer es wie er zu ehrenamtlichen Funktionen „auf zentraler Ebene“ gebracht hat, den können Eifersüchteleien in der örtlichen Gewerkschaftsarbeit des Studienortes nicht aus dem Konzept bringen. Weil er sich „oben“ einen „guten Namen“ gemacht hat, kann er unten jenen sozialen Rückhalt in die Waagschale werfen, der Türen öffnet. Es kann uns nicht verwundern, dass dieser Stipendiat später Gewerkschaftssekretär werden möchte.

Immerhin 37 Personen (45,7 %) haben unsere Frage nach dem spezifisch gewerkschaftlichen Engagement während des Studiums zum Teil mit dem Ausdruck des Bedauerns verneint. Ihr in diesem Horizont erworbenes soziales Kapital droht sich zu verflüchtigen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Einige machen den fehlenden Bezug zur ihnen fremden örtlichen Arbeit für die Abstinenz verantwortlich („Mein Heimatort, wo ich sehr aktiv war, ist zu weit weg, und hier kriege ich kein Bein auf die Erde“), andere verweisen auf ihr Engagement in alternativen politischen Feldern einschließlich der studentischen Interessenvertretung („Seitdem ich im ASTA bin, habe ich die OJA-Funktion abgegeben“), eine dritte Gruppe hat alle Hände voll zu tun, sich im Studium zurechtzufinden („Ich schaffe kaum die Klausurvorbereitungen, wie soll ich da noch bei der Gewerkschaft was machen?“), weiteren Personen fehlt aus familiären Gründen die entsprechende Zeit („Als alleinerziehende Mutter kann ich nicht auch noch zum Gewerkschaftshaus rennen“) oder sie wollen ganz einfach die mit dem Studium verbundenen neuen Erfahrungsräume kennen lernen:

„Nein, absichtlich nicht! Ich wollte mal heraus aus dem Gewerkschaftsmilieu, wollte mal über den Tellerrand hinausschauen. Ich mache parteipolitisch einiges, auch in der Fachschaftsarbeit an der HWP bin ich aktiv. Das macht mir Spaß, denn das sind neue Erfahrungen. Ich will in den Gewerkschaften nicht versinken, nicht engstirnig werden. Ich genieße es regelrecht, mal eine Zeitlang nichts mit den Gewerkschaften zu tun zu haben.“ (37-jährige HWP-Studentin).

Diese Frau kann in ähnlicher Weise wie der zuletzt zitierte Stipendiat auf eine eindrucksvolle Geschichte vielfältigster gewerkschaftlicher Aktivitäten zurückblicken. Doch im Unterschied zu ihm nutzt sie das Studium gerade nicht zur Mehrung sozialen Kapitals auf dem bewährten Gelände, sondern sie weitet den Bezugskreis bewusst in andere Felder aus. Sie will Abstand zur Funktionärsroutine gewinnen, wohl wissend, dass ihr in all den Jahren Kompetenzen und Kontakte zugewachsen sind, die sie am Ende des Studiums mühelos revitalisieren kann, wenn es darum geht, einen erfolversprechenden beruflichen Wiedereinstieg zu finden. Sie ist „nicht abgeneigt“, später bei der Gewerkschaft zu arbeiten, liebäugelt aber auch mit anderen Optionen.

In welchem *inhaltlichen Zusammenhang* steht nun das Studium mit den gewerkschaftlichen Aktivitäten? Im Rahmen unserer schriftlichen Erhebung während der ersten Befragungswelle an der HWP stimmten 55,7 % dieser Antwortalternative zu: „Studium und gewerkschaftliche Aktivitäten fördern sich bei mir gegenseitig“. Hier zeigt sich einerseits ein hohes Maß an gewerkschaftlicher Tätigkeit in diesem Personenkreis (lediglich 13,3 % gaben an, gewerkschaftlich nicht aktiv zu sein), andererseits verweist der Befund aber auch auf die engen Verbindungsmöglichkeiten mit dem fachlichen Angebot an der Hochschule für Wirtschaft und Politik. Die restlichen zwei Fünftel sind zwar aktiv, erkennen aber keinen durchgehend wechselseitigen Bezug zwischen beiden Handlungshorizonten.

In problemvertiefender Absicht wollten wir von unseren momentan gewerkschaftlich aktiven Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern im Rahmen der Intensivinterviews wissen, ob ihr *Engagement das Studium behindert oder begünstigt*. Die meisten von ihnen, nämlich 21 von 41 Befragten, entschieden sich für die zweite Alternative, erfahren also die Gewerkschaftsarbeit als ein das Studium förderndes Element. Lediglich 5 Personen äußerten sich gegenteilig. Sie fühlen sich durch die Gewerkschaftsarbeit mehr oder weniger stark in ihrer Studienplanung zurückgeworfen. Die übrigen 15 Personen bewegten sich im neutralen Bereich zwischen den von uns gestellten Alternativen. Bevor wir nun auch auf dieser Ebene den Begründungsmustern nachspüren, verdienen signifikante Korrelationsrechnungen Beachtung. Es sind eher die älteren Stipendiaten in den höheren Semestern, die der Gewerkschaftsarbeit bescheinigen, ihr Studium zu beflügeln, als die Jungen, die sich am Beginn ihres Hochschulweges befinden und schon deshalb, wie wir an anderer Stelle gesehen haben, noch mit zahlreichen Integrationsproblemen an ihrer jeweiligen Hochschule kämpfen müssen. Auf den ersten Blick überraschend ist der Einfluss der Hochschulzugehörigkeit auf den quantitativen Befund. Von den 17 Befragten aus Fachhochschulen und Universitäten gab eine Mehrheit von 12 Personen an, im Studium Hilfestellungen durch die Gewerkschaftsarbeit zu erfahren. An der HWP kehrte sich diese Relation um. Hier legten sich in dieser Richtung nur 9 von 24 Personen fest. Ich führe das hauptsächlich auf das an der HWP im Unterschied zum übrigen Personenkreis unserer Stichprobe weiter verbreitete Überforderungsempfinden im Studium selbst zurück. Allerdings lässt der geringe Umfang des Samples gerade auf dieser Ebene keine vertieften Erklärungen zu.

Wie werden nun die verschiedenen erfahrenen Zusammenhänge zwischen Studium und Gewerkschaftsarbeit begründet? Diejenigen, die sich im neutralen Bereich zwischen unseren beiden Alternativen bewegen (15 Personen), können einen eindeutig gerichteten Zusammenhang entweder deshalb nicht erkennen, weil sie das Ausmaß ihrer gewerkschaftlichen Arbeit („Das ist bei mir ja nicht viel, höchstens einmal im Monat eine OJA-Sitzung“) nicht sehr stark in Anspruch nimmt oder weil sie im Licht gleichzeitig positiver wie negativer Erfahrungen zu einer eher ausgewogenen Bilanz kommen. Zum einen empfinden sie die sich gelegentlich in Gremienroutine erschöpfende Gewerkschaftsarbeit als „Zeitfresser“, der am Besuch der einen oder anderen Lehrveranstaltung hindert, andererseits gewinnen sie dort aber auch Anregungen, die sich im Studium umsetzen lassen, oder sie begreifen die Gewerkschaftsarbeit als „praktisches“ Korrektiv des „theoretischen“ Studiums: „Die Kollegen vor Ort holen einen auf den Boden der Tatsachen zurück, wenn man mal abhebt.“ Lediglich bei einer kleinen Gruppe von 5 Befragten neigte sich die Waage eindeutig in die negative Richtung. Es handelt sich ausnahmslos um HWP-Stipendiaten, die sich in der Anfangsphase ihres Studiums befinden und offenbar noch nicht gelernt haben, die Gewichte zwischen dem Studium und der Gewerkschaftsarbeit in einer verträglichen Weise zu verteilen. Sie verbinden ihre Klagen, wie das folgende Beispiel unterstreicht, mit der Einsicht, das Studieren künftig stärker gewichten zu wollen:

„Ich bin nach wie vor gewerkschaftlich aktiv. Im ersten Semester war das sogar zu stark, weil ich da fast jedes Wochenende bei Seminaren zugange war. Das habe ich jetzt alles gekappt, weil ich durch das Studium zu stark belastet bin. Das behindert mich im Studium zu sehr, obwohl mir die Bildungsarbeit immer eine Menge gebracht hat.“ (HWP-Student im 2. Semester).

Jene 21 Personen, die ihrer Gewerkschaftsarbeit zuschreiben, das eigene Studium zu fördern, können den Zusammenhang immer einleuchtend und mit praktischen Beispielen erklären. Häufig sind es fachliche Verknüpfungen, wie im Fall von Studenten der Erziehungswissenschaften, die in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit ein ideales Erprobungsfeld ihrer pädagogischen Geschicklichkeit sehen oder wir haben es mit VWL-Studenten zu tun, die aus der Mitarbeit in einem örtlichen Gewerkschaftsprojekt thematische Anregungen für ihre Diplomarbeit gewinnen. Das folgende Beispiel unterstreicht schließlich abermals, dass sich in Einzelfällen auch so etwas wie ein Anlagesinn für soziales Kapital herauskristallisiert:

„Ich bleibe aktiv! Ich mache Seminare auf der ÖTV-Ebene, habe da auch eine Funktion auf Bezirksebene. So, wie es ist, ziehe ich daraus nur Vorteile, weil ich dadurch meine Kenntnisse für das Studium erweitere und auch Kontaktfelder ausdehne, die mir später vielleicht einmal helfen können.“ (23-jährige HWP-Studentin).

Drei Jahre später ist immer noch die Mehrzahl der Stipendiatinnen und Stipendiaten, eigenen Angaben zufolge, kontinuierlich oder doch sporadisch gewerkschaftlich aktiv. Lediglich 15 von 50 Personen verneinten eine entsprechende Wiederholungsfrage. Dieser Befund wird sich aber schwerlich auf die Grundgesamtheit aller Stipendiaten hochrechnen lassen, weil sich das Gewicht der HWP-Studenten in der verkleinerten Stichprobe der zweiten Welle noch einmal erhöht hat, diesem Personenkreis aber eine traditionell große Nähe zur örtlichen gewerkschaftlichen Arbeit nachgesagt wird. Etwas anderes kommt hinzu. Gewerkschaftliches Engagement lässt sich schwer „messen“. Insofern enthalten die Angaben der Stipendiaten in der schriftlichen wie in der mündlichen Befragung auch der zweiten Welle eine Reihe von Unschärfen, die eher auf eine Beschönigung hinauslaufen. Ich habe den auch durch meine langjährige Tätigkeit als Vertrauensdozent der HBS gestützten Eindruck gewonnen, dass es im Verlauf des Studiums zu einer Polarisierung des gewerkschaftlichen Engagements kommt. Wie an anderer Stelle dieses Abschnitts bereits angedeutet, verstärken einige Kolleginnen und Kollegen, vor allem auf dem Feld der örtlichen und bezirklichen Bildungsarbeit, ihre ursprüngliche ehrenamtliche Tätigkeit noch im Verlauf des Studiums, während sie bei der Gegengruppe nahezu ganz einschläft, beziehungsweise nur noch auf dem Papier steht, weil sie sich auf Funktionen in Gremien bezieht, die wegen unübersehbarer Erschöpfungsercheinungen des innergewerkschaftlichen Verbandslebens nur noch auf dem Papier stehen. Es wäre vor diesem Hintergrund sicher voreilig, den gewerkschaftlich Inaktiven vom Standpunkt der Förderungsidee der Stiftung her mit pauschalen Vorwürfen zu begegnen. Einige jener 15 Personen, die sich freimütig als gewerkschaftlich inaktiv bekannten, beklagten ihre vergeblichen und oft recht beharrlichen Bemühungen, am Studienort gewerkschaftlich Fuß zu fassen, nachdem ihre Ehrenämter am Heimatort mittlerweile „eingeschlafen“ waren.

Ganz ähnlich wie im Rahmen der ersten Befragungsrunde, hoben die kontinuierlich gewerkschaftlich Aktiven auch diesmal mehrheitlich wieder hervor, dass sich ihre Gewerkschaftsarbeit und das Studium wechselseitig fördern. So zeitraubend sie im einzelnen auch sein mögen, können die gewerkschaftlichen Aktivitäten, sei es in der Bildungsarbeit oder in der Unterstützung von Personengruppenausschüssen, das Studium anregen und bereichern, wie die folgenden Stellungnahmen unterstreichen. Die thematische Verzahnung beider Handlungsfelder geschieht häufig in einem Geben und Nehmen, das die Stellung der Stipendiaten in ihrem jeweiligen gewerkschaftlichen Erfahrungsausschnitt verbessert und gleichzeitig dem akademischen Lernen ein Stückweit den Schrecken abstrakter Glasperlenspielerereien zu nehmen scheint.

„In meinem Fall ist das ideal zu verknüpfen gewesen. Meinen Schwerpunkt Arbeits- und Wirtschaftsrecht konnte ich gut in der Jugendbildungsarbeit einsetzen. Das war eine ideale Ergänzung von Theorie und Praxis. Und umgekehrt habe ich die Anregung für meine Diplomarbeit von einem Gewerkschaftssekretär bekommen.“ (26-jährige HWP-Studentin).

„Das hilft auf jeden Fall! Ich betrachte diese Verknüpfung als einen Teil meines Studiums, denn ich habe mich ja auf Erwachsenenbildung im Rahmen meines Pädagogikstudiums spezialisiert. Was ich an der Uni lerne, kann ich unmittelbar umsetzen in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit. Es ist sehr positiv, wenn mich dann ein Seminarteilnehmer anspricht und fragt: Bist Du eigentlich auch Lehrer hier an der Schule? Das ist natürlich sehr schön.“ (38-jähriger Universitätsstudent).

„Beides begünstigt sich. Ich kann das akademische Wissen in den Gewerkschaftsseminaren anwenden, und ich kann im Studium über die Gewerkschaften reflektieren. Manchmal führen einen die Gewerkschaftsseminare auf den Boden der Tatsachen zurück. Das ist gut, vor allem, wenn man die Welt verbessern will. Man muss sich umstellen können zwischen beiden Bereichen.“ (37-jährige HWP-Studentin).

Es ist sicher kein Zufall, dass die drei zuletzt zitierten Personen die Position des Gewerkschaftssekretärs in den Vordergrund ihrer beruflichen Optionen für die Zeit nach dem Studium rücken. Sie haben über lange Zeiträume feste Wurzeln in ihrem jeweiligen gewerkschaftlichen Wirkungsfeld geschlagen, und sie konnten ihre Anerkennung in diesem Feld nicht zuletzt dadurch erhöhen, dass sie ihren Kolleginnen und Kollegen den Eindruck vermitteln, das mittlerweile erworbene Wissen für die Funktionärsschulungen fruchtbar zu machen. Dadurch, dass sie die in diesem Praxisfeld umgekehrt akkumulierten Erfahrungen zu einem Kernbestandteil des jeweiligen Studiums machen, signalisieren sie die Ernsthaftigkeit ihrer Überzeugungen und damit die Bereitschaft, sich auch als akademische Profis letztlich auch beruflich in den Dienst der Sache zu stellen. Bewusst oder unbewusst basteln sie damit an einem Qualifikationsprofil, das sie in besonderem Maße für die angestrebte Position geeignet erscheinen lässt.

Welche hauptsächlichen Erkenntnisse lassen sich aus den Überlegungen dieses Kapitels *zusammenfassen*? Einleitend haben wir einen lebendigen Eindruck von den vielfältigen Schwierigkeiten gewonnen, mit denen sich die Studenten im Alltag vor allem dann herumzuschlagen haben, wenn sie am Anfang ihres akademischen Weges stehen. Neben den der allgemeinen Hochschulmisere geschuldeten Widrigkeiten, die sich als objektive Umstände nur schwer vermeiden lassen, sind es vor allem an der Hochschule für Wirtschaft und Politik subjektive Überforderungsempfindungen, die den individuellen Antrieb lähmen können. Für diesen Personenkreis verbinden sich der Ortswechsel in eine fremde Umgebung, der Übergang von der Berufstätigkeit in das Lernmilieu der Hochschule und das gerade in den ersten Semestern konzentrierte Kursangebot aus recht verschiedenen Fachgebieten zu einer Komplexität, die vielen erhebliches Kopfzerbrechen bereitet.

In einem *ersten Schritt* sind wir dann den Erwartungen nachgegangen, mit denen die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung ihr Studium aufnehmen. Dabei deuten Resultate unserer schriftlichen Befragung darauf hin, dass der Wunsch zum Studium entscheidend von spezifisch fachlichen Neigungen inspiriert ist, die zunächst einmal unabhängig von späteren Verwertungsmöglichkeiten des erwerblichen Wissens empfunden werden. Wenn die Stipendiatinnen und Stipendiaten jedoch von der Möglichkeit Gebrauch machen, sich im Rahmen von Intensivinterviews selbstreflexiv zu den eigenen Studienmotiven zu verhalten, kommen durchaus zweckrationale Überlegungen ins Spiel. 59,3 % der von uns Befragten verbinden ihr Studium mehr oder weniger ausdrücklich mit der Hoffnung, ein späteres beruflich-soziales Fortkommen tragen zu können. Im Unterschied zur Minderheit, für die zweckfreie „Horizontenerweiterung“ und Selbstfindung im Vordergrund ihres Motivbündels stehen, ordnen die meisten das Studium in die Perspektive ihres bisherigen Lebensweges ein. Durch Erfahrungen partiellen Scheiterns ernüchert, vom gewählten Studiengang (z. B. Pädagogik) ohnehin auf eine bestimmte Schiene geschoben, von Hoffnungen auf sozialen Aufstieg oder aber vom Wunsch beseelt, Kompetenzen für spätere Tätigkeit im politisch-gewerkschaftlichen Umfeld zu erwerben, ist der Mehrheitsgruppe die grundsätzlich zweckhafte Anlage des Studiums gemeinsam. Annähernd vier von fünf HWP-Stipendiaten fühlen sich dabei in der Wahl der Hochschule grundsätzlich bestätigt: Dieses Studium unterstützt sie nach eigenen Angaben in ihrem Bemühen, später eine interessante Arbeit zu finden.

So zweckrational der Zusammenhang zwischen Studium und Lebensperspektive für viele aber auch angelegt sein mag, tun sie sich andererseits doch schwer, daraus eine vorausschauende und durchdachte Studienplanung abzuleiten. Es fällt einer knappen Mehrheit der von uns in der ersten Welle Befragten offensichtlich nicht leicht, sich in dieser Hinsicht den Anforderungen der Prüfungsordnung wie der Hans-Böckler-Stiftung zu unterwerfen. Vor allem, wenn sie sich noch am Anfang ihres Studiums befinden und noch dazu an der HWP eingeschrieben sind, fühlen sich die meisten von der Idee eines konzeptionell angelegten, die verschiedenen fachlichen Angebote zeitlich machbar miteinander verbindenden Studienkalküls ein ganzes Stückweit überfordert. Das kann sich in Einzelfällen zu langanhaltender und insofern bedenklicher Orientierungslosigkeit verdichten, enthält in vielen Fällen aber auch ein positives Moment intellektueller Offenheit für die Beschreitung von Seitenwegen, ohne die das Studium leicht durch Scheuklappen verengt erscheint.

Im Licht der Erkenntnisse der *zweiten Erhebungswelle* wird deutlich, dass sich Mängel konzeptionell angelegten Studierverhaltens bei vielen zwar zugunsten planvolleren Handelns spürbar verringern; doch diese Schwierigkeiten begleiten eine starke Minderheit von 25 % auch noch in einer fortgeschrittenen Phase ihres Studiums. In der Nähe des Studienabschlusses angekommen, zieht die große Mehrheit der Befragten aber eine insgesamt positive Bilanz ihrer Lernerfahrungen. Nur sehr selten wird die Entscheidung zum Studium im erfahrungsgesättigten Rückblick als falsche lebensgeschichtliche Weichenstellung empfunden.

In einem *zweiten Schritt* haben wir den in das Studium eingeschlossenen Erfahrungshorizont im Kontext der Aktualisierung und Umgruppierung „sozialen Kapitals“ unter die Lupe genommen. In Anlehnung an Bourdieu verstehen wir darunter einen lebensgeschichtlich erworbenen sozialen Rückhalt, der sich in Netzwerken sozialer Beziehungsmuster äußert, die soziale Anerkennung, Ansehen und Verhaltenssicherheit vermitteln können. Die Pflege erworbenen sozialen Kapitals kann sich später als nützlich erweisen, aber auch ein Moment des Verharrens in sozialen Bezügen ausdrücken, die gegen neue Erfahrungen abschotten. Es sind lediglich Minderheiten, die mit der Aufnahme des gegenwärtigen Studiums die Brücken hinter sich abbrechen, um zu neuen Ufern zu streben oder sich umgekehrt neuen Beziehungsnetzen zugunsten der Verankerung im herkömmlichen Milieu bewusst verweigern. Die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten streben eine Balance zwischen alten und neuen sozialen Bezugspfeldern an. Während die Kontakte zu Freunden und ehemaligen Arbeitskollegen schon wegen der häufig großen Entfernungen zwischen Herkunftsort und Studienort eher austrocknen, bleiben die Bindungen an die Familie und an die Gewerkschaftskollegen in vielen Fällen bestehen. Etwa jeder Dritte schöpft aus den bewusst gepflegten Elementen seines sozialen Kapitals in den zuletzt genannten Feldern Anerkennung und Kraft für das Studium in einer fremden räumlichen und sozialen Umgebung.

Nicht der radikale Bruch sondern die Kontinuität sozialer Bezüge kennzeichnet die Realität vieler Stipendiatinnen und Stipendiaten. Das gilt nicht nur für die Phase des Übergangs in die ursprünglich recht fremde akademische Welt, sondern auch für die dauerhaften Bewegungen in ihr. Zwar häufen sich im Lauf der Zeit die abgebrochenen Kontakte zu den meisten ehemaligen sozialen Bezugsgruppen, aber es erweitert sich für viele auch der Horizont sozialer Beziehungsnetze, häufig allerdings innerhalb der soziokulturellen Grenzen des Herkunftsmilieus. Die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten sind auch während des Studiums gewerkschaftlich aktiv. Entweder verharren sie in den ehemaligen Zusammenhängen der örtlichen Gewerkschaftsarbeit oder sie konzentrieren sich auf die gewerkschaftliche Bildungsarbeit am Hochschulort. Nur in Ausnahmefällen empfinden sie die Verknüpfung des Studiums mit gewerkschaftlicher Arbeit als lästige Pflicht, die sie womöglich im Studium zurückwirft. Meistens haben sie gute Gründe, von einer wechselseitigen Befruchtung zu sprechen, lernen sie das ehrenamtliche Engagement auch als Inspiration für das Studium in einem neuen Licht zu schätzen. An dieser Disposition ändert sich für die meisten im Verlauf ihres Studiums wenig.

Lediglich eine kleine Minderheit erkennt in der gewerkschaftlichen Arbeit eine Anlagesphäre für soziales Kapital. Dieser Personenkreis hat ein besonderes Gespür für Tauschgeschäfte, für den kalkulierten Aufbau von Netzwerken, aus dem später womöglich Zinsen in Gestalt günstiger Wiedereingliederungschancen in den Arbeitsmarkt zu schlagen sind. Gelegentlich schimmert dabei das Konzept von „Seilschaften“ auf. Doch das ist erkennbar die Ausnahme. Unsere Gesprächsprotokolle beider Erhebungswellen haben sich in aller Regel als eindrucksvolle Bestätigung jener Annahme Pierre Bourdieus erwiesen, die den Habitus der Pflege und Mehrung sozialen Kapitals gerade nicht als Ausdruck eines zweckrationalen Kalküls deutet. Vielmehr handelt es sich zumeist um jene „affektiven Investitionen“ ohne „Hintergedanken“, die gleichwohl oder gerade deshalb nützlich sein können. Das gilt nicht zuletzt im sozialen Milieu, dem der von uns befragte Personenkreis entstammt: Geschäfte auf Gegenseitigkeit als Vehikel des sozialen Aufstiegs gelten nach wie vor als verpönt, und, mehr noch, sie haben im lebensweltlichen Ausschnitt privat-alltäglicher Existenz im Unterschied zum Markt des Bildungskapitals keinen bevorzugten Platz. Das gilt um so mehr, wenn die Stipendiatinnen und Stipendiaten noch gar nicht genau wissen, wie *konkret* ihnen das Studium bei der *Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt* hilfreich sein soll. Den damit zusammenhängenden Problemen will ich mich nun zuwenden.

D. Aus der Hochschule in den Beruf

Mit der Aufnahme eines Studiums verbinden die meisten Menschen ein ganzes Bündel von Beweggründen. Soweit es überhaupt möglich ist, ihm mit Hilfe einer standardisierten Befragung auf die Spur zu kommen, zeigt sich immer wieder, dass dabei „Fachinteressen“ bedeutsamer sind als „Berufsinteressen“ (vgl. Ramm/Bargel 1995, S. 241f.). Getragen von einer expansiven Entwicklung des Arbeitsmarktes, waren in den siebziger Jahren weniger als 5 % der Hochschulabsolventen zunächst kurzzeitig arbeitslos (vgl. Stooß 1979, S. 609f.). Im Zuge der Expansion der Studiengänge an Hochschulen seit Anfang der achtziger Jahre verlängerte sich bei gleichzeitiger Abflachung der Expansionskurve auf dem Arbeitsmarkt die Phase der Berufseinmündung für die Studentinnen und Studenten immer mehr. Ende der achtziger Jahre war bereits mehr als ein Drittel (36 %) der Hochschulabsolventen unmittelbar nach Abschluss des Studiums erwerbslos (Vgl. Stegmann 1988, S. 61). Anfang der neunziger Jahre zeigten Daten des Hochschulinformationssystems (HIS), dass mittlerweile die Hälfte aller Hochschulabsolventen bis zu einem Jahr braucht, um in eine berufliche Stelle einzumünden (vgl. Rabe-Kleberg 1993, S. 215). Dabei ist seit langem auffällig, dass Frauen länger und öfter erwerbslos sind als ihre männlichen Studienkollegen.

Angesichts dieser in den letzten 25 Jahren doch recht dramatischen Entwicklung müssen die Resultate der Altstipendiatenuntersuchung heute als veraltet gelten. Die große Mehrzahl der Ende der siebziger Jahre jenseits der Hochschulen platzierten HBS-Stipendiaten, nämlich 70 %, brauchte nicht länger als drei Monate für die erfolgreiche Stellensuche, was zum damaligen Zeitpunkt durchaus im allgemeinen Trend lag (vgl. Altstipendiatenstudie S. 123). Allen Unkenrufen zum Trotz befinden sich gegenwärtig die Absolventen des Sozialökonomischen Studiengangs an der Hochschule für Wirtschaft und Politik, also diejenigen, die einen universitätsadäquaten Studienabschluss erreichen, an der Schwelle des Wiedereinstiegs in das Berufsleben in einer verhältnismäßig komfortablen Situation. Wie Koch und Timpf in ihrer jüngsten Absolventenbefragung nachweisen, beträgt die durchschnittliche Dauer der Arbeitslosigkeit bei Männern 4,2 Monate, bei Frauen 6,97 Monate. Allerdings könnte die Rücklaufquote von 57 % diese Werte eher zu günstig als zu ungünstig eingefärbt haben (vgl. Koch/Timpf 1996, S. 54). Alle Daten deuten also darauf hin, dass die vom Hochschulsystem implizit ausgestrahlten Aufstiegsversprechungen heute weniger als früher eingehalten werden. Es ist mühsamer, risikoreicher und unabwägbarer geworden, sich auf das Wagnis des Zweiten Bildungsweges in der Hoffnung einzulassen, dadurch gesellschaftlich zu avancieren. Wer aus „Berufsinteressen“ heraus studiert, muss sich mehr denn je mit Frustrationstoleranz wappnen. Mit diesen Erkenntnissen im Hinterkopf, will ich in diesem Kapitel die folgenden Fragen im Licht der Resultate beider Erhebungswellen in den Mittelpunkt rücken: Wie weit haben sich die Vorstellungen der Stipendiaten von wünschbaren und erstrebenswerten Berufszielen zum Zeitpunkt unserer Befragung konkretisiert? Welches Gespür für die Bedeutung mobilisierungsfähigen Kapitals auf dem Weg der Wiedereingliederung in die Berufswelt legen sie dabei an den Tag? Wie attraktiv sind schließlich die Gewerkschaften im Horizont angezielter Berufswünsche?

1. Generelle berufliche Horizonte

In einem ersten Schritt referiere ich die Befunde der mündlichen wie der schriftlichen Befragung vom Herbst 1997, um dann der Frage nachzugehen, wie sich die berufsbezogenen Dispositionen unter dem Einfluss dreijähriger Erfahrungen im Studium bestärkt oder verändert haben.

a) Dispositionen zu Beginn des Studiums

„Hast Du heute schon ein konkretes Berufsziel für die Zeit nach dem Studium oder ist es dazu noch zu früh?“ Diese Frage leitete im Rahmen unserer Intensivinterviews den letzten, in die Zukunft gerichteten

Schwerpunkt ein. Die Antworten ergaben ein exakt gespaltenes Profil: Während 41 Personen (50,6 %) die Frage verneinten, wurde sie von 40 Personen (49,4 %) bejaht. Bevor wir uns den Begründungsmustern zuwenden, hinter denen sich eine zum Teil beachtliche Bandbreite von Nuancierungen verbirgt, verdient dieser Teilbefund unserer Korrelationsrechnungen besondere Aufmerksamkeit: Lediglich 37,5 % der befragten Stipendiaten von Fachhochschulen oder Universitäten, aber 63,4 % der von uns befragten HWP-Besucher hatten noch kein konkretes Berufsziel! Dass es sich dabei offensichtlich nicht um ein zufälliges Ergebnis handelt, werden wir an anderer Stelle noch sehen, wenn uns die berufsbezogene Unsicherheit dieser Teilpopulation wieder begegnet.

Die meisten von denjenigen, die noch nicht über *halbwegs präzise Vorstellungen* über den berufsbezogenen Nutzen ihres Studiums verfügten, machen aus gut nachvollziehbaren Gründen die *frühe Phase* ihres jetzigen Studiums für die Unentschlossenheit verantwortlich. Das sei „im Moment alles noch ein bisschen zu früh“, darüber habe man „noch nicht genau nachgedacht“, das führe „mitten im Grundstudium“ noch zu nichts wirklich Realitätstauglichem, lauten ihre oft knapp gehaltenen Erklärungen:

„Das ist dazu noch zu früh! Ich habe in den letzten fünf Jahren die Erfahrung gemacht, dass es zu nichts führt, wenn man Jahre im voraus plant. Ich mache das nicht mehr. Das schränkt mich persönlich ein und ist nicht realistisch. Möglicherweise schließe ich die HWP mit einem europaweit anerkannten Master ab. Aber vielleicht kriege ich ja noch Kinder. Mal sehen!“ (HWP-Studentin im 2. Semester).

„Weiß ich noch nicht. Ich habe ja noch einen weiten Weg im Studium vor mir. Ich habe mehrere Vorstellungen im Hinterkopf. Ich möchte später mal irgendetwas Kreatives machen, aber was genau, das weiß ich noch nicht.“ (Maschinenbaustudent im 3. Semester).

Es ist nun nicht so, dass die Personen in diesem Einstellungssegment völlig ins Blaue hinein studieren. Überzeugt von der Sinnhaftigkeit des von ihnen gewählten Studienfachs, streben sie in der Regel schon eine Tätigkeit im dadurch verengten fachlichen Horizont an, doch wo die Reise genau hingehen soll, das halten sie sich entweder bewusst offen oder sie schwanken zwischen verschiedenen Optionen hin und her. Manche erklären ihre momentane Unentschlossenheit gerade damit, dass sie in den zurückliegenden Monaten und Jahren ihr berufsbezogenes Interesse schon auf verschiedene Gebiete ausrichteten, aber dann sind „immer wieder spannende Aspekte hinzugekommen“, die den Zweifel an der ursprünglichen Perspektive genährt haben. Es spricht durchaus für die Ernsthaftigkeit des Nachdenkens über die eigene Berufszukunft, wenn eine ganze Reihe von Stipendiatinnen und Stipendiaten gerade deshalb nicht über eine konkrete Idee verfügen, weil sie sich einerseits mehrere Wege offen halten wollen, andererseits aber neben dem Wünschbaren immer das Machbare ins Auge fassen. Die folgenden Beispiele dokumentieren, dass momentane Unentschlossenheit keineswegs durchgehend als Ergebnis gleichgültiger Einfallslosigkeit missverstanden werden darf, sondern das Resultat unabgeschlossener Suchbewegungen auf der Grundlage gleichzeitiger Erwägungen von subjektiven Neigungen, erworbenen Qualifikationen und mutmaßlichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt ist:

„Ich habe davon noch keine klare Vorstellung. Ich kann mir vorstellen, dass ich später wieder als Facharbeiter im graphischen Gewerbe arbeiten muss. Das würde mich nicht schockieren, denn ich weiß ja, wie schwierig die Situation auf dem Arbeitsmarkt für Sozialwissenschaftler ist. Natürlich würde ich lieber als Historiker arbeiten. Ich habe erst kürzlich ein Praktikum in einem Archiv der Geschichte der Arbeiterbewegung gemacht. Eine solche Tätigkeit in einem derartigen Archiv kann ich mir schon als berufliche Perspektive vorstellen. Aber das ist bei mir alles noch nicht ausgereift. Das hat ja auch noch zwei Jahre Zeit, dass ich mir das genauer überlege.“ (Student der Geschichtswissenschaft im 7. Semester).

„Es gibt mehrere Möglichkeiten. Das hängt ab von der wirtschaftlichen Entwicklung. Ich bin immer mehrgigisig gefahren. Vielleicht kann ich später als Ingenieur arbeiten. Aber ich baue mir gerade noch ein weiteres Standbein auf. Mit ein paar Kumpels zusammen habe ich mir in Südfrankreich einen alten Bauernhof

gekauft. Sehr preiswert, aber sehr renovierungsbedürftig. Da hilft jeder beim Renovieren mit. Das soll später mal eine Art Jugendherberge werden. Vielleicht wird das mal meine Existenzgrundlage.“ (Fachhochschulstudent des Maschinenbaus im 3. Semester).

„Ich will Sozialarbeiterin werden mit dem Schwerpunkt Jugendarbeit. Aber es kommt durch meine vorherige Berufstätigkeit auch noch ein anderer Wunsch dazu. Ich denke darüber nach, ob ich mich nicht auch für Innenarchitektur spezialisieren kann. Also, beide Sachen spuken in meinem Kopf herum. Ich fahre zweigleisig. Darin mag die Gefahr der Verzettelung liegen, aber ich kriege das schon in den Griff.“ (Fachhochschulstudentin der Sozialpädagogik im 1. Semester).

Solche mehrgleisigen Strategien sind uns im Kreis der HWP-Stipendiaten nur sehr selten begegnet. Für sie ist häufiger typisch, dass sie zwar noch nicht wissen, wohin sie die Reise beruflich führen soll, wohl aber, welchen Weg sie jedenfalls nicht beschreiten wollen. Ständig „vollzeitig“ arbeiten zu müssen, sagte uns beispielsweise eine Studentin, das wolle sie sich künftig keineswegs „antun“. Andere schlossen die Rückkehr in den erlernten Beruf kategorisch aus oder sie glaubten doch jedenfalls zu wissen, dass sie als politisch überzeugte Menschen später beruflich „jedenfalls nicht die Seite wechseln“ wollten. Im übrigen aber scheinen gerade viele Stipendiatinnen und Stipendiaten an der HWP von den vielfältigen Möglichkeiten ihres Studiums, die seit einigen Jahren durch eine Reihe von neuen Studiengängen und Kontaktfeldern im Austausch mit Partner-Universitäten erheblich erweitert wurden, gerade hinsichtlich ihrer Berufsperspektive verunsichert worden zu sein. Eigentlich, erklärte uns beispielsweise ein HWP-Student im 3. Semester, sei er mit dem festen Willen nach Hamburg gekommen, seine beträchtlichen Erfahrungen in der ehrenamtlichen Gewerkschaftsarbeit akademisch zu untermauern, um dann gewerkschaftlicher Jugendsekretär zu werden. Doch mittlerweile, angesichts der zahlreichen durch das Studienangebot signalisierten neuen Möglichkeiten in verschiedenen Berufsfeldern, ist er davon „doch recht weit abgekommen“; momentan, fügt er hinzu, habe er kein „konkretes Berufsziel“. Ganz ähnlich argumentierte ein Universitätsstudent aus dem Ruhrgebiet. Weil seine Arbeit als Jugendfunktionär ihm den entscheidenden Anstoß zum Studium vermittelte, nahm er diesen Horizont auch als Fixpunkt für die Berufsperspektive, die aber inzwischen zugunsten verschiedener anderer Möglichkeiten recht stark verblasst ist:

„Bevor ich mit dem Studium anfang, steckte ich ja mitten in der ehrenamtlichen Gewerkschaftsarbeit. Und deshalb hatte ich auch zu Beginn meines Studiums die Sekretärstätigkeit als Berufsziel vor Augen. Davon bin ich eigentlich immer mehr weggekommen. Warum, kann ich eigentlich gar nicht so konkret begründen. Nun ist ja die Chance nicht so groß, bei der Gewerkschaft arbeiten zu können, aber es war zumindest ein Gedanke bei mir. Da hatte ich einen Einblick bekommen, wie das funktioniert. Und das fand ich schon spannend. Mittlerweile ist das für mich nicht mehr so erstrebenswert. Ich arbeite jetzt nicht mehr darauf hin. Wenn ich das Diplom als Sozialwissenschaftler habe, bin ich ja sowieso nicht festgelegt auf ein bestimmtes Feld. Ich könnte mir auch vorstellen, als Zeitungsjournalist zu arbeiten. Mit der deutschen Sprache kann ich ganz gut umgehen. Ein Traum wäre natürlich die wissenschaftliche Arbeit. Aber auch da ist mir natürlich klar, dass die Arbeitsplätze nicht so reichlich gesät sind. Vielleicht müsste ich mich ganz besonders reinhängen, um an der Universität bleiben zu können. Also, ich weiß es echt noch nicht.“ (Universitätsstudent der Sozialwissenschaften im 3. Semester).

Auf der anderen Seite haben uns fünf aus dem Kreis jener *40 Personen*, die einen mehr oder weniger *konkreten Berufswunsch* bereits zum Zeitpunkt unserer Befragung im Kopf bewegten und teilweise auch schon gezielt anstrebten, gesagt, sie möchten später gern als Gewerkschaftssekretäre tätig sein. Auf die relative Attraktivität dieses Berufsfeldes im Licht von Antworten auf ausdrücklich in diese Richtung gestellte Fragen komme ich an anderen Stellen noch zurück. Hier ist zunächst festzuhalten, dass sich dieses Ziel für die Allermeisten jedenfalls nicht in den Vordergrund schiebt, wenn sie unvoreingenommen über die Wunschkategorie nachdenken.

Einer kleinen Gruppe von Stipendiatinnen und Stipendiaten bereitete unsere Frage überhaupt kein Kopfzerbrechen. Es handelte sich dabei ausnahmslos um Pädagogikstudenten, deren akademischer Ausbildungsgang ja sehr stark auf ein bestimmtes Berufsfeld zugerichtet ist. Allenfalls schwingt in ihren Antworten die Sorge mit, ob sie angesichts öffentlicher Finanznöte in ihrem Schwerpunkt eine Anstellung finden. Doch das kann die Berufsperspektive, wie das folgende Beispiel zeigt, nicht wirklich irritieren.

„Klar, ich will Berufsschullehrerin werden. Aber ich habe auch die Möglichkeit, als Diplomhandelslehrerin in der freien Wirtschaft zu arbeiten. Wenn Einstellungsstopp sein sollte, würde ich auch gern in einer Personalabteilung arbeiten. Ich habe aber ganz gute Chancen, in den Schuldienst zu kommen, denn ich bin nicht auf ein bestimmtes Bundesland fixiert. Ich bin da räumlich flexibel, und deshalb bin ich recht zuversichtlich.“ (Pädagogikstudentin im 7. Semester).

Wer sein Studium am Fixpunkt eines Wunschberufes ausrichtet, geht deshalb nicht sorglos ans Werk. Ob sie nun als „Systembetreuer“ oder „Kommunikationsmanager im Betrieb“, als „Umweltberater“ bei einem Verband, im „betrieblichen Personalwesen“ oder in der „Erwachsenenbildung“ ihre Zukunft sehen, fast immer reflektieren die von uns Befragten das Wünschenswerte im Kontext mit dem Realisierbaren. Die Skala der angezielten Tätigkeitsfelder ist entsprechend der großen Streuung von Studienfachkombinationen recht breit. Wenn sie sich in einer späteren Phase ihres Studiums befinden, nehmen die Berufsvorstellungen der Stipendiatinnen und Stipendiaten häufig, aber keineswegs immer, konkretere Gestalt an. Vor allem zwei kleinere Gruppen befinden sich dabei in einer vergleichsweise komfortablen Situation. Das sind erstens diejenigen, die ihr Studium ausdrücklich als Aufstiegsqualifizierung für ihren ehemaligen Berufsbe-
reich angelegt haben. Einige von ihnen haben sich für die Dauer des Studiums von ihrem Betrieb mit dem Versprechen beurlauben lassen, nach erfolgreichem Examen auf einer höheren Stufe der Erfolgsleiter wieder einsteigen zu können. Allerdings halten sich auch diese Personen gelegentlich Optionen offen, sind sie doch durch das Studium auch auf andere interessante Betätigungsfelder aufmerksam geworden. Die sichere Rückzugsposition räumt ihnen dabei einen gelassenen Umgang mit der Frage ein, was nach dem Studium kommt. Zweitens glauben einige wenige sich im Besitz eines Studienplatzes, der besonders marktgängige Berufschancen verspricht. Eine Informatikstudentin im 12. Semester ist beispielsweise sehr zuversichtlich, dass sie „gleich etwas hat“, wenn sie in etwa einem Jahr ihr Studium abschließt, denn sie hat nicht nur von vielen offenen Stellen in ihrem Spezialbereich gehört sondern auch schon konkrete Anfragen von Firmen, ob sie dort nicht möglichst bald „einsteigen“ wolle.

Kommen wir noch einmal auf den auffälligen Unterschied zwischen den HWP-Stipendiaten und ihren Kolleginnen und Kollegen an Universitäten und Fachhochschulen zurück. Eine deutliche Mehrheit von annähernd zwei Dritteln der HWP-Befragten in unserer Stichprobe der Intensivinterviews wusste ja zum Zeitpunkt der Befragung noch nicht, in welche berufliche Richtung sie ihr Studium führen sollte. Dass es sich dabei nicht um einen wegen der geringen Stichprobe zufällig verzerrten Befund handelt, dokumentiert die folgende Häufigkeitsverteilung. Sie vergleicht das entsprechende Resultat unserer schriftlichen Befragung an der HWP mit einer IAB-Studie (vgl. Ramm/Bargel, S. 170), die auf Daten des Wintersemesters 1992/93 beruhen. In beiden Erhebungen ging es um die Frage, ob die Studentinnen und Studenten am Stichtag schon wussten, welchen Beruf sie im Anschluss an das Studium ergreifen möchten.

Tabelle 11: Berufliche Festlegung von HWP-Stipendiaten im Vergleich zur IAB-Studie

Grad der Festlegung	Unis alte Bundesländer	HWP-Stipendiaten (n = 97)
Nein, ist noch offen	30,0 %	71,1 %
Ja, mit einiger Sicherheit	45,0 %	21,6 %
Ja, mit großer Sicherheit	25,0 %	7,3 %
Summe	100,0 %	100,0 %

Zunächst bestätigen die Daten in Tabelle 11 das quantitative Profil unserer mündlichen Befragung. Hier wie dort unterscheiden sich die HWP-Stipendiatinnen und Stipendiaten signifikant von jenen Personen, die von der HBS an Fachhochschulen beziehungsweise Universitäten gefördert werden. Hier glaubt eine klare Mehrheit zu wissen, in welche berufliche Richtung sie ihr Studium führen soll, dort ist das nur eine Minderheit. Wie ist dieser überraschend große Unterschied zu erklären? Eine Ursache könnte in der Studiendauer liegen. Die meisten jener 41 HWP-Stipendiaten der Stichprobe unserer mündlichen Befragung gehören wegen der spezifischen Anlage unseres Projekts unverhältnismäßig häufig den ersten Semestern an. Sind sie vor allem deshalb so häufig unentschlossen? Die entsprechende Korrelationsrechnung auf der Ebene der breiter angelegten Stichprobe der schriftlichen Befragung widerspricht dem eindrucksvoll. Während die IAB-Studie in logisch nachvollziehbarer Weise herausgefunden hat, dass mit wachsender Studiendauer auch die Sicherheit in der Orientierung auf einen Wunschberuf – wenn auch nicht in sehr starkem Maße – zunimmt (vgl. Ramm/Bargel, S. 173), setzt sich an der Hochschule für Wirtschaft und Politik ein genau gegenteiliger Trend durch: Von denjenigen, die sich im „ersten Studienabschnitt“ (Semester 1 – 6) befinden, haben 68,3 % ihre berufliche Festlegung als „noch offen“ bezeichnet; dieser Wert steigt bei den Angehörigen des „zweiten Studienabschnitts“ (Semester 7 – 9) auf 75,7 %! Ich vermute, dass solche berufsperspektivischen Unsicherheiten nicht zuletzt auf jene turbulenten Lebenswege vieler HWP-Besucher zurückzuführen sind, von denen bereits an anderer Stelle die Rede war. Im Unterschied zu den „Karrieren außer der Reihe“ (Altstipendiatenstudie) hat sich das soziale Profil dieses Personenkreises heute deutlich verschoben. Eine wachsende Zahl von Stipendiatinnen und Stipendiaten an der HWP findet den Weg an die Hochschule im Anschluss an zum Teil recht ernüchternde Erfahrungen einer mehrfach gebrochenen Lebensgeschichte, die Hoffnungen auf erfolgversprechende Einmündungen in einen „Wunschberuf“ nicht länger rechtfertigt. Wer zum Teil mehr als einmal erfahren hat, dass fachlich erworbene Qualifikationen durch betriebliche Rationalisierungen, Entlassungen und vergebliche Fortbildungsbemühungen entwertet wurden, dessen beruflicher Horizont verdunkelt sich in pessimistischer Weise. Insofern verbirgt sich hinter den Zahlen auch ein spezifischer Realitätssinn der HWP-Stipendiaten im Vergleich zur repräsentativen Population der IAB-Studie. Manche jener Mehrheitsgruppe von Studentinnen und Studenten aus den alten Bundesländern, die sich recht frühzeitig in fröhlicher Unbefangenheit auf eine Wunschperspektive kaprizieren, mögen jene Ernüchterungen noch vor sich haben, die der Student des zweiten Bildungsweges bereits kennen gelernt hat. Gleichzeitig verspricht die Hochschule für Wirtschaft und Politik, wie oben bereits erwähnt, heute ganz im Unterschied zur Datenbasis der Altstipendiatenstudie recht verschiedene Studienwege und Fächerkombinationen, die Unsicherheiten eher steigern können. In vielen Fällen mag die Entscheidung für die zweite Phase des HWP-Studiums im Anschluss an das Sechs-Semester-Diplom gerade von dieser berufsperspektivischen Unsicherheit ausgelöst sein, ohne dass sich aber der berufliche Horizont im Verlauf des Projektstudiums zu klären scheint.

Mit „einiger Sicherheit“ hatten sich 21,6 % der HWP-Befragten für einen Wunschberuf festgelegt. Darunter sind fünf Personen, die auf dem Fragebogen „Gewerkschaftssekretär“ notierten. Von jenen 7,3 %, die sich bereits mit „großer Sicherheit“ beruflich fixiert hatten, entschieden sich wiederum drei Personen für diesen Beruf. Damit ist die *prinzipielle* Attraktivität der Gewerkschaften als späteres Berufsfeld von HWP-Absolventen jedoch nicht annähernd erschöpft, wie die folgende Häufigkeitsverteilung unter Beweis stellt. Sie ist das Resultat unserer Frage nach dem *Bereich*, in dem die HWP-Stipendiaten am liebsten *auf Dauer tätig sein möchten*. Ich gruppiere die Daten im Unterschied zum Fragebogen in einer Rangreihe abnehmender Häufigkeit.

**Tabelle 12: „In welchem Bereich möchtest Du später am liebsten tätig sein?“
(Schriftliche HWP-Befragung, n = 97)**

Wunschbereich	Absolute Werte	Anteile
Gewerkschaften oder DGB	23	23,7 %
Schule, Hochschule, Bildungseinrichtungen	19	19,6 %
Verbände, Organisationen ohne Erwerbscharakter	17	17,5 %
In alternativen Projekten	10	10,3 %
Privatwirtschaft	9	9,3 %
Als selbständiger Unternehmer oder Freiberufler	7	7,2 %
Sonstiger öffentlicher Dienst	5	5,2 %
Strebe keine Dauertätigkeit an	4	4,1 %
Soziale Dienste	4	3,1 %
Summe	97	100,0 %

Dieser Befund bestätigt in eindrucksvoller Weise die Kontinuität beruflich-sozialer Orientierungen der an der HWP geförderten Stipendiatinnen und Stipendiaten. So unsicher ihre berufsbezogenen Wunschvorstellungen auch sein mögen, streben die meisten von ihnen doch in Tätigkeitsfelder jenseits der Privatwirtschaft und des verwaltungsförmigen öffentlichen Dienstes. Sie vermuten, dass sich in Gewerkschaften und Verbänden, aber auch in Bildungseinrichtungen oder alternativen Projekten ihr lebensgeschichtlich wie akademisch gewonnenes Qualifikationsprofil jenseits eines spezifisch fachlichen Zuschnitts am ehesten realisieren lässt. Verbirgt sich dahinter die Hoffnung, das erworbene soziale Kapital in diesen Bereichen noch am ehesten investieren zu lassen?

b) Kontinuität und Wandel beruflicher Orientierungen

Wann beabsichtigten die Stipendiatinnen und Stipendiaten im Herbst 2000, ihr damaliges Studium abzuschließen? Die meisten jener 50 Personen der zweiten Erhebungswelle blickten dem Ende ihres jetzigen Lebensabschnitts konkret ins Auge: 32 von ihnen planten ihn im Lauf der folgenden zwei Semester ein. Weitere 14 Personen sahen das Ende in spätestens vier Semestern nahen, während sich die restlichen vier Personen nicht festlegen mochten. Für wiederum 18 Personen stand zum damaligen Zeitpunkt fest, dass sie mit dem Abschluss des jetzigen Studiums auch das Ende ihres akademischen Lebensweges erreicht hatten. Sie wollten, teils aus Überdross gegenüber ihrem langjährigen Hochschulaufenthalt, teils aus Drang in die „Praxis“, ausdrücklich nicht weiter studieren. Damit wollte sich umgekehrt eine deutliche Mehrheit von 32 Personen zumindest die Option einer unmittelbaren Fortsetzung der akademischen Lebensphase offen halten. Die eine Hälfte dieses Personenkreises artikulierte eine mehr oder weniger starke Unsicherheit, die sich beispielsweise in folgenden typischen Äußerungen niederschlug:

„Ob ich eventuell promovieren will? Promotion, das ist doch Doktor, oder? Ich schließe das nicht aus, aber ich habe darüber überhaupt noch nicht nachgedacht. Vielleicht ist das aber eine gute Anregung.“ (26-jährige HWP-Studentin).

„Das halte ich mir als Möglichkeit in Reserve. Ich möchte aber nicht an der HWP promovieren. Hier bin ich lange genug gewesen. Womöglich würde ich woanders promovieren. Die Wahrscheinlichkeit kann ich schwer abschätzen. Vielleicht liegt die bei 30 %, dass ich mich auf die Promotion zurückziehe. Wenn ich eine gute Chance kriegte mit einem Beruf, dann ist die Promotion für mich nicht interessant. Es ist aber ein beruhigendes Gefühl, sich auf diese Möglichkeit zurückziehen zu können.“ (26-jähriger HWP-Student).

„Am Ende dieses Semesters schreibe ich die Diplomarbeit in Arbeitsrecht, und im Frühjahr 2001 bin ich hier dann fertig. Ich weiß noch nicht, ob ich dann im Sozök weitermache. Einerseits will ich gern weiter studieren, weil mir das Studieren Freude macht. Andererseits muss ich an die berufliche Zukunft denken. Meine Gewerkschaft hat mir ein klares Angebot für eine Beschäftigung gemacht, das noch einige Monate gültig ist. Da bin ich hin- und hergerissen. Allerdings ziehen mich die Projekte, die hier im Sozök angeboten werden, nicht sehr an.“ (27-jähriger HWP-Student).

Es ist sicher kein Zufall, dass sich die HWP-Stipendiaten in diesem Einstellungssegment häufen. Die Ausweitung von Studiengängen und Qualifizierungsmöglichkeiten an dieser Hochschule über einen längeren Zeitraum hinweg hat gerade zahlreichen HBS-Stipendiaten die reizvolle Möglichkeit eröffnet, im Anschluss an das sechssemestrige Studium ein insgesamt viersemestriges Projektstudium zu absolvieren, das wiederum bei entsprechendem Leistungsschnitt die Voraussetzung für eine Promotion ist. Die Unwägbarkeiten des Arbeitsmarktes, aber auch die insgesamt ja positiven Erfahrungen mit dem sich dem Ende zuneigenden bisherigen Lebensabschnitt, nicht zuletzt aber wohl auch eine nicht immer sehr konkrete subjektive berufliche Perspektive geben der relativ problemlosen Chance des Weiterstudierens etwas Beruhigendes. Es ist nicht in erster Linie das inhaltliche Interesse an den Angeboten des Sozialökonomischen Studiengangs („Sozök“), auch nicht der unstillbare Drang zum akademischen Ritterschlag der Promotion, der diese Option so reizvoll erscheinen lässt. Es ist vielmehr das Verhaltenssicherheit versprechende Gefühl, den Unwägbarkeiten des Arbeitsmarktes noch ein Stückweit entzogen zu sein, dass bei einigen einen starken Reiz entfaltet. Falls sich ihnen eine günstige Möglichkeit bietet, im Anschluss an das gegenwärtige Studium in kontinuierliche Berufstätigkeit einzusteigen, würden diese Personen davon sicher Gebrauch machen. Aber ihr Wissen um die skizzierten Alternativen wappnet sie auch mit Widerständigkeit gegen als unzumutbar empfundene Einstiegschancen, erhöht gleichsam das Erwartungsniveau an den konkreten Zuschnitt beruflich befriedigender Aufgaben.

Die andere Hälfte jener 32 perspektivische Unsicherheit ausstrahlenden Personen hat sich bereits sehr stark mit dem Gedanken angefreundet, das Studium auch nach dem bevorstehenden Abschluss fortzusetzen. An der HWP oder auch an einer anderen Hochschule zu promovieren, sagte einer, das sei sein „Traum“ schon von Beginn des Studiums an gewesen, weil ihm das den Zugang in den Wunschberuf als Hochschuldozent ebnet. Andere, die sich bereits im Projektstudiengang der HWP befinden, verfolgen dieses Ziel bereits mit Umsicht, kennen schon ihren „Doktorvater“ und die Umriss des Dissertationsthemas:

„Ja, ich will promovieren! Das soll über Verteilungsprobleme gehen, was in meinem ganzen bisherigen Studium mein Steckenpferd ist. Darauf will ich schon mit meiner zweiten Diplomarbeit hinarbeiten, die jetzt im Werden ist. Ich habe schon mit dem Dozenten abgesprochen, dass aus der Diplomarbeit das Exposé für die Doktorarbeit herausgezogen werden soll.“ (27-jähriger HWP-Student).

In welches *berufliche Feld* möchten die Stipendiatinnen und Stipendiaten am Ende ihres wie auch immer ausgeweiteten oder abgekürzten akademischen Qualifizierungsprozesses *einmünden*? Aus der ersten Befragungswelle haben wir in Erinnerung behalten, dass sich die Befragten in dieser Hinsicht je zur Hälfte sicher oder unsicher waren. Drei Jahre später nun hat sich der Anteil der Unentschlossenen auf etwa ein Viertel verringert, wobei sich jetzt wie damals die HWP-Stipendiaten in der Gruppe der Zweifelnden unverhältnismäßig stark häuften. Typisch für die von Unsicherheiten geprägten Suchbewegungen in diesem Personenkreis ist die folgende Aussage:

„Was ich später einmal beruflich machen will? Das weiß ich, ehrlich gesagt, noch nicht so genau. Ich habe verschiedene Vorstellungen, die sich natürlich an den Möglichkeiten orientieren. Eventuell ergibt sich aus dem Praktikum, das ich gerade mache, ein Kontakt. Vielleicht ergeben sich auch aus dem Sozök-Projekt Kontakte. Ich möchte ein Tätigkeitsfeld finden, bei dem ich die Soziologie, das bedeutet ja immer auch Umgang mit Menschen, mit dem Recht koppeln kann. Vielleicht gehe ich in eine Personalabteilung. Ich

möchte aber vor allem selbstständig arbeiten, dass ich meinen Arbeitstag und die Aufgabe selbst einteilen kann. Wer weiß, vielleicht ergibt sich für mich aus dem Gewerkschaftszusammenschluss ver.di noch etwas.“ (26-jährige HWP-Studentin).

Die große Mehrheit von 37 Personen (74 %) wusste im Herbst 2000 entweder mit „einiger Sicherheit“ (23 Personen) oder sogar mit „großer Sicherheit“ (16 Personen), wohin ihre berufliche Reise gehen soll. Es zeigt sich also, dass mit wachsender Studiendauer für viele der Nebel des Ungewissen sich zu lichten beginnt. Allerdings ist hier eine wichtige Einschränkung am Platz: Die meisten Befragten haben nicht konkrete Arbeitsplätze in ganz bestimmten institutionellen Zusammenhängen im Auge, sondern sie grenzen das berufliche Wunschfeld nach einem recht groben Raster ein. Insgesamt 30 von 37 Personen präferieren den „non-profit-Bereich“ (Tätigkeit im öffentlichen Dienst, bei Verbänden oder anderen Einrichtungen ohne privatwirtschaftlichen Erwerbscharakter) eindeutig gegenüber der Privatwirtschaft, in die es lediglich sieben Personen drängt (z. B. als selbstständiger Unternehmensberater, als Rechtsanwalt oder als Betriebswirt im mittleren Management eines großen Unternehmens). Unter jenen 30 Personen, die in ihren Begründungen mit zum Teil großem Nachdruck darauf bestehen, später auf keinen Fall beruflich etwas mit „Gewinnmaximierung“ zu tun haben zu wollen und die wir besonders häufig im Kreis der HWP-Stipendiaten angetroffen haben, begegnen uns nun fünf Personen, die die Tätigkeit als hauptamtlicher Gewerkschaftssekretär zu ihrer Wunschperspektive erklärten. Ich komme an anderer Stelle auf diese Option noch ausführlich zurück.

Welchen Einfluss billigen die Befragten nun den *Erfahrungen im Studium* selbst zu, was die *Klärung ihrer beruflichen Perspektiven* angeht? Hier begegnet uns nun ein recht gespaltenes Erfahrungsspektrum. Eine Mehrheit von 28 Personen hat durch den Verlauf ihres Studiums wachsende Klarheit in berufsperspektivischer Hinsicht gewonnen; weitere 13 Personen verneinten unsere Frage mit dem Hinweis auf klare Zieldefinitionen schon in der Frühphase des Studiums oder gar vor seinem Beginn. Sie fühlten sich durch das Studium in ihren Berufswünschen bestätigt. Die restlichen neun Personen sind durch das Studium in ihren ursprünglichen Wünschen mehr oder weniger nachhaltig verunsichert worden, haben in den meisten Fällen von ursprünglichen Wünschen Abschied genommen, ohne doch eine neue Orientierung gewonnen zu haben.

Wenden wir uns zum besseren Verständnis der Beweggründe der verschiedenen Dispositionen zunächst der Mehrheitsgruppe zu. Hier begegnen uns Menschen, die aus der Chance zu kritischer Reflexion im Wissenschaftsbetrieb einen geschärften Blick für unbefriedigende Arbeitsverhältnisse gewonnen haben, was auf negative Ausschließungstendenzen auf dem Arbeitsmarkt hinausläuft. Darüber hinaus haben sie Geschmack am systematischen, selbstbestimmten und kreativen Arbeiten gefunden, haben sich Wissen und Kompetenzen angeeignet, die sie in die Berufstätigkeit einbringen wollen. In ihren Äußerungen schwingt häufig ein durch das Studium gewachsenes Selbstbewusstsein mit, das sie sensibilisiert hat gegenüber herrschaftsförmigen Beschäftigungsverhältnissen. Ein Wiedereintauchen in autoritäre Arbeitsverhältnisse aus der Zeit vor Beginn des Studiums würden sie als einen lebensgeschichtlichen Rückschritt empfinden, als Symbol für eine gewisse Nutzlosigkeit der im Studium gemachten Erfahrungen mit der Bildung der eigenen Persönlichkeit:

„Ich weiß durch das Studium genauer, was ich nicht möchte. Ich bin ja nicht so auf den VWL- und den BWL-Bereich abgefahren. Das war sehr wichtig. Diese Studenten machen sich im Studium in beruflicher Hinsicht ja gegenseitig verrückt: Ich habe diesen Job in Aussicht und ich jenen! So geht das da ja. Ich habe im Studium die Ruhe bewahrt, und so wurde mir langsam klarer, was für mich passt. Ich möchte nicht in einem autoritären Arbeitsverhältnis arbeiten. Das hatte ich früher, und das möchte ich mir künftig gern ersparen. Ich will auch nicht in so enge Arbeits- und Urlaubspläne eingespannt sein. Ich möchte auch in den Arbeitseinhalten nicht von Vorgesetzten beschränkt werden. Ich möchte selbst bestimmen, was ich wie erledige. Da bin ich durch das Studium einfach selbstständiger geworden. Das möchte ich nicht missen. Es ist mir also klarer, wohin ich will und unter welchen Bedingungen ich arbeiten will.“ (28-jährige HWP-Studentin)

„Ich möchte später an der Universität arbeiten. Das hatte ich früher nie im Hinterkopf. Bis vor kurzem dachte ich immer noch, dass ich dafür nicht intelligent genug bin. Heute weiß ich, dass ich mithalten kann. Die Idee, an die Hochschule zu wollen, ist also im Lauf der Zeit gekommen. Es ist auch der Reiz des Titels, ohne Frage. Das wissenschaftliche Arbeiten, das macht mir Freude. Meine Aktivitäten in verschiedenen studentischen Lerngruppen haben mich in dieser Richtung bestärkt. Die Kommilitonen nennen mich auch schon Herr Dozent.“ (34-jähriger HWP-Student).

„Doch, das Studium hatte großen Einfluss darauf. Ich bin ja mit der Vorstellung in das Studium gegangen, in meiner Heimatverwaltungsstelle Jugendsekretär zu werden. Vor einigen Monaten wurde diese Stelle frei, und die haben mich gefragt, ob ich das machen will. Ich habe das abgelehnt, weil ich inzwischen schon zu viel Spaß am wissenschaftlichen Arbeiten gewonnen hatte, was zu schreiben, was zu recherchieren, was rauszukriegen. Und zum anderen habe ich das abgelehnt, weil ich nicht mehr so die Möglichkeit sehe, bei den Gewerkschaften was zu verändern. Bevor ich zur HWP kam, war ich einmal Delegierter beim Gewerkschaftstag und einmal Gastdelegierter. Da habe ich mitbekommen, wie eiskalt der Vorstand da seine Linie durchzieht. Nach außen halten sie das Demokratieschild hoch. Damals sind mir schon erste Zweifel gekommen. Und später kam dann das Bündnis für Arbeit. Das hat der Vorstand kaltschnäuzig durchgezogen, obwohl die Delegierten dagegen waren. Das hat mich noch mehr abgeschreckt. Das war schon in der Zeit meines Studiums. Da hatte ich schon gelernt, solche Prozesse genauer zu analysieren. Damals war man ja viel zu naiv.“ (29-jähriger HWP-Student).

Diejenigen, die sich durch das Studium in der Wahl ihrer ursprünglichen Berufsperspektive bestätigt fühlen, hatten oft von Anfang an ein klares Ziel vor Augen. Zwei Studenten haben beispielsweise freimütig eingeräumt, dass sie in ihrer vorherigen Berufstätigkeit an eine Aufstiegsgrenze gestoßen waren, die sie ohne akademisch bescheinigte Qualifikationen nicht würden überwinden können. Das Studium hat ihnen zwar auch eine Menge neuer Kenntnisse vermittelt, aber in erster Linie wird es ihnen jenen formalen Titel verschaffen, der sie mit ziemlicher Sicherheit in das ursprüngliche Feld zurückbringen wird, nun aber in einer herausgehobeneren Position. In diesem Personenkreis finden wir auch jene Minderheit versammelt, die mit dem festen Willen das Studium begonnen hat, später einmal im Gewerkschaftsbüro zu arbeiten, und die sich nicht, wie der zuletzt zitierte HWP-Student, an dieser Option haben irre machen lassen. Unter jenen neun Personen schließlich, die das Studium auch als Chance aufgefasst haben, die ursprüngliche Berufsperspektive noch einmal selbstkritisch zu überdenken und die nun zwischen damaligen Wünschen und den mehr und mehr aufgebauten Zweifeln daran hin- und hergerissen sind, finden wir auch die eine oder andere Person, die über den angezielten Beruf des Gewerkschaftssekretärs ins Grübeln gekommen ist, wie das folgende Beispiel veranschaulicht:

„Eigentlich will ich ja Gewerkschaftssekretär werden, aber das Studium hat mich darin nicht bestärkt, eher im Gegenteil. Ich lerne jetzt im Projekt mehr selbstständiges, wissenschaftliches Arbeiten, und dadurch weiß ich nicht mehr so genau, ob ich damit bei den Gewerkschaften so gut aufgehoben bin. Also in gewisser Weise hat sich meine Zielperspektive schon ein kleines bisschen verunsichert. Man wird schon nachdenklicher. Ich frage mich schon manchmal, ob das, was ich hier lerne, mit dem wirklich zusammenpasst, was ich bei den Gewerkschaften machen müsste. Ein anderes Tätigkeitsfeld habe ich mir aber noch nicht überlegt. Ich habe jedenfalls für mich ausgeschlossen, in die freie Wirtschaft zu gehen. Ob das mit der Gewerkschaft was wird, das muss man jetzt mal abwarten.“ (26-jähriger HWP-Student).

2. Mobilisierung sozialen Kapitals für Berufszugänge

Arbeitsmarktexperten sind sich heute weitgehend einig, was die wachsende Bedeutung von sozialen Kompetenzen für erfolgreiche Strategien der Berufseinmündung angeht. Neben der Examensnote spielen Kooperationsbereitschaft, Kontaktfähigkeit, aber auch Mobilitätsdispositionen eine zunehmend wichtigere

Rolle, wenn Hochschulabsolventen für Arbeitsstellen ausgewählt werden. Wer sich durch Auslandsaufenthalte erweiterte Sprachkenntnisse und kulturelle Kompetenzen angeeignet hat, wer Zertifikate über betriebliche Praktika oder gar einen beruflichen Ausbildungshintergrund vor dem Studium nachweisen kann, wer durch verschiedene soziale Aktivitäten Hinweise auf seine Flexibilität vermittelt, kann sich im Wettbewerb auf dem akademischen Arbeitsmarkt Startvorteile verschaffen. Auch gezieltes „Jobben“ während des Studiums, möglichst im studienfachnahen Bereich, kann sich als Karrieresprungbrett erweisen, weil sich dadurch Kontakte für den künftigen Berufseinstieg knüpfen lassen. Folgt man Arbeitgeberangaben, dann werden vakante Stellen häufiger durch „persönliche Kontakte“ zum Bewerber (72,6 %) als durch Inserate in überregionalen Zeitungen (54,8 %), durch eigene Stellengesuche der Bewerber (16,4 %) oder gar durch Vermittlungen des Arbeitsamtes (12,3 %) vergeben (vgl. Kammerer 1997, S. BR 1).

„Mit der Expansion des kulturellen oder Humankapitals geht zugleich die Ausdehnung des sozialen Kapitals einher, dessen Erwerb und Verwendung, wie historische und soziologische Studien zeigen, eng an das formale Bildungsniveau gebunden sind.“ (Frevert 1989, S. 20) Frevert weist nach, dass Frauen auch in dieser Hinsicht besonders benachteiligt sind. Die bürgerliche Gesellschaft schreibt ihnen Tugenden der „selbstlosen Hingabe“ zu, die sie zwar vordergründig zu „geborenen Sozial-Kapitalistinnen“ machen, doch die mit der weiblichen Rolle erwerbbareren Kompetenzen bleiben im privaten Horizont eingeschlossen. Auf dem Arbeitsmarkt gelingt es nach wie vor eher den „Bürgersöhnen“, beispielsweise im Rahmen studentischer Verbindungen, soziales Kapital zu akkumulieren und zu monopolisieren (vgl. ebenda, S. 20). Je stärker nun Frauen im Zuge des Emanzipationsprozesses auch in höhere Etagen des Arbeitsmarktes drängen, um so stärker wird bei ihnen die Suche nach Ausgleichsmechanismen. In diesem Zusammenhang ist seit einiger Zeit von „Mentoring für Frauen“ die Rede. Dem Vorbild von „Männerseilschaften“ (z. B. Fußballverein, Burschenschaften) nachempfunden, geht es letztlich darum, berufserfahrene und erfolgreiche Frauen für das Avancement ihrer Geschlechtsgenossinnen zu mobilisieren und auf diese Weise Netzwerke zu bilden, in denen soziales Kapital systematisch gepflegt und investiert wird (vgl. Amberg 1998, S. 24). Das alles macht deutlich, wie sich die Verschärfung des Wettbewerbs um Stellen auf einem sich verengenden Arbeitsmarkt in wachsender Sensibilität für die karrierefördernde Bedeutung sozialen Kapitals niederschlägt.

a) Dispositionen in der Frühphase des Studiums

In diesem Zusammenhang wollten wir verschiedene Anhaltspunkte für die *subjektiv empfundene Bedeutung sozialen Kapitals* im Kreis von Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung kennen lernen, die sich über die Zeit nach dem Studium Gedanken machen. „Was vermutest Du, welche Rolle ein guter Studienabschluss im Verhältnis zu guten Beziehungen („Vitamin B“) spielt, wenn es darum geht, nach dem Studium einen erfolgversprechenden Weg in die Berufstätigkeit zu finden?“ Diese Frage im Rahmen unserer Intensivinterviews provozierte in der ersten Erhebungswelle lediglich bei einer kleinen Gruppe von sechs Personen (7,5 %) eine gewisse Ratlosigkeit. Das könne man „nicht generell beurteilen“, das „hänge von jedem Einzelfall ab“ oder darüber habe man sich „noch keine Gedanken gemacht“, lautet der Tenor ihrer Antworten. Ein langjähriger betrieblicher Interessenvertreter rief sich seine Erfahrungen im Zusammenhang mit Stellenbesetzungen in Erinnerung, um zu dieser Begründung seiner Unsicherheit zu gelangen:

„Das ist schwer einzuschätzen! Ich weiß es nicht. Ich habe als Personalrat so viele Einstellungsgespräche geführt. Kein Einstellungsgespräch ohne Personalrat. Da habe ich viele Erfahrungen. Und da geht es so oder so. Ich habe erlebt, dass Vitamin B den Ausschlag gab, ob von uns aus oder von der Verwaltungsleitung oder vom SPD-Filz aus. Ich habe aber auch gesehen, dass es gerade deshalb nicht geklappt hat, weil einer zu viel „gezogen“ hat. Dass man einfach Abstand von einem Bewerber genommen hat, weil der zu stark gepuscht wurde. Und dann kriegt einer plötzlich die Stelle, der überhaupt kein Vitamin B hatte! Also das ist schwer zu verallgemeinern. Da erlebt man die erstaunlichsten Überraschungen. Der Erfolg ist nicht wirklich

kalkulierbar, aber sicher ist das Streben nach Vitamin B sehr weit verbreitet. Das sehe ich im Vorfeld von Personalentscheidungen immer wieder. Da wird „gezogen“ auf Teufel komm raus.“ (38-jähriger Universitätsstudent).

Weil soziales Kapital im Unterschied zu ökonomischem (Geld) und kulturellem Kapital (Bildungszertifikate) weniger an eine überall konvertierbare „Währung“ gebunden ist, lässt sich sein Einsatz nicht vorausberechnen. Der zitierte Student gewinnt seine Unsicherheit gerade aus den Überraschungseffekten, die sich auf diesem Markt ergeben, wenn das erworbene Kapital zweckrational mobilisiert wird. Einerseits ist gerade im öffentlichen Dienst das „Ziehen“ an den Strippen von Seilschaften (z. B. „SPD-Filz“) gängige Praxis, andererseits ist der Bogen auch schnell überspannt, wenn der soziale Rückhalt nicht diskret und mit Augenmaß sondern mit jenem brutalen Erzwingungspotential ins Spiel gebracht wird, der als Verletzung der offiziellen Spielregeln empfunden werden kann. Dann kommt es zu den „erstaunlichsten Überraschungen“, die die Akteure daran erinnern, sich auf „nicht wirklich kalkulierbare“ Ressourcen verlassen zu haben.

Letztlich, sagten in diesem Sinne weitere sechs Personen (7,5 %), gebe die „fachliche Kompetenz“ bei erfolgreicher Berufseinmündung den Ausschlag. Ihnen erscheint „Vitamin B“ als Blendwerk, als leicht durchschaubares Täuschungsmanöver. Am Ende setzten sich doch diejenigen im Wettkampf um eine berufliche Position durch, die über die besten formalen Abschlüsse verfügen und deren „Biographie“ in sich stimmig sei. Diese Einstellung ist durch eine gewisse Mischung von Naivität und Grundvertrauen auf die ausschließlich zweckrationale Funktionsweise von Stellenbesetzungen gekennzeichnet. Es kommt bei einigen hinzu, dass sie sich aus fachspezifischen Gründen nicht auf soziales Kapital angewiesen fühlen. Für seinen „Weg in das Lehramt“, sagte uns beispielsweise ein Pädagogikstudent, sei Vitamin B „unerheblich“, denn die Vergabe von Lehrerstellen sei „rechtsstaatlich geregelt“. So könne er sich in aller Ruhe darauf konzentrieren, durch „ein gutes Examen“ zu überzeugen, falls die Zahl der Stellenbewerber das Stellenangebot übersteigen solle.

Weitere 15 Personen (18,8 %) sind sich da nicht so sicher. Sie kommen zu einem ausgewogenen Urteil, wenn sie sagen, beides sei „etwa gleich wichtig“. Für diese Vorstellung ist typisch, dass der gute Studienabschluss gewissermaßen das solide Fundament ausmacht, ohne das alles berufliche Avancement von vornherein vergeblich sein muss. Was nützen Dir, fragte beispielsweise ein HWP-Student, die besten Beziehungen, wenn Du „fachlich nichts drauf hast?“ Gute Beziehungen, pflichtete ihm ein anderer bei, seien eben „auch nicht alles“.

Dem lässt sich kaum widersprechen, und das tun die Angehörigen der *Mehrheitsgruppe* auch nur selten. Wohl aber heben sie ausdrücklich hervor, dass ihnen die Bedeutung eines mobilisierungsfähigen sozialen Rückhalts für den späteren beruflichen Einmündungsprozess von herausragender Wichtigkeit erscheint. Insgesamt 53 Personen (66,2 %) betonten mit unterschiedlich großem Nachdruck, aber auch gelegentlich verbunden mit Selbstzweifeln und einem gewissen Widerwillen, die *entscheidende Rolle* des sozialen Kapitals. Damit ist annähernd zwei Dritteln der von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten durchaus bewusst, dass Menschen, die sich an der Schwelle des Übergangs von der Hochschule in das Arbeitsleben befinden, sich keineswegs allein auf solide Fachlichkeit und den Zufall verlassen können, wenn ihre Blühträume reifen sollen. Ein vertiefender Blick in die Interviewprotokolle lohnt sich auch jetzt wieder, weil er einerseits die Bandbreite der reflektierten Begründungen, aber auch die Skrupel offenbart, die mit diesem Bewusstsein gerade bei Absolventen des zweiten Bildungsweges verbunden sind.

Vitamin B, so lauten typische Aussagen, ist „wichtig“ oder im Vergleich zum gelungenen Examen sogar „sehr wichtig“, weil man sich einen „Namen machen muss“, um sich besser „verkaufen“, überhaupt erst „einen Fuß in die Tür“ stellen zu können. Einige versteigen sich gar zu der Ansicht, gute Beziehungen „seien letztlich alles“, mit ihrer Hilfe könne man selbst ein „schlechtes Examen kompensieren“. Eine Fachhochschulstudentin beispielsweise weiß aus eigener Erfahrung, wovon sie redet. Leute mit relativ schlechtem Diplom

und guten Beziehungen kriegten nämlich eher einen guten Job als Menschen mit gutem Diplom und fehlenden Kontakten: „Das habe ich selbst erlebt, und das hat mir schon zu denken gegeben!“ Sie hat für sich daraus den Schluss gezogen, dass man an seiner „eigenen Lebensgeschichte basteln muss“, wenn man später zurechtkommen will. Spät, aber nicht zu spät, hat sie herausgefunden, dass man soziale Netzwerke pfleglich behandeln muss, Möglichkeiten des sozialen Engagements nicht als lästige Pflichtübung betrachten, sondern auch als Bereicherung einer Biographie auffassen muss, in der sich Erfolgskomponenten verdichten sollen. Die folgenden Auszüge aus unseren Interviewprotokollen sind zufällig ausgewählt. Sie unterstreichen ein hohes Maß an zum Teil erfahrungsgestützter Sensibilität für diesen Aspekt des späteren Berufserfolgs, und sie enthalten gelegentlich eine Art Selbstaufforderung, das erworbene soziale Kapital nicht brachliegen zu lassen:

„Das ist sehr wichtig geworden angesichts der Arbeitsmarktlage. Also muss man sich um Vitamin B kümmern. Man kriegt nur seinen Traumjob, wenn man zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort ist. Da ist sicher auch viel Glück dabei. Aber ohne Kontakte geht es nicht.“ (HWP-Student im 5. Semester).

„Eine halbe Zensur Unterschied zum Mitbewerber ist weniger wichtig als die Einschätzung anderer Leute, als das Ansehen, das man sich erworben hat.“ (HWP-Student im 1. Semester).

„Die guten sozialen Kontakte sind ziemlich wichtig. Sie sind bestimmender als das bloße Zeugnis. Heutzutage ist es so, dass Abschlussnoten gar nicht mehr so wichtig sind wie das Tempo des Studiums, die Zusatzleistungen, auch der Nachweis, ob man mit Menschen umgehen kann. Ich strebe sehr stark nach solchen Kontakten.“ (Fachhochschulstudent im 7. Semester).

„Die Beziehungen geben im Endeffekt den Ausschlag. Das habe ich selbst oft erlebt. Ich kenne Leute, die sind auf ihrem Fachgebiet sehr gut, arbeiten aber als Hilfsarbeiter, weil sie sich nicht umgetan haben, keinen Rückhalt in die Waagschale werfen können.“ (Fachhochschulstudent im 3. Semester).

Nun ist es keineswegs so, dass sich derartige Mutmaßungen über die herausragende Rolle von sozialem Kapital auf den Sektor des öffentlichen Dienstes oder die Privatwirtschaft beschränken. Unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner blicken ja nicht nur häufig auf eine wechselvolle Berufsgeschichte zurück, sie haben auch Erfolgsmechanismen im gewerkschaftlichen Bereich kennen gelernt. Und da sehen einige von ihnen durchaus Parallelen, die sie in der Annahme bestärken, hier wie dort komme man nur weiter, wenn man gelernt hat, „den Nagel an der richtigen Stelle einzuschlagen“. Ein HWP-Student, der früher bereits als hauptamtlicher Gewerkschafter tätig war, bezeichnet gute Beziehungen als den „wichtigsten Punkt“, um auch in diesem Feld erfolgreich zu sein. Das, so fügt er hinzu, sei gerade beim DGB „das A und O“. Ein anderer pflichtet ihm in Erinnerung an seine Erfahrungen als Jugendbildungsreferent bei. Wenn er sich einmal genau betrachte, nach welchen Kriterien auf diesem Feld hauptamtliche Funktionäre rekrutiert würden, käme es ihm schon „komisch vor“, dass sich da „regelrechte Cliques“ von Absolventen bestimmter Studiengänge aus bestimmten Hochschulen durchgesetzt hätten: „Da sieht man schon, wie wichtig Seilschaften auch bei den Gewerkschaften sind!“

Hier deutet sich eine weit verbreitete Attitüde an: Den gewerkschaftlich geförderten Studentinnen und Studenten ist aus Einsicht und Erfahrung bewusst, dass die Fähigkeit zur Mobilisierung sozialen Kapitals in vielen Fällen den Ausschlag gibt für Erfolgsaussichten von Strategien zur Berufseinmündung. Sie wollen sich diese Erkenntnis auch handlungsleitend aneignen, doch sie tun das in vielen Fällen eher zähneknirschend. Sich nicht auf das eigene Profil fachlicher Qualifikationen zu verlassen, sondern den sozialen Rückhalt gezielt einzusetzen, erscheint ihnen letztlich unmoralisch. Es widerspricht ihrem Gerechtigkeitsempfinden ebenso, wie es in schmerzlicher Weise die partielle Vergeblichkeit des Strebens nach fachlicher Kompetenz bewusst macht. Sie verschließen sich, wie die folgenden Beispiele zeigen, nicht der Einsicht in das Notwendige, doch im Grunde ist ihnen die Ausbildung eines spezifischen Anlagesinns für soziales Kapital eher

widerwärtig. Moralische Barrieren überlagern demzufolge das rationale Bewusstsein in einer Weise, die sich am Ende als Hilflosigkeit in praktischen Situationen herausstellen können.

„Beziehungen sind sicher sehr wichtig, obwohl ich mir wünschte, dass Vitamin B keine Rolle spielte, denn das ist ja oft mit Ungerechtigkeiten verbunden. Aber was will man machen? Man kommt nicht drum herum. Man beugt sich dieser Notwendigkeit. Ich weiß das von ehemaligen Kollegen, als unsere Firma dichtmachte. Diejenigen, die wieder einen Job gefunden haben, konnten auf persönliche Bekanntschaften zurückgreifen. Die anderen sitzen heute noch auf der Straße.“ (HWP-Student im 2. Semester).

„Dieses Vitamin B ist bedauerlicherweise sehr wichtig. Ich finde das nicht richtig. Ich will mich eher auf meine eigenen Kräfte verlassen und vertraue meinen Qualifikationen. Vitamin B ist aber in jedem Fall hilfreich, das gebe ich zu.“ (Universitätsstudent im 6. Semester).

Trotz solcher moralischer Bauchschmerzen verschließen sich die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten also nicht der Einsicht in die Notwendigkeit, soziales Kapital für einen erfolgversprechenden Berufseinstieg mobilisieren zu wollen. Haben sie darüber schon konkret nachgedacht? Was unternehmen sie über das reine Studium hinaus, um ihre Arbeitsmarktchancen im Anschluss an das Studium zu verbessern? Die meisten unserer Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner beantworteten diese Frage mit Ja, wobei sich auf der Ebene der Korrelationsrechnungen eine Reihe aufschlussreicher Differenzierungen ergaben, wie die folgende Tabelle unter Beweis stellt.

Tabelle 13: Berufsfindungsaktivitäten im Zusammenhang mit Geschlecht Lebensalter und Hochschulzugehörigkeit

Teilgruppen		Ja	Nein	Summe
Geschlecht	Frauen	45,2 %	54,8 %	100 %
	Männer	68,0 %	32,0 %	100 %
Lebensalter	Bis 30 Jahre	66,0 %	34,0 %	100 %
	31 und älter	50,0 %	50,0 %	100 %
Hochschultyp	Uni/FHS	67,5 %	32,5 %	100 %
	HWP	51,2 %	48,8 %	100 %
Insgesamt		59,3 %	40,7 %	100 %

Wenn wir den Daten von Tabelle 13 einen gewissen Verallgemeinerungswert zusprechen, dann verfügen insgesamt 59,3 % der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung über einen praktischen Anlagesinn für soziales Kapital, wenn es um unterstützende Aktivitäten zur Berufseinmündung nach dem Studium geht. Sie bemühen sich in unterschiedlicher Weise und auf den verschiedensten Feldern, extrafunktionale Qualifikationen zu erwerben und sich „einen Namen“ zu machen. Es sind in besonders starkem Maße die Angehörigen der jüngeren Altersgruppen sowie der Studenten an Universitäten und Fachhochschulen, die ein konkretes Gespür für soziales Kapital an den Tag legen. Dass sich die Frauen im Unterschied zu den Männern auf diesem Feld besonders schwer tun, bestätigt die Vermutung von Frevert, der zufolge die „geborenen Sozial-Kapitalistinnen“ jenseits des als privat definierten Bereichs nur über relativ gering ausgeprägten Anlagesinn sozialen Kapitals verfügen. In den Begründungen dieses Personenkreises schimmert einiges von dieser Abstinenz auf. So sagte uns eine Psychologiestudentin:

„Ich arbeite neben meinem Studium in einem Krankenhaus mit. Das mache ich aus innerer Neigung, nicht aus Berechnung. Das liegt nur an mir, an meinen Interessen. Ich mache das nicht als Mittel zum Zweck. Gerade die Sterbehilfe, wo ich tätig bin, kann man nicht aus Berechnung tun. Dass das dann später auch

Berufschancen öffnet, will ich nicht abstreiten, aber das mache ich nicht aus strategischen Absichten. Es wäre natürlich schön, wenn daraus ein Beruf werden könnte.“ (Psychologiestudentin im 6. Semester).

Der Nachdruck, mit dem diese Frau mehrfach Vermutungen von sich weist, ihr altruistisches Engagement käme auch nur in die Nähe eines Berufskalküls, erinnert uns noch einmal an Bourdieus Überlegungen zum „affektiven“ Charakter von Investitionen in soziales Kapital. An im sozialen Milieu erlerntes Verhalten gebunden, können solche Bemühungen eher zufällig und unbeabsichtigt berufliche Früchte tragen: Die zitierte Psychologiestudentin verfügte zum Zeitpunkt unserer Befragung ausdrücklich noch nicht über genaue Vorstellungen ihres Wunschberufs.

Wenn wir die Beantwortungsmuster der Mehrheitsgruppe genauer unter die Lupe nehmen, erkennen wir zu annähernd gleichen Teilen Personen, die ihr soziales Kapital in *unspezifischer*, wenig zielgerichteter Weise zu mehren bemüht sind und jene Gruppe, die *zweckrationaler* ans Werk geht, soziales Kapital bewusst pflegt und mobilisiert. Im ersten Fall haben wir es zumeist mit Menschen zu tun, die noch nicht recht wissen, wohin sie ihr Berufsweg nach dem Studium führt, im zweiten Fall lenkt ein mehr oder weniger stark ausgereifter Berufswunsch die sozialen Aktivitäten in eine bestimmte Richtung, werden gelegentlich sogar aus „affektiven“ Investitionen kalkulierte Investitionsstrategien.

Betrachten wir zunächst die erste Gruppe mit ihrem eher diffusen Anlagesinn für soziales Kapital. Hier begegnen uns Studentinnen und Studenten, die auf die Frage nach Berufsfindungsaktivitäten neben dem Studium vor allem auf ihre *gewerkschaftliche Bildungsarbeit*, auf die Mitwirkung in Arbeitsgemeinschaften und *Seminaren der Hans-Böckler-Stiftung* sowie auf *Auslandsaufenthalte* verweisen. Sie befinden sich noch in der Phase berufsperspektivischer Suchbewegungen, schwanken womöglich zwischen verschiedenen Optionen hin und her. In diesen Feldern kommen sie „mit ganz verschiedenen Leuten zusammen“, lernen „Experten kennen“, bringen sich eher nebenbei „ins Spiel“, denn eigentlich inspiriert ihr politisches Engagement in Verbindung mit besonderen fachlichen Interessen ihre ehrenamtliche Referententätigkeit oder die Mitwirkung in einem Arbeitskreis der HBS. Es geht ihnen dabei nicht nur vordergründig, sondern ausdrücklich um die *das Studium unterstützende Mehrung von Bildungskapital*. Ohne diesen Beweggrund fänden sie sich gewiss nicht in solchen sozialen Bezügen wieder. Ähnlich verhält es sich mit der immer weiter verbreiteten Neigung, durch Auslandsaufenthalte sprachliche und kulturelle Kompetenzen zu erweitern. Oft inspirieren Gewerkschaftskontakte solche Auslandsaufenthalte, die für Seminararbeiten im Studium fruchtbar gemacht werden können. Möglicherweise konkretisieren sich in diesen wechselseitig miteinander *vernetzten Feldern* im Lauf der Zeit Berufswünsche, doch der in ihnen angelegte Erwerb von Schlüsselqualifikationen hat selten etwas Zielgerichtetes.

Anders verhält es sich häufig bei denjenigen, die sich parallel zum Studium durch *Ferienjobs* oder thematisch gezielte *Betriebspraktika* nicht nur um erweiterte fachliche Kompetenzen bemühen, sondern darüber hinaus einen Fuß in die Tür eines bestimmten Berufsfeldes stellen wollen. Ihren studienbegleitenden Aktivitäten haftet häufiger ein gewisses Kalkül an, das sich aus der Verbindung zu unterschiedlich stark ausgereiften Berufswünschen speist. Betrachten wir ihre Dispositionen zur Mobilisierung sozialen Kapitals etwas genauer. Die folgenden Protokollauszüge dokumentieren gleichermaßen die Vielfalt der Tätigkeitsfelder wie die Umsicht, mit der diese Stipendiatinnen und Stipendiaten ans Werk gehen:

„Ich habe in der Richtung schon viel getan, denn ich habe ja schon viel Berufserfahrung. In den Semesterferien mache ich Jobs in Entwicklungsabteilungen verschiedener Firmen. Ich verspreche mir davon einen guten Berufseinstieg, durch die Kontakte, die ich jetzt schon zu den Firmen aufbaue.“ (Student des Maschinenbaus im 3. Semester).

„Ich habe in der Schule, wo ich später anfangen will, schon mein drittes Praktikum gemacht. Da ist eine schöne Atmosphäre. Da habe ich schon viele Kontakte geknüpft. Ich hoffe dadurch, dass mich diese Schu-

le später nehmen wird, obwohl ich das nicht steuern kann, denn das wird ja vom Staat zugewiesen.“ (Pädagogikstudentin im 4. Semester).

„Ich habe in meiner ehemaligen Firma schon Gespräche geführt über meine Möglichkeiten dort. Man hat mir angeboten, in ein Trainer-Ausbildungsprogramm zu gehen. Die Chance will ich auch wahrnehmen.“ (HWP-Student im 4. Semester).

„Ich habe lange in meinem Bereich gejobbt. Das habe ich auch gemacht, um hinterher einen Einstieg in den Beruf zu finden. Das ist ganz klar, bei Informatik jobben fast alle neben dem Studium. Da geht es nicht nur darum, ein schönes Geld nebenbei zu verdienen, da geht es auch um Berufserfahrung.“ (Informatikstudentin im 12. Semester).

Allen diesen Personen ist gemeinsam, dass sie schon in einer frühen Phase ihres Studiums ziemlich genau wissen, was sie beruflich später machen wollen. Die Konkretisierung des Berufsziels beflügelt eindeutig die Mobilisierung sozialen Kapitals. Wenn es aus dem sozialen Feld positive Rückkoppelungen gibt („Man hat mir angeboten, in ein Trainer-Ausbildungsprogramm zu gehen“) oder Strategien der aktiven Professionalisierung als studienfachtypische Norm erscheinen („Bei Informatik jobben fast alle neben dem Studium“), setzt das zusätzliche Energien frei. Es ist insofern nicht verwunderlich, dass die hier zitierten Stipendiatinnen und Stipendiaten dem „Vitamin B“ eine große Bedeutung beimessen, haben sie doch nicht zuletzt durch positive Rückmeldungen am eigenen Leibe erfahren, dass sich die Mühe lohnt, soziales Kapital Zinsen verspricht.

Doch das ist an eine wichtige Voraussetzung gebunden: Das bisher akkumulierte Sozialkapital muss für den angezielten beruflichen Sektor fungibel sein. Und hier nun dokumentieren unsere Gesprächsprotokolle auch soziokulturelle Brüche als zumindest partielle Entwertung des erworbenen sozialen Rückhalts. So klagten einige Stipendiatinnen und Stipendiaten, dass ihnen das bisherige gewerkschaftliche Engagement für die Berufsperspektive eher hinderlich ist. Um später in das „mittlere Management“ vorzustoßen, sagte einer, seien ihm die „Gewerkschaftskontakte“ nur hinderlich, weshalb er sich nun bemüht, die fehlenden kaufmännischen Kenntnisse durch Betriebspraktika über das BWL-Studium hinaus zu erweitern. Eine Studentin im Bereich Gesundheitsmanagement glaubt zu wissen, dass ihr Drang nach einer Führungsposition in einem Krankenhaus der Heimatregion an ihrer früher extensiven Gewerkschaftsarbeit scheitern könnte: „Ich bin hier als ehemalige ÖTV-Funktionären ja bekannt wie ein bunter Hund!“ Ein anderer fügte hinzu, er würde in einem Einstellungsgespräch die Frage nach seiner Gewerkschaftszugehörigkeit „glatt verneinen, da bin ich ganz ehrlich.“ Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Sie zeugen von Identitätsbrüchen, die Selbstzweifel nähren und sich lähmend für den Versuch auswirken können, das soziale Kapital umzugruppieren, neue Anläufe zu versuchen, aber wohl wissend, dass man „die Vergangenheit nicht einfach abstreifen kann und will“.

Die meisten derjenigen, die ihren sensiblen Anlagesinn für soziales Kapital in strategisch kalkulierter Weise einsetzen, sind durch solche Identitätskrisen nicht durchgeschüttelt. Ihr bisheriger Lebensweg ist von kontinuierlichen Verknüpfungen zwischen Berufstätigkeit und gesellschaftspolitischer Einsatzfreude gekennzeichnet. Dem stehen Erfahrungen in verschiedenen beruflichen Tätigkeitsfeldern keineswegs im Wege, solange sie nicht von zu starken Enttäuschungen geprägt sind und ein inhaltliches Band spürbar machen.

Hier nun erkennen wir eine ausgeprägt *geschlechtsspezifische Komponente*. Ein Student der Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Umweltpädagogik hat beispielsweise auf verschiedenen Feldern handwerklicher Berufstätigkeit, aber auch durch zahlreiche Jobs in ganz unterschiedlichen Bereichen, durch zwischenzeitliche Auslandsaufenthalte und einen ersten vergeblichen Anlauf zum Studium ein Maß an persönlicher Reife und Lebenserfahrung gewonnen, das sein Gespür für soziales Kapital verfeinerte. Nicht nur in der Gewerkschaft, auch in verschiedenen Umweltverbänden, in denen er aktives Mitglied ist, hat er sich ein Netzwerk von Kontakten aufbauen können, das er nun, gegen Ende des Studiums, gezielt aktiviert.

Seine Fühler in den Sektor der Umweltpädagogik hat er weit ausgestreckt, hat bereits Kommunen kennen gelernt, die ihm als „potentielle Arbeitgeber“ gewogen sind. Phantasievoll und durchsetzungsfähig treibt er seine Professionalisierung voran. Ein HWP-Student geht ähnlich umsichtig ans Werk:

„Ich habe in der Hinsicht schon sehr viel gemacht. Ich bin in einem alternativen Verkehrsclub aktiv. Dadurch habe ich Kontakte in andere Umweltverbände hinein bekommen. Diese Kontakte pflege ich bewusst, kenne da mittlerweile viele Leute. Das hängt auch mit der kleinen alternativen Zeitschrift zusammen, die ich in diesem Feld herausgebe. Dadurch mache ich mir einen Namen. Wenn ich mir meine Optionen realistisch offen halten will, bin ich gezwungen, diese Kontakte noch auszubauen.“ (HWP-Student im 1. Semester).

Der zuletzt zitierte Stipendiat könnte im Anschluss an sein Studium nach eigenem Bekunden „problemlos“ auf einer höheren Ebene jener Kommunalverwaltung „unterkommen“, die ihn für die Zeit des Studiums beurlaubt hat. Doch er will sich verschiedene Optionen „realistisch offen halten“, strebt eigentlich in ein hauptberufliches Tätigkeitsfeld des nichtkommerziellen Umweltsektors. Mit ausgeprägtem Anlagesinn für soziales Kapital und einer soliden Vorbildung versehen, kann er den Turbulenzen in der Anfangsphase seines Studiums gelassen begegnen. In seinem bisherigen, auch von Rückschlägen gekennzeichneten Lebensweg, hat er es verstanden, partielle Niederlagen in Erfolge umzumünzen, hat jenes Beharrungsvermögen und Erfolgsstreben an den Tag gelegt, dass vielen der von uns befragten Stipendiatinnen auf dem Feld des sozialen Kapitals zu fehlen scheint. Selbst wenn sie die Notwendigkeit erkannt haben, sich einen verlässlichen sozialen Rückhalt verschaffen zu müssen, klagen sie, wie die beiden folgenden Stellungnahmen signalisieren, häufig über schwer überwindbare Hürden im Kampf um soziale Platzierungschancen:

„Ja, ich habe mir schon Gedanken gemacht, was ich tun kann, um gut in den Beruf hineinzukommen, doch das ist nicht leicht. Ich will später mal Politik aus der zweiten Reihe heraus machen, also nicht über ein Wahlmandat, sondern vielleicht als Mitarbeiterin eines Parlamentariers. Das ist vielleicht ein bisschen blauäugig, ich weiß, denn ich habe schon die ersten Schwierigkeiten kennen gelernt. Gut, es gibt die gewerkschaftliche Schiene mit der Mitarbeit in Gremien. Das klappt ganz gut. Aber ich bin parteilos. Ich stehe zwar der SPD nahe, aber ich will mich parteilich nicht binden. Und das ist die Schwierigkeit. Ich habe mich mal im Ortsverein der SPD umgeschaut, aber da hat man es als Frau nicht leicht. Das habe ich schnell herausgekriegt. Aber ich bin mir darüber klar, dass ich da wohl mehr machen muss.“ (Universitätsstudentin der Sozialwissenschaften im 1. Semester).

„Ich möchte nach der Magisterarbeit promovieren und dann Dozentin an der Uni werden. In diese Richtung dränge ich durchaus, denn ohne Drängen komme ich da gar nicht weiter, darüber bin ich mir im klaren. Aber ich habe es im Uni-Bereich als Frau natürlich besonders schwer. Ich bin sehr für Frauengleichstellung, doch das ist noch ein langer Weg bis dahin. Ich habe schon als Kind die Erfahrung gemacht, dass ich mir alles selbst erkämpfen muss. In meinem jetzigen Fall heißt das, dass ich auf mich aufmerksam machen muss. Ich gehe direkt auf Dozenten zu und frage die nach meinen Chancen. Daher weiß ich genau, dass der exzellente Abschluss nicht reicht. Ich habe gehört, dass ich auch mal einen Kongress organisieren muss, um meine Kompetenz unter Beweis zu stellen. Dadurch kann ich auch Kontakte knüpfen. Ich brauche Vitamin B, wovon ich noch viel zu wenig habe. Deshalb bin ich sehr realistisch, was meine Chancen angeht. Ich weiß ja, dass gekürzt wird. Deshalb setze ich auf die Frauenquote und den Aufbau eines Netzwerkes. Daran arbeite ich.“ (Studentin der Politikwissenschaft im 8. Semester).

Hin- und hergerissen zwischen dem Vertrauen auf die eigene Zähigkeit und dem Wissen um die schier unüberwindlich scheinenden Erfolgshürden, will die zuletzt zitierte Studentin nicht aufgeben. Ob die von ihr erwogenen Strategien zur Mehrung des sozialen Kapitals von Erfolg gekrönt sind, steht dahin. Wie ihre vorher zitierte Studienkollegin ist sie mit Erziehungspflichten für ein Vorschulkind allein belastet, was den Mög-

lichkeiten beruflichen Avancements zusätzliche Grenzen zieht. Beide sind realistischerweise unsicher, was den Ertrag ihrer zusätzlichen Bemühungen einer erfolgreichen Berufseinstiegung angeht.

Das wirft die *Frage* nach der *Zwischenbilanz* bisheriger Anstrengungen auf dem Gelände des sozialen Kapitals auf: „Wie ist das bei Dir: Glaubst Du, genügend sozialen Rückhalt, also genügend „Vitamin B“, beim späteren Übergang in einen Beruf zu haben?“ Lediglich 31 Befragte (38,8 %) haben diese Frage im Rahmen der Intensivinterviews der ersten Erhebungswelle bejahen können, weitere 23 Personen (28,8 %) haben sie verneint, und die restlichen 27 Personen (32,4 %) waren sich da nicht sicher. Dabei sind es eher die Älteren (über 30 Jahre), die sich mit 54,5 % optimistisch äußerten als die Jüngeren (bis 30 Jahre), von denen lediglich 27,7 % in dieser Hinsicht Grund zur Zuversicht signalisierten.

In den Begründungsmustern der verschiedenen Gruppen begegnen uns die schon bekannten, auf Erfahrungen gestützte Ansichten. Die Zuversichtlichen drücken die Hoffnung aus, dass ihre affektiven oder kalkulierten Investitionen in Beziehungsnetzwerke dereinst Zinsen tragen. Sie rufen sich ihre verschiedenen Aktivitäten in Erinnerung, weisen etwa hin auf Meriten, die sie sich durch Praxiskontakte schon erwerben konnten, auf ermunternden Zuspruch, der daraus resultierte. Da hat ein Soziologiestudent, der mit einer akademischen Laufbahn liebäugelt, einen „doch in der Fachwelt beachteten Aufsatz“ geschrieben; ein HWP-Student mit Drang in den gewerkschaftlichen Sektor konnte erfolgreich mithelfen, „in einem kleinen Betrieb einen Betriebsrat aufzubauen“; ein BWL-Student half mit, das Rechnungswesen eines Betriebes „auf Vordermann zu bringen“; eine Pädagogikstudentin verspricht sich von ihrer „Einbindung auf der Vorstandsebene des Landesverbandes der GEW“ Hilfestellungen für ihren Wunsch, eine Stelle in der Erwachsenenbildung zu finden. Solche beispielhaften Erwähnungen des eigenen Bemühens um Mehrung sozialen Kapitals werden gelegentlich mit Bemerkungen wie „Mehr konnte ich eigentlich nicht tun“ oder „Ich muss mittlerweile aufpassen, dass mein Studium nicht unter diesen Kontakten leidet“ bekräftigt. Selbst wenn einige noch einmal fast schon entschuldigend hinzufügen, dass ihnen derartige Bestrebungen „gegen den Strich gehen“, sind sie in dieser Hinsicht doch mit sich im Reinen. Sie wissen, dass es ohne Vitamin B nicht geht, und sie tun das ihnen Mögliche, um ihre späteren Berufschancen nicht durch Gleichgültigkeit auf diesem Gebiet zu gefährden.

Jene 23 Personen, die unsere Frage verneinten, artikulierten demgegenüber bisweilen ein schlechtes Gewissen. Es ist ihnen zwar die Notwendigkeit der Mehrung sozialen Kapitals bewusst, doch aus verschiedenen Gründen trauen sie sich derartige Aktivitäten entweder nicht zu („Bei mir scheitert das schon daran, dass ich kein geselliger Typ bin“), halten das Ausmaß der bisherigen Anstrengungen für unzureichend („Habe ich nicht, aber ich arbeite jetzt bewusst daran“), verweigern sich aus moralischen Gründen („Es liegt mir nicht, mich da anzuschleimen“) beziehungsweise aus Furcht vor Identitätsbrüchen („Ich will mich nicht durch Seilschaften verbiegen“) oder sie halten derartige Anstrengungen angesichts der Arbeitsmarktlage von vornherein für vergeblich („Was nützt mir die ganze Ruderei, wenn es doch keinen Job gibt?“). Abermals erkennen wir geschlechtsspezifische Benachteiligungen, die sich häufig aus für den Studienerfolg prekären privaten Verhältnissen ergeben:

„Ich glaube nicht, dass ich da genug mache. Ich will mich aber auch nicht festlegen, weiß nicht genau, ob ich später in die Bildungsarbeit oder in die Beratungstätigkeit will. Ich will da eben noch schauen. Ich will mich da nicht festlegen. Man weiß ja auch nie so genau, welche Kontakte man für welchen Einstieg pflegen soll. Und so viel Zeit habe ich als alleinerziehende Mutter von drei Kindern ja auch nicht. Wenn ich genauer wüsste, was ich später machen will, könnte ich auch gezielter gucken, was ich auf dem Gebiet tun sollte. Viele Absolventen bei uns haben Jobs bekommen. Da bin ich schon zuversichtlich, dass ich das auch ohne Beziehungen schaffen kann. Aber viele sind auch ganz woanders gelandet, als sie hinwollten. Das zeigt ja auch, wie schwer es ist, sich da richtig auf das Berufsleben einzustimmen.“ (Fachhochschulstudentin des Sozialwesens im 6. Semester).

Hier kommt vieles zusammen. Orientierungsschwierigkeiten und geringe soziale Verankerung im akademischen Milieu als Folge einer großen Entfernung zwischen Heimatort und Studienort verbinden sich mit Unsicherheiten über die erstrebenswerte Berufsperspektive. Gewerkschaftlicher Rückhalt ist nicht vorhanden. Mit kaum zu bewältigenden Familienschwierigkeiten zusätzlich belastet, fehlt es dieser Stipendiatin nicht am Sinn für die Festigung eines sozialen Rückhalts, wohl aber an Möglichkeiten, in dieser Richtung etwas zu tun. So sucht diese Studentin Trost im vermeintlichen Arbeitsplatzerfolg mancher Hochschulabgänger, vertraut allein den Zinsen, die ihr das zu erwerbende Bildungskapital verspricht. Selbst wenn sie es gezielt wollte, könnte sie ihr soziales Kapital wegen spezifisch lebensgeschichtlicher Hintergründe und ihrer aktuellen Lebenslage doch nicht mobilisieren.

Die restlichen 27 Personen haben häufig kurz angebunden, aber achselzuckend auf unsere Frage nach der Zwischenbilanz im Wettlauf um sozial potentiell nützliche Beziehungen geantwortet. Einige von ihnen sagen, sie täten „sehr viel“ auf diesem Gebiet, doch es fehle ihnen an Erfolgserlebnissen, an positiven Rückmeldungen. Schon deshalb konnten sie die Frage nicht mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten. Was sie in dieser Richtung unternähmen, reichte vielleicht nicht aus, um daraus einen Berufseinstieg schmieden zu können. Anderen fehlt es erkennbar an soziale Sensibilität signalisierendem Problembewusstsein. Sie reagieren mit Gegenfragen wie: „Was sollte mir das denn eigentlich bringen?“ oder „Kann mir denn irgendein guter Bekannter wirklich einen Job versprechen, wenn ich mit ihm Kontakte halte?“ Wieder andere ziehen sich bewusst auf die affektive Komponente freundschaftlicher Sozialbeziehungen zurück, wenn sie auf der zweckfreien Pflege ihrer Kontakte bestehen: „Ich habe immer noch gute Drähte nach Hause hin, aber ob mir das mal nutzen kann, weiß ich nicht, und eigentlich ist mir das auch egal.“

Halten wir also fest, dass vielen Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung durchaus bewusst ist, dass die berufsbezogene Verwertung ihres im Studium akkumulierbaren Bildungskapitals der Unterstützung durch „Vitamin B“ bedarf. Viele mögen die Mobilisierung sozialen Kapitals als moralisch negativ belastet empfinden, doch häufig erweitern sie den Horizont des eigenen Handelns über das Studium hinaus, um durch Ferienjobs, Betriebspraktika, Auslandsaufenthalte und gewerkschaftliche wie gesellschaftspolitische Aktivitäten womöglich nicht in erster Linie, aber eben *auch* die spätere Berufseinstiegung im Sinn aktiver Professionalisierung günstig zu beeinflussen. Je genauer und je frühzeitiger sie sich über erstrebenswerte Berufsfelder klar werden, um so mehr schärfen sie ihren Anlagesinn für soziales Kapital, um so zielgerichteter gehen sie auf diesem Feld ans Werk. Frauen haben es dabei in vielen Fällen erkennbar schwerer als Männer. Durch Familienpflichten zusätzlich belastet, fehlt es ihnen häufig schon an zeitlichen Möglichkeiten auf diesem Gebiet.

Es sind sicher nicht zuletzt die von vielen als ungünstig eingeschätzten Berufsperspektiven unter den gegenwärtigen Bedingungen des Arbeitsmarktes, die die Sensibilität für nicht im engeren Sinne fachbezogene Anstrengungen im Verlauf des Studiums forcieren. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung befinden sich in dieser Hinsicht in einer vergleichsweise komfortablen Situation, sind sie doch im Unterschied zur Mehrheit ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen nicht gezwungen, ihre materielle Basis durch studienbegleitende regelmäßige Erwerbstätigkeit zu sichern. Wie andere auch, sind die HBS-Stipendiaten darüber hinaus auf kontinuierliche Studienberatung und Unterstützung in schwierigen Lebenslagen angewiesen. Nach Erkenntnissen von Ramm und Bargel „erhöht sich der Bedarf an Beratung hinsichtlich Studium und Berufswahl. Denn die Berufswelt ist nicht nur komplexer und differenzierter geworden, sie wandelt sich schneller, auch und vor allem in den Arbeitsmarktchancen. Deshalb ist die „Berufswahl“ für die meisten keine einmal getroffene Entscheidung auf ein Berufsziel hin. Es ist vielmehr ein Prozess mit stets nur vorläufigen Perspektiven, erneuten Korrekturen, vorzunehmenden Anpassungen und Umorientierungen. Damit werden die Herausforderungen an die Beratung und Betreuung der Studierenden größer, die als begleitende Unterstützung und weniger als einmalige Beratung und Informierung anzulegen wäre.“ (Ramm/Bargel 1995, S. 246.) Eine derartige „begleitende Unterstützung“ umschließt das

Selbstverständnis auch der Hans-Böckler-Stiftung. Kann sie den von ihr Geförderten ein Stückweit sozialen Rückhalt vermitteln? Haben die von uns Befragten *bestimmte Erwartungen an die Stiftung*, was die *Unterstützung* ihres Studiums betrifft?

Unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner reagierten auf diese in der ersten Erhebungswelle gestellte Frage mit einem exakt gespaltenen Meinungsbild. Die eine Hälfte (41 Personen) artikulierte zum Teil recht dezidierte Erwartungen und Anforderungen, denen ganz überwiegend die Hoffnung zugrunde liegt, die Hans-Böckler-Stiftung möge ganz generell oder in spezifischen Situationen jenen sozialen Rückhalt befestigen helfen, der dem Studium wie der späteren Berufseinmündung dienstbar ist. Die andere Hälfte (40 Personen) äußerte derartige Erwartungen nicht. Es handelt sich dabei häufig um Personen, die sich nach eigenen Angaben „problemlos“ in ihrem Studium zurechtfinden und denen die Stiftung darüber hinaus kaum elektrisierende Angebote an Seminaren, Praktika oder ähnliches „bietet“. Das Informationsmaterial (z. B. „Die Mitbestimmung“) wird eher gleichmütig zur Kenntnis genommen, die Treffen im Kreis der Stipendiatengruppe werden mehr oder weniger regelmäßig „besucht“, auch der Kontakt zu den Vertrauensdozenten gestaltet sich ganz unterschiedlich intensiv. Doch da sind keine unabgesättigten Beratungs- und Unterstützungsbedürfnisse, die diesen Personenkreis spontan zu dezidierten Erwartungen treiben, die über das Normalmaß des Studienförderungsalltags hinausgehen. Die meisten aus dieser Gruppe sind offenbar mit ihren sporadischen Kontakten zu ihrem Studienförderungswerk zufrieden. Lediglich in wenigen Ausnahmefällen bekräftigten die von uns Befragten ihre Einstellung mit jener brutalen Offenheit, die der Hans-Böckler-Stiftung allein die Rolle des Zahlmeisters zuschreibt. „Für mich“, sagte etwa ein HWP-Student, „ist die Hans-Böckler-Stiftung ein reines Finanzierungsinstrument meines Studiums, und sonst gar nichts.“

Wenden wir uns der anderen Hälfte zu. Bei näherer Betrachtung erkennen wir ein unabgesättigtes *Erwartungsprofil*, das sich in *sechs Dimensionen* differenziert, wobei einige Befragte jeweils mehrere Aspekte ansprachen. Ich referiere den Befund im Sinn einer abnehmenden Häufigkeit von Einzelnennungen.

- (1) Am häufigsten erwarten die Stipendiatinnen und Stipendiaten von der HBS *spezifische Angebote*, die ihr Studium *fachlich* wie im Hinblick auf die *Mehrung sozialen Kapitals* unterstützen. Sie wünschen sich ein erweitertes Seminarprogramm sowie zusätzliche Vermittlungsangebote für Praktika bei den Gewerkschaften und im gewerkschaftsnahen Bereich, versprechen sich von einem größeren Spektrum studentischer Arbeitsgemeinschaften zu spezifischen Themen nicht nur punktuelle, sondern in einzelnen Fällen auch kontinuierliche Formen der Mitarbeit. In diesem Zusammenhang ist gelegentlich von „Vernetzung“ die Rede. Auch Auslandsreisen in Verbindung mit Sprachkursen erfreuen sich offenbar großer Beliebtheit. Einige verbinden ihre diesbezüglichen Erwartungen auch mit ausdrücklicher Belobigung:

„Die Stiftung hat sich in den letzten Jahren, was das Angebot an Seminaren betrifft, deutlich verbessert. Es werden mehr Sachen im internationalen Bereich angeboten, man öffnet also die Blende, um gewerkschaftliche Zusammenhänge nicht nur auf Deutschland zu reduzieren.“ (HWP-Student im 10. Semester).

- (2) An zweiter Stelle steht der Wunsch nach *stärkerer Unterstützung* durch die Studienförderungsreferenten *in schwierigen Phasen des Studiums*. Wenn sie über einen Wechsel des Studienfachs oder der Hochschule nachdenken, wenn sie den Eindruck gewinnen, leistungsmäßig überfordert zu sein, vor allem aber, wenn sie sich durch unvorhersehbare Ereignisse in ihren privaten Lebensumständen bedroht fühlen, möchten sie sicher sein, einfühlsame Unterstützung „aus Düsseldorf“ zu bekommen. Die Hans-Böckler-Stiftung soll dann als eine Art Nothelfer in Krisensituationen fungieren. Auch in dieser Hinsicht haben die von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten, wie die folgende typische Aussage illustriert, offenbar Grund zur Zuversicht:

„Ich bin froh über die Förderung durch die HBS. Ich erwarte in kritischen Phasen, die ich vielleicht jetzt noch gar nicht absehen kann, eine verständnisvolle Hilfe. Im Moment habe ich auch das Gefühl, dass das dann so wäre.“ (Universitätsstudent im 3. Semester).

- (3) Eine beachtliche Minderheit von 17 Personen erhofft sich von der Hans-Böckler-Stiftung *spezifische Hilfestellungen* für die Phase des *Übergangs von der Hochschule in den Beruf*. Über das Praktikantenprogramm hinaus soll die Stiftung Kontakte in berufsrelevante Arbeitsfelder hinein öffnen; sie könnte nach Auffassung einiger mehr tun auf dem Feld der „Vernetzung“ mit Altstipendiaten. Manche ziehen das Beispiel studentischer Verbindungen heran, die sich des Rückhalts ihrer „alten Herren“ bei der Bildung von Seilschaften vergewissern, und empfehlen der Hans-Böckler-Stiftung, in einer ähnlichen Richtung aktiver zu werden. Häufig ist in diesem Zusammenhang von den Altstipendiaten die Rede. Doch nicht nur solche organisierten Hilfestellungen, auch ganz persönliche Unterstützung versprechen sich einige von ihrem Studienförderungswerk, wenn es am Ende des Studiums „richtig ernst“ wird bei der Suche nach einem Berufseinstieg. Mit einem Wort: Die Hans-Böckler-Stiftung soll sich stärker als bisher als Institution zur Pflege und zur Mobilisierung sozialen Kapitals profilieren, wie die folgenden typischen Protokollauszüge unterstreichen:

„Ich möchte, dass mir die Hans-Böckler-Stiftung nach dem Studium bei der Jobsuche hilft. Diese Idee der Stiftung, Bewerbungsprofile von Absolventen an Altstipendiaten zu schicken, finde ich gut. Doch es müsste noch mehr passieren. Außerdem finde ich gut, dass die älteren Semester den jüngeren helfen. Das könnten ja vielleicht auch die Altstipendiaten tun.“ (HWP-Studentin im 3. Semester).

„Ich verspreche mir davon Kontakte. Ich habe in meinem ersten Studium an einer süddeutschen Universität zwar die Burschenschaften hassen gelernt, habe aber doch auch neidisch gesagt: Warum haben die Gewerkschaften nicht auch so etwas? Und nun habe ich hier die Hans-Böckler-Stiftung kennen gelernt. Das ist eine gute Sache, aus einer anderen Ecke. Da steckt die Chance eines Netzwerks drin. Das sollte man ausbauen.“ (Universitätsstudent im 3. Semester).

„Für die Zeit nach dem Studium wünsche ich mir, dass die mir da helfen, einen Einstieg in den Beruf zu finden. Das erinnert vielleicht so an die alten Herren von den Burschenschaften. So meine ich das natürlich nicht, aber ein bisschen in dieser Richtung schon. Gott sei Dank ist die Stiftung kein Alter-Herren-Verein.“ (Universitätsstudent im 2. Semester).

„Vielleicht kann mir die Stiftung beruflich durch Kontakte zu Altstipendiaten helfen. Wir wollen in unserer Stipendiatengruppe einige Altstipendiaten einladen, dass man von denen lernt, wie man in den Beruf kommt, dass die einem Tipps geben können, dass die vielleicht wissen, wo es Stellen gibt.“ (Fachhochschulstudent im 5. Semester).

„Ich hoffe, dass die Hans-Böckler-Stiftung mir hilft beim späteren Übergang in den Beruf. Wenn ich in meinem Lebenslauf schreiben kann „Stipendiat der HBS“, hoffe ich, dass sich mir die eine oder andere Tür öffnet. Wie bei einer studentischen Verbindung.“ (Fachhochschulstudent im 3. Semester).

- (4) Einige erhoffen sich für die Zukunft eine *bessere Betreuung durch ihren Vertrauensdozenten*. Spontan berichtete eine HWP-Studentin im ersten Semester von einem „sehr guten Begrüßungsgespräch“ durch den für sie zuständigen Hochschullehrer. Doch das scheint die Ausnahme zu sein. Ohne diesen Punkt ausdrücklich zu vertiefen, äußern sich andere eher enttäuscht über eine als mangelhaft empfundene Betreuung. Sie beklagen sich über Informationsdefizite von Vertrauensdozenten, was Modalitäten der Studienförderung angeht oder sie bemängeln die nur sporadischen Kontakte zu ihnen.
- (5) Vor allem Stipendiatinnen und Stipendiaten in der Eingangsphase ihres Studiums erhoffen sich einen besonderen Rückhalt durch eine *lebendige und kontinuierliche Arbeit der Stipendiatengruppe*. Sie ver-

sprechen sich davon Tipps und Ratschläge für den studentischen Alltag, aber auch für die Abfassung von Semesterberichten.

- (6) Zum Schluss weise ich noch auf eine „Hamburgensie“ hin. Einige HWP-Stipendiaten machten sich für eine *Außenstelle der HBS in Hamburg* stark. Ausgehend von der Tatsache, dass sich nirgendwo sonst so viele Geförderte an einem Ort befinden, macht es ihrer Meinung nach Sinn, an die Stelle der sporadischen Anwesenheit der Studienförderungsreferentin ein festes Büro zu setzen, das man auf kurzem Weg erreichen kann, um seinen jeweiligen Beratungsbedarf zu befriedigen:

„Ich wünsche mir eine bessere Beratung durch die Stiftung. Natürlich haben wir Ansprechpartner, aber die sind nicht in die Finger zu kriegen. Da muss man Wochen vorher einen Termin machen oder teure Telefonate nach Düsseldorf führen. Es wäre schön, wenn hier eine Ansprechperson am Ort wäre. Es sind ja viele Stipendiaten hier in Hamburg. Da würde eine Außenstelle der Stiftung schon Sinn machen.“ (HWP-Studentin im 5. Semester).

„Die Hans-Böckler-Stiftung wirkt auf mich eher wie eine Verwaltungsorganisation, sie sollte aber eine Unterstützungsorganisation sein. Mein Kontakt zur HBS besteht vorrangig aus verwaltungstechnischen Akten, wie zum Beispiel Semesterberichte zuschicken. Es ist eigentlich ein völlig entpersonalisierter Schriftverkehr. Die Stiftung sitzt in Düsseldorf, sie existiert so nicht real in meinem Studium. Die Erwartung ist, dass die Stiftung auch präsent ist. Darunter stelle ich mir ein Büro oder mehrere Räume in Hamburg vor, in denen man was machen kann. Günstig wäre nahe an der HWP.“ (HWP-Student im 4. Semester).

Die letzten drei Erwartungskomplexe sind jeweils nur von wenigen Personen artikuliert worden. Man mag die im sechsten Punkt erwogenen Vorschläge ein Stückweit für naiv oder unrealistisch halten, doch verbirgt sich darin ein typisches *Dienstleistungsverständnis* gegenüber dem gewerkschaftlichen Studienförderungswerk. Das institutionelle Geflecht ehrenamtlicher Aktivitäten verblasst in diesem Bild hinter dem Anspruch auf professionalisierte Hilfe. Die Stiftung wird repräsentiert vor allem durch die Studienförderungsreferenten. Sie sind es, die in den Augen der Stipendiatinnen und Stipendiaten im Zweifelsfall entscheidenden Einfluss etwa auf den Fortgang der Studienförderung ausüben; an ihre Adresse richten sich die Wünsche nach spezifischer Beratung und Unterstützung; mit diesen Personen will man möglichst ohne räumliche und zeitliche Umwege kommunizieren können. Die Figur des Vertrauensdozenten oder der Vertrauensdozentin verblasst dahinter doch deutlich. Sie repräsentieren in den Augen der Geförderten die Hans-Böckler-Stiftung am Ort eher in Ausnahmefällen. Doch ich will an dieser Stelle die Mutmaßungen nicht zu weit treiben, denn wir sind ja dem Betreuungsproblem im Rahmen unserer Intensivinterviews nicht dezidiert auf den Grund gegangen.

b) Dispositionen in der Spätphase des Studiums

Mit 50 der ursprünglich 81 Stipendiatinnen und Stipendiaten konnten wir der Frage nachgehen, welchen Einfluss der Studienverlauf selbst auf die Neigung ausgeübt hat, soziales Kapital für die nunmehr in Reichweite gerückte Berufseinmündung zu mobilisieren. Zum besseren Verständnis dieser Dispositionen trägt zunächst einmal die Tatsache bei, dass für die meisten die Mehrung ihres Bildungskapitals eindeutig im Vordergrund steht. Sie beurteilen ihre Chancen, in absehbarer Zeit auf einem erhöhten Niveau wieder in den Arbeitsmarkt einzumünden, prinzipiell recht optimistisch, weil sie voller Zuversicht in die Endrunde des (jetzigen) Studiums einbiegen und kaum Zweifel an seinem erfolgreichen Abschluss haben. Nur jeder Siebte argwöhnt, dass beim Übergang von Studenten in die Berufswelt der reine Zufall regiert; die anderen sind sich überwiegend sicher, dass sie es weitgehend selbst in der Hand haben, ob sie im Anschluss an gewisse Suchbewegungen einen ihren Neigungen und Qualifikationen entsprechenden Arbeitsplatz finden. Dem Statement „Meine solide fachliche Qualifikation öffnet mir gute Berufschancen“, stimmten mehr als die

Hälfte zu, ein Drittel zeigte sich unsicher („Teils, teils“), aber nur ganz wenige hielten die Antwortvorgabe im Rahmen der schriftlichen Befragung der zweiten Welle für falsch. Dieses Fundament *fachlichen Selbstbewusstseins* gegen Ende des Studiums wird noch stabilisiert durch ein Spezifikum des zweiten Bildungsweges, dem ja die meisten in unserer Stichprobe angehören. Sie sind fast alle davon überzeugt, dass ihnen die in ihrem bisherigen Lebensweg gewonnenen Erfahrungen eine „gute Hilfe“ bei der aktiven Professionalisierung sein werden. Nicht Zufall oder Unwägbarkeiten des Arbeitsmarktes, sondern erworbenes kulturelles Kapital im weitesten Sinne spielen diesem Deutungsmuster gemäß eine entscheidende Rolle an der Schwelle des Übergangs aus der Hochschule in den Beruf.

Nun sind HBS-Stipendiaten nüchtern und lebenserfahren genug, um nicht immer auch zu wissen, dass funktionale wie extrafunktionale Qualifikationen zwar eine notwendige, im einzelnen Fall aber nicht unbedingt eine hinreichende Voraussetzung dafür sind, zumindest in die Nähe eines Wunscharbeitsplatzes zu kommen. Ohne fremde Hilfe, ohne den Einsatz sozialen Kapitals, können lebenserfahrenes Bewerbungsgeschick wie gute Abschlusszeugnisse ins Leere laufen. Die drei Jahre zwischen den beiden Erhebungswellen haben an dieser Grundeinsicht in unserer Stichprobe nichts geändert. Nach wie vor sind die Stipendiatinnen und Stipendiaten mehrheitlich gleichermaßen von der subjektiven Notwendigkeit wie der gesellschaftlichen Fragwürdigkeit des karrierefördernden „Vitamin B“ überzeugt. Aber sie beschäftigen sich jetzt spürbar intensiver mit dieser Ressource. Was im Herbst 1997 für viele noch weit hinter dem Horizont des Studienendes verborgen lag, rückt jetzt in greifbare Nähe. Er habe „vorsichtshalber“, sagte uns beispielsweise ein Universitätsstudent, schon mal eine „Bewerbung losgelassen“, obwohl er noch nicht einmal das Thema seiner Diplomarbeit kannte. Andere richten sich mindestens mental auf die bevorstehende Übergangsphase ein: „Noch zwei Semester, dann ist Schluss, auch mit der Förderung durch die Stiftung, das ist mir schon klar“, lauten typische Einstellungen. Die folgende Häufigkeitsverteilung vermittelt einen Eindruck von den Hoffnungen, die viele Befragte auf Hilfestellungen beim Übergang in die Arbeitswelt sowohl an private Kreise als auch an Institutionen in ihrem erweiterten sozialen Umfeld richten.

Tabelle 14: Erwartete Hilfestellungen bei der Berufseinmündung gegen Ende des Studiums (n = 50)

Statements	Stimmt über- wiegend	Stimmt teils	Teils, weniger	Stimmt	Stimmt nicht	Weiß nicht
Die HBS wird mich wirkungsvoll unterstützen	8	11	7	8	6	10
Ich kann auf nützliche Hilfe aus meinem Bekanntenkreis rechnen	3	15	13	7	12	–
Meine gewerkschaft- lichen Kontakte werden sich beruflich auszahlen	9	12	10	5	12	2

Zunächst einmal verweist die starke Streuung in Tabelle 14 auf verbreitete Unsicherheiten über das je individuell mobilisierungsfähige soziale Kapital. Das liegt in der Natur der Sache. Während das in Zensuren, Zeugnissen und Titeln quantifizierbar und vergleichend bescheinigte Bildungskapital als kalkulierbare Ressource angesehen wird, ist soziales Kapital immer diffus verteilt und in seinen effizient mobilisierbaren Dimensionen schwer abschätzbar. Vor allem die starken Häufungen in der mittleren Kategorie („Teils, teils“)

signalisieren diese Unwägbarkeit. Dessen ungeachtet sind jeweils etwa 40 % der Befragten davon überzeugt, dass ihnen soziales Kapital im Professionalisierungsprozess hilfreich zur Seite steht. Dabei zeigt sich, dass den institutionalisierten Beziehungen (Hans-Böckler-Stiftung, Gewerkschaften) gegenüber privaten Kontaktfeldern die größere Bedeutung zugeschrieben wird.

Sehen wir etwas genauer hin. Was erwartete *Hilfestellungen durch die Hans-Böckler-Stiftung* angeht, projiziert eine Gruppe von insgesamt 19 Studenten die durchgehend guten Erfahrungen in den zurückliegenden Jahren der Studienförderung auf den Prozess der Berufseinmündung. Die Stiftung, so lautet der Tenor ihrer Antworten, hat durch ihr differenziertes Angebot von Seminaren, durch Hilfestellungen bei der Vermittlung von Praktikumseinsätzen und auch durch eine prinzipiell großzügige Unterstützung von Auslandsaufenthalten unter Beweis gestellt, dass ihr das berufliche Schicksal der Geförderten nicht gleichgültig ist. Warum sollte sie sich also gerade in einer Phase aus ihrer Verantwortung zurückziehen, in der es für die Stipendiaten in besonderem Maße ernst wird? Diejenigen, für die die Hans-Böckler-Stiftung in den zurückliegenden Jahren ihres Studiums mehr war als eine bloße Finanzierungskasse, häufen sich in diesem Einstellungssegment in auffälliger Weise. Gleichzeitig signalisieren die Werte in der ersten Zeile von Tabelle 14 aber auch ein besonders hohes Maß an Unsicherheit: Immerhin 10 Personen haben sich in einer ausweichenden und unbestimmten Weise geäußert. Sie bezweifelten nicht den guten Willen der Hans-Böckler-Stiftung bei der Unterstützung der Professionalisierung ihrer Stipendiaten, wohl aber die Effektivität dieses Bemühens. Für diese Einstellung ist zweierlei charakteristisch. Zum einen schreiben die Befragten dem gewerkschaftlichen Studienförderungswerk auf dem Feld der beruflichen Verwertung akademischen Wissens wenig Kompetenz und nachgewiesenen Erfolg zu. Das wäre womöglich anders, wenn dieser Ausschnitt der Arbeit der Abteilung Studienförderung etwa in der Einrichtung eines besonderen Referats exponierter wäre oder durch die Veröffentlichung einer Art von „Berufsreport“ über den Verbleib von Stipendiatinnen und Stipendiaten besonders dokumentiert wäre. Zum anderen handelt es sich bei jenen 10 Personen, die unsere Frage eher achselzuckend beantworteten, und zu denen man ja auch noch jene acht Personen hinzurechnen kann, die mit „teils, teils“ ebenfalls recht ausweichend reagierten, mit einer Ausnahme um Menschen, deren berufliche Zielsetzungen ausdrücklich nicht im gewerkschaftlichen oder gewerkschaftsnahen Bereich lokalisiert sind. Mit anderen Worten: Ihrer Meinung nach kann die Hans-Böckler-Stiftung ihnen keine „wirkungsvolle“ Unterstützung vermitteln, weil deren eigenes soziales Kapital spezifische soziokulturelle Grenzen aufweist. Die beiden folgenden Aussagen sind typisch für die zweifelnde Unsicherheit einer beachtlichen Minderheit der Befragten:

„Ich habe da keine besonderen Erwartungen. Die HBS hat mich in meinem Studium unterstützt, aber den Sprung ins Erwerbsleben muss ich allein bewältigen. Gut, die HBS kann mir vielleicht mit einer Jobbörse helfen, aber ich bin mir nicht sicher, ob das in meinem speziellen Fall viel bringt. Ich bin ja nicht unbedingt so scharf auf einen Job bei den Gewerkschaften. Vielleicht kann die HBS auch meine Diplomarbeit an interessierte Stellen weiterleiten, aber auch da bin ich nicht sicher, ob so etwas wirklich entscheidend ist. Meine Gewerkschaft könnte mich da sicher wirkungsvoller unterstützen.“ (27-jähriger HWP-Student).

„Vielleicht kann mir die Stiftung helfen, ich weiß es wirklich nicht. Dort kann man ja seine Bewerbungsunterlagen abgeben. Die geben das dann weiter, wenn da ein bestimmtes Interesse ist. Das ist ein gutes Angebot, und das werde ich auch in Anspruch nehmen. Aber ich verspreche mir davon nicht viel. Das wird wohl nicht viel bringen.“ (26-jähriger HWP-Student).

Insgesamt 21 Personen sind davon überzeugt, dass sich ihre *gewerkschaftlichen Kontakte* für sie beruflich *auszahlen* werden. Vor allem diejenigen, die sich im Verlauf des Studiums durch intensive und extensive ehrenamtliche Gewerkschaftsarbeit hervorgetan haben, äußerten einen entsprechenden Optimismus in den Intensivinterviews mit einem gewissen Nachdruck. Selbst wenn sie weit davon entfernt sind, ihr tätiges Engagement allein aus Karrierekalkül gespeist zu haben, schwingt in manchen Äußerungen doch so etwas wie die Erwartung mit, ihre Organisation habe ihnen gegenüber doch eine gewisse Dankesschuld abzutragen. Wer

über all die Jahre hinweg den Kontakt zu seiner Heimatverwaltungsstelle nie abreißen ließ, wer sich fester noch als zu Beginn seines Studiums in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit und auch in überregionalen Gremien zu verankern wusste, verfügt mittlerweile über einen Bekanntheitsgrad in seiner Organisation, der zu gesundem Optimismus Anlass gibt. Es sind ja nicht nur die Beziehungsnetzwerke, die sich nun beruflich zu rentieren beginnen, es ist auch jenes Moment des sozialen Kapitals, dass auf die Mehrung von Reputation und Ansehen hinausläuft, was nun Zinsen zu tragen beginnt. Vor allem dann, wenn die Gewerkschaften ausdrücklich als bevorzugtes berufliches Betätigungsfeld von den Befragten genannt werden, begegnet uns ein realistisches Kalkül. Wie wir an anderen Stellen schon zeigen konnten, haben solche Stipendiatinnen und Stipendiaten in der Vergangenheit bereits unübersehbare Signale des prinzipiellen oder gar konkreten Interesses ihrer Gewerkschaft an einer hauptamtlichen Tätigkeit empfangen. Sie haben darüber hinaus sicher auch die Erfahrung machen können, dass allen Engpässen gewerkschaftlicher Personalpolitik zum Trotz ihre eigene Stellung auf diesem Arbeitsmarkt durch den Umstand eher aufgewertet ist, dass der aus gewerkschaftlicher Jugendarbeit kommende Quell des Nachwuchses nicht mehr so reichlich sprudelt wie in besseren Zeiten der Arbeiterbewegung. Das verarbeiten sie als Verbesserung ihrer Chancen. Zwei Stipendiaten aus dem Kreis der HWP-Absolventen neigten sogar zu einer etwas realitätsfernen Überschätzung des langen Arms, den sie ihrer Organisation, der Industriegewerkschaft Metall, bei der Unterstützung ihrer Verberuflichung zutrauten. Sie haben nicht die Hauptamtlichkeit, wohl aber eine Promotion an der Hochschule für Wirtschaft und Politik ins Auge gefasst, die ihnen später einmal den Weg in den Lehrkörper dieser Hochschule öffnen soll. Der erste Bevollmächtigte seiner Verwaltungsstelle, sagte einer von ihnen, verfüge als ehrenamtliches Vorstandsmitglied der IGM womöglich auch über Einfluss auf die Personalpolitik der Hochschule für Wirtschaft und Politik, worauf er später gern zurückkommen möchte.

Alles in allem 18 von 50 Personen rechnen auf *nützliche Hilfe* aus ihrem *Bekanntnenkreis*. Eine HWP-Studentin erinnerte sich in diesem Zusammenhang an ihren „Freundeskreis“, wurde aber beim näheren Nachdenken darüber auch von moralischen Zweifeln befallen, die uns vor allem in der ersten Befragungswelle schon häufig begegneten. Diese aktive Gewerkschafterin hat während des Studiums einen hauptamtlichen Funktionär als Lebenspartner gewonnen. Warum, so fragt sie sich nun, sollte der ihr nicht helfen können, wenn es um einen Arbeitsplatz in ihrem Wunschbereich der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit geht? Kaum hat sie sich diese Frage gestellt, kommt sie ins Grübeln: „Ich will seine Hilfe lieber vermeiden, denn man sollte eine Freundschaft damit nicht belasten.“ Die Funktionalisierung des Privaten für die Verberuflichung hat etwas Unanständiges, weil es die fachliche Qualifikation als legitimierte Form des Arbeitsplatzgewinns entwertet. Dann aber schiebt sich die existentielle Seite der Sache gegenüber ihrer moralischen Dimension in den Vordergrund: „Am Ende würde ich das aber wahrscheinlich doch nutzen, warum eigentlich nicht?“ Dieses Beispiel unterstreicht den durchgehenden Eindruck, den ich aus zahlreichen Interviewpassagen gewonnen habe: Während viele Befragte in der ersten Erhebungswelle die gezielte Akkumulation und Mobilisierung sozialen Kapitals zur Unterstützung ihrer Berufsperspektive noch recht weit von sich wiesen, freunden sie sich mit wachsender Nähe zum Ende ihrer akademischen Lebensphase doch mehr und mehr mit dieser subjektiven Ressource an. Damals noch weit entfernt vom vorausschauenden, karriereorientierten Aufstiegs kalkül ihrer „bürgerlichen“ Altersgenossen, holt sie die Realität des Erfolgsstrebens mehr und mehr ein, ohne dass sie deshalb aber das „Vitamin B“ für prinzipiell weniger moralisch fragwürdig empfinden. Und noch etwas anderes fällt auf. Wenn sie von nützlicher Hilfe aus ihrem Bekanntenkreis sprechen, erwähnen die Befragten eher beiläufig die persönlichen Freunde aus dem Kreis der Studenten mit ähnlichen beruflichen Motivationen („Wir haben uns schon einmal in unserer Lerngruppe darüber Gedanken gemacht“; „Stipendiaten, mit denen ich häufig zusammen bin, verfolgen ja ähnliche berufliche Interessen wie ich“), häufiger aber als in der Frühphase ihres Studiums erwähnen sie potentiell einflussreichere Helfer etwa aus dem Kreis der Lehrkräfte an Hochschule und Universität („Ich habe mittlerweile einen ganz guten Draht zu einem VWL-Prof“; „Mein Vertrauensdozent hat mir seine Hilfe für später angeboten“) oder auch Experten aus diversen Praxisfeldern, mit denen sie im Rahmen des Studiums in Berührung gekommen sind

(„Ich habe ein Praktikum in einem Forschungsinstitut gemacht. Die waren mit mir ganz zufrieden, und vielleicht kann ich da ja einsteigen“). Auch diese Beispiele zeigen, dass viele Stipendiatinnen und Stipendiaten im Verlauf des Studiums sensibler werden gegenüber sozialem Kapital als berufsperspektivischer Ressource, wenn ihnen freilich auch wegen des oben beschriebenen Sozialisationshintergrunds häufig die Fähigkeit fehlt und soziokulturell auch fremd ist, auf diesem Klavier virtuos zu spielen.

3. Die Gewerkschaften als Berufsfeld für Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung

In diesem Abschnitt will ich zunächst auf Befunde thematisch bedeutsamer Referenzstudien sowie auf Expertengespräche mit Personalverantwortlichen in den Vorstandsverwaltungen verschiedener Gewerkschaften zu sprechen kommen, um die Ergebnisse unserer mündlichen wie schriftlichen Befragung vor diesem Hintergrund besser einordnen zu können.

Allen eilfertigen Prognosen vom Ende der Arbeitsgesellschaft zum Trotz behalten Arbeit und Beruf im Werthorizont der nachwachsenden Generation einen hohen Stellenwert. Manches spricht für einen Bedeutungswachstum intrinsischer Arbeitseinstellungen, die den Beruf weniger als Vehikel für materielle Gratifikationen denn als Hoffnungsträger für sinnvolle, interessante, abwechslungsreiche und verantwortungsvolle Tätigkeiten betrachten. Gestaltungsmöglichkeiten und Selbststeuerungsfähigkeiten haben gegenüber früher, als in erster Linie instrumentelle Aspekte im Vordergrund standen, offenbar an Wertschätzung gewonnen.

Das gilt nicht zuletzt für Studentinnen und Studenten. Viele von ihnen wollen unabhängig von der beruflichen Perspektive in erster Linie aus persönlichem Interesse heraus studieren. Lediglich 45 % verbinden das Studium bewusst mit einem Aufstiegskalkül, immerhin 25 % tun das ausdrücklich nicht. Rainer Brämer spricht im Hinblick auf solche Befragungsergebnisse vom „Primat der Selbstverwirklichung“, das weitgehend an die Stelle überlieferter Karriereorientierung getreten sei: „Die Studierenden der Gegenwart sehen sich also in erster Linie als Individuen und (Privat-)Menschen mit einer merklich stärkeren Freizeit- als Arbeitorientierung. Damit haben sie die Wende zum hedonistischen Leitbild der entwickelten Konsumgesellschaft weitgehend mitvollzogen.“ (Brämer 1993, S. 198) Diese Schlussfolgerung erscheint mir recht kühn und wohl auch vorschnell. Gleichzeitig zeigen Resultate breit angelegter Studentenreports ja auch, dass in jüngster Zeit „materiell-extrinsische Werte angestiegen“ sind, die subjektive Neigung, das Studium so rasch wie möglich abzuschließen und durch Auslandsaufenthalte die Berufseinmündungschancen zu verbessern, deutlich zugenommen haben (vgl. Ramm/Bargel 1995, S. 238ff.). Von einer „Wende zum hedonistischen Leitbild“ ließe sich erst sprechen, wenn der berufliche Horizont in der subjektiven Perspektive generell verblasst – davon jedoch kann, wie wir an anderer Stelle dieses Berichts gesehen haben, zumindest für die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung sicher nicht die Rede sein. Wenn viele Studentinnen und Studenten gegenwärtig beruflichen Orientierungen geringere Beachtung schenken als zu früheren Zeiten, haben wir es vermutlich in erster Linie mit einem antizipierten Reflex auf die oben nachgewiesenen dramatischen Verschlechterungen von Berufseinmündungsmöglichkeiten zu tun. Das „hedonistische Leitbild“ ist dann eher aus der Not geboren als freiwillig gewählt.

Unbestreitbar jedoch ist eine tiefgreifende Neudisposition des Lebenszuschnitts vieler Studentinnen und Studenten. In ihr verknüpfen sich gleichermaßen strukturelle Zwänge (Synchronisationsdefizite zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem) mit kulturellen Umorientierungen. Das Studieren selbst behauptet für viele nicht länger eine Art exklusiven Lebensmittelpunkt, es ist vielmehr zu einem prekären Ausschnitt einer Situation geworden, in der Familie, Erwerbstätigkeit, aber auch die nicht länger aufgeschobene und durchaus lustvoll gedachte Pflege sozialer Kontakte sowie diverser Freizeitinteressen ihren eigenen Stellenwert behaupten. Das kann sicher in Einzelfällen soweit gehen, dass der Status des „Studenten“ mit der Praxis des

„Studierenden“ im Alltag nur noch als Restgröße zu tun hat. Insofern ist gerade im Hinblick auf die studentische Klientel der Hochschule für Wirtschaft und Politik eher Beate Kraus zuzustimmen, wenn sie von einem „Moratorium“ in einer risikoreichen Lebensphase spricht: „An den Hochschulen studieren junge Leute in den Zwanzigern, die anderes gesehen haben als nur die Schule und die Hochschule und sich ihren Lebensunterhalt zum großen Teil selbst verdienen: Zwei Drittel der Studierenden an den Hochschulen der alten Bundesländer arbeiteten 1991 neben dem Studium. Die Zeit des Studiums ist für die meisten Studierenden weit mehr als eine Phase der Berufsvorbereitung und der Aneignung von Fachwissen; sie nutzen sie als ein Moratorium, in dem sie sich über die Welt, in der sie leben, über ihre Beziehungen zu anderen Menschen und ihre persönliche Entwicklung „ihren eigenen Kopf machen“ können.“ (Kraus 1993, S. 248).

a) Resultate von Absolventenbefragungen der HWP

Was wissen wir vor diesem Hintergrund über Studierverhalten und berufliche Orientierungen von HWP-Absolventen? Wilfried Laatz ist der Frage nach dem Verbleib von Absolventen des 34. und 35. Lehrgangs mit Hilfe einer schriftlichen Befragung nachgegangen. Er konnte für die Phase vor der Einführung des Sozialökonomischen Studiengangs nachweisen, dass die HWP über die Jahre hinweg einen „gravierenden Funktionswandel“ durchlaufen hatte. Während in den Anfangsjahren der „Akademie für Gemeinwirtschaft“ und auch der später in „Akademie für Wirtschaft und Politik“ umbenannten Institution wohl wegen recht begrenzter Universitätszugangsmöglichkeiten die große Mehrzahl der Absolventen nach sechs Semestern unmittelbar und ohne große Verzögerung in die Berufstätigkeit ging, entschieden sich seit den siebziger Jahren deutliche Mehrheiten zwischen 67 % und 78 % für ein universitäres Weiterstudium (vgl. Laatz 1981, S. 202f.) An die Stelle einer in den „Gründerjahren“ weit verbreiteten Aufstiegsorientierung war ein Studium „zur eigenen Selbstverständigung“ getreten, das sich von dezidierten beruflichen Orientierungen ein Stückweit zu verabschieden begann. Für diese These von der Verunsicherung der Lebensperspektive spricht auch der Befund, demzufolge die meisten (52 %) derjenigen, die sich in den späten siebziger Jahren für den Wechsel an eine Universität entschieden, damit gerade nicht eine „klare Berufsperspektive“ verbunden. Die Tatsache, dass sich bereits damals HWP-Soziologen mit 80 % stärker als HWP-Betriebswirte (61 %) für ein Weiterstudium entschieden, deutet zudem auf arbeitsmarktinduzierte Ausweichmanöver hin: Die akademische Weiterqualifizierung ist dann eben auch als trügerische Hoffnung zu deuten, die beruflichen Chancen zu erhöhen. Diesen Befund konnten wir oben durch die Erkenntnis unserer eigenen schriftlichen Befragung bestätigen, wonach sich mit wachsender Studiendauer an der HWP der berufliche Horizont für viele nicht erhellt sondern verdunkelt. In diesem Zusammenhang verdient die Erkenntnis der Altstipendiatenstudie Beachtung, wonach die Gruppe der Weiterstudierenden „auf die relativ größten Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt trifft, ganz im Gegensatz zu denjenigen, die mit dem HWP-Abschluss direkt berufstätig werden.“ (Altstipendiatenstudie, S. 165) Damit bekräftigt sich die Vermutung von Laatz, dass der Wechsel von der Hochschule für Wirtschaft und Politik an die Universität sich in vielen Fällen als eine „Verlegenheitslösung“ herausstellt, die den mutmaßlichen oder faktischen Verengungen des subjektiv zugänglichen Arbeitsmarktes geschuldet ist.

Zu Beginn der achtziger Jahre erweiterte die Hochschule für Wirtschaft und Politik die Optionen ihrer Studentinnen und Studenten durch die Einführung des dreisemestrigen Projektstudiums im Sozialökonomischen Studiengang. Damit eröffnete sich einem Teil der Absolventen des sechssemestrigen Studiengangs die reizvolle Chance, in wesentlich kürzerer Zeit einen universitätsadäquaten Abschluss zu erreichen. Vor allem Menschen, die aus Gründen ihres fortgeschrittenen Lebensalters, wegen besonderer familiärer Umstände, aber auch aus spezifischen thematischen Interessen heraus, die sie in den angebotenen Projektschwerpunkten gut aufgehoben glaubten, versprachen sich von dieser Profilierung der Hochschule relativ günstige Möglichkeiten.

Ende der achtziger Jahre untersuchte Susanne Sube-Schindler die Situation von Absolventen des neu eingeführten Studiengangs nach Beendigung ihres neunsemestrigen HWP-Studiums (vgl. Sube-Schindler 1988, S. 29ff.). Sie fand heraus, dass 70 % der Befragten mehrere Jahre nach Abschluss des Studiums berufstätig waren, immerhin 23 % jedoch in Arbeitslosigkeit verharrten. Von besonderem Interesse für unseren thematischen Schwerpunkt ist nun die Beantwortung der Frage nach der Struktur der Beschäftigung jener 146 Personen (70 %), die zum Zeitpunkt der Untersuchung berufstätig waren. Im einzelnen hatten 12 % den Status eines Selbständigen oder Freiberuflers erreicht, 38 % eine Anstellung in der Erwerbswirtschaft gefunden, 20 % betätigten sich im öffentlichen Dienst und die restlichen 30 % waren bei „Verbänden“, in der „Gemeinwirtschaft“ oder bei den „Gewerkschaften“ beschäftigt.

Wahrscheinlich hängt es mit den jeweils nur kleinen Stichproben zusammen, dass wir auch aus anderen Absolventenbefragungen zumeist nur wenig detaillierte Daten über den Anteil der unmittelbar in die Gewerkschaftsbüros eingemündeten HWP-Absolventen generieren können. Aus der Sicht der Gewerkschaften wissen wir zwar im Kontext der Altstipendiatenstudie, dass „ein relativ großer Anteil der im Gewerkschaftsbereich beschäftigten Hochschulabsolventen an der HWP und an Fachhochschulen studiert hat“ (Altstipendiatenstudie, S. 167), doch aus der Sicht der HWP spricht zunächst manches für die Vermutung, dass dieser Berufsweg eine im Zeitablauf abnehmende quantitative Bedeutung hat. Während nämlich von den ersten 5 Lehrgängen in den fünfziger Jahren etwa 30 % einen Arbeitsplatz bei Gewerkschaften und Genossenschaften fanden, schwankte dieser Anteil in den folgenden Jahren beträchtlich. So hat Wilfried Laatz für die Absolventen des 34. und 35. Lehrgangs eine Berufseinmündung bei „Organisationen ohne Erwerbscharakter“ von 17 % nachgewiesen, während sich der Vergleichswert für die Absolventen des 22. – 26. Lehrgangs lediglich auf 7 % belief (Vgl. Laatz 1981, S. 209). Interessanterweise sind es vor allem die Soziologiestudenten, die sich in diesen Segmenten in auffälliger Weise häufen. Von denjenigen schließlich, die sich zum Zeitpunkt der Befragung von Laatz in einem Weiterstudium an der Universität befanden, strebten 16 % einen künftigen Tätigkeitsbereich in der „Gewerkschafts-, Partei- oder Verbandsarbeit“ an (vgl. Laatz 1981, S. 212). Meine eigenen Recherchen über den Verbleib von Absolventen des 17. Lehrgangs (1964 – 1966), den ich selbst absolviert habe, konnten im übrigen die Hypothese vom temporären Bedeutungsverlust der Gewerkschaften als Berufsperspektive von HWP-Studenten nicht stützen. Von 91 Absolventen dieses Lehrgangs sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt mit Sicherheit 12 Personen (ca. 14 %) hauptamtlich bei den Gewerkschaften tätig.

Halten wir also als quantitativen Zwischenbefund fest: Wir verfügen nicht über exakte Daten hinsichtlich der Einmündung von Absolventen der HWP in das Berufsfeld Gewerkschaften, die sich über die Jahrzehnte hinweg zu einem stimmigen Gesamtbild zusammenfügen lassen. Das hat einerseits mit kategorialen Unterschieden der Erhebungsmethoden, andererseits mit dem lediglich sporadischen Charakter der Absolventenbefragungen zu tun. Zwar können wir davon ausgehen, dass die Hochschule für Wirtschaft und Politik über ihre gesamte Geschichte hinweg aus der Sicht der Gewerkschaften ein besonders bevorzugtes akademisches Rekrutierungsfeld ihres hauptamtlichen Nachwuchses ist, doch dürfen die Anteile im Vergleich zum Verbleib der großen Mehrzahl der HWP-Absolventen keineswegs überbewertet werden. Grob geschätzt sind es im Zeitablauf wahrscheinlich zwischen 7 % und 15 % der Studentinnen und Studenten dieser Hochschule, die entweder nach der ersten Phase, der zweiten Phase oder nach dem „Umweg“ über ein universitäres Weiterstudium den Weg in ein Gewerkschaftsbüro gefunden haben. Angesichts der Tatsache, dass sich im Lauf der Jahre die Zahl der HWP-Studenten von ca. 180 in den fünfziger und sechziger Jahren auf mittlerweile mehr als 2200 ausgeweitet hat, gleichzeitig aber der innergewerkschaftliche Arbeitsmarkt nicht annähernd expandieren konnte, haben wir es insgesamt sicher mit beachtlichen Relationen zu tun. Zur Abrundung unserer Erkenntnisse über die Gewerkschaften als Berufsfeld von HWP-Studenten wollen wir kurz die aktuellste Absolventenbefragung erwähnen. Koch und Timpf konnten nachweisen, dass lediglich 8 % derjenigen, die ihr Studium zwischen 1991 und 1993 nach sechs Semestern beendeten, eine Berufstätigkeit bei „Organisationen ohne Erwerbscharakter“ aufnahmen (vgl. Koch/Timpf

1996, S. 19), während sich der Vergleichswert für die Absolventen des Sozialökonomischen Studiengangs auf 15 % belief (vgl. ebenda, S. 59). Wegen der unterschiedlich großen Stichproben sind die Prozentwerte jedoch wenig aussagekräftig und vergleichbar. Tatsächlich sind es in beiden Fällen weniger als zehn Personen, die bis zum Untersuchungszeitpunkt den Weg in die hauptberufliche Gewerkschaftstätigkeit gefunden hatten.

b) Altstipendiaten in Gewerkschaftsbüros

Im Rahmen unserer Untersuchung über den Wandel der sozialen Rolle und des Berufsbildes örtlicher Gewerkschaftssekretäre (vgl. Prott/Keller 1996) haben wir uns in ausführlichen Intensivinterviews auch mit lebensgeschichtlichen Hintergründen hauptamtlicher Funktionäre aus der IG Metall, der IG Chemie, Papier, Keramik und der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen beschäftigt. Ich referiere an dieser Stelle einige auffällige Befunde, um die Bedeutung akademischer Qualifizierungsprozesse für dieses Berufsfeld mindestens anzudeuten.

Nach wie vor finden manche Hauptamtliche den Weg in das örtliche Gewerkschaftsbüro auf dem konventionellen Weg der „Ochsentour“. Sie erwerben sich ihre Meriten durch langjährige ehrenamtliche Funktionärstätigkeit, in deren Verlauf sie jenes soziale Kapital mehren, das den Übergang aus dem Betriebsratsbüro in das Gewerkschaftsbüro erleichtert. In unserer Stichprobe von insgesamt 120 Personen trafen wir 30 Personen (25 %) an, die sich ohne nennenswerte Weiterbildung zum Sekretärsstatus quasi „hochgearbeitet“ haben. Weitere 44 Personen (36,7 %) können ebenfalls auf Erfahrungen mit der „Ochsentour“ zurückblicken, haben aber darüber hinaus durch gehaltvolle berufliche und/oder akademische Höherqualifizierung ihr Kompetenzspektrum an der Schwelle zur Hauptamtlichkeit deutlich erweitert. Diese Personen sind im Unterschied zur ersten Gruppe häufig relativ jung und haben oft an der Dortmunder Sozialakademie (8 Personen), an der Frankfurter Akademie der Arbeit (12 Personen) oder an der Hochschule für Wirtschaft und Politik (13 Personen) studiert. Lediglich 16 Personen (13,3 %) waren auf dem unkonventionellen ersten Bildungsweg direkt von der Hochschule in das Gewerkschaftsbüro gekommen, freilich häufig besonders ausgewiesen durch gesellschaftspolitisches Engagement während der Schulzeit und im Studium. Die restlichen 30 Personen (25 %) sind einen DDR-spezifischen Weg gegangen, den wir hier vernachlässigen können.

Interessant ist nun die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Qualifizierung und Professionalisierung – hier verstanden als Form und Weg des Zugangs zum Beruf des Gewerkschaftssekretärs. Dieses Problem wirft ein bezeichnendes Licht auf den Anteil subjektiven Wollens vor dem Hintergrund struktureller Zwänge im Prozess der Berufsfindung. Werner Sombart hat in dieser Hinsicht zwischen autonomer und heteronomer Berufswahl unterschieden. Autonome Berufswahl entspringt rationalen Erwägungen, bewusstem Streben im Sinn einer Art von „Selbstberufung“, während heteronome Berufswahl das Gewicht auf die strukturelle Seite der Professionalisierung legt. In diesem Fall wird jemand durch Rechtszwang (z. B. in ständischen Gesellschaften), durch Familientradition oder durch „freien Entschluss dritter Personen“ beruflich gewissermaßen „rekrutiert“ (vgl. Sombart 1923, S. 27).

Der zuletzt genannte Fall spielt offenbar in der Personalpolitik politischer Organisationen bis heute eine hervorragende Rolle. Zwei Schlaglichter mögen das an dieser Stelle illustrieren. Greta Wehner, die langjährige Lebensgefährtin des SPD-Politikers Herbert Wehner, beklagte sich ganz in der Tradition ihrer Partei vor einiger Zeit darüber, dass „manche Genossen“ sich nach „Spitzenposten“ drängelten, statt zu warten, bis man sie ruft: „Ich höre immer, dass sie sich bewerben. Das halte ich für den falschen Weg.“ (Zitiert in Süddeutsche Zeitung vom 23. November 1996, S. 3) Das zweite Beispiel bezieht sich auf einen Aufsatz, den der langjährige DGB-Funktionär und Schriftsteller Dieter Schmidt (Pseudonym: Hans Dieter Baroth) in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ über die mysteriöse Karriere eines als Stasi-Mitarbeiter enttarnten Hauptamtlichen in der Düsseldorfer DGB-Zentrale verfasste. Der hatte sich mit der erfolgreichen Verwirkli-

chung eigener Karriereziele gebrüstet, was den Autor des Artikels zu dieser Bemerkung veranlasste: „Das klingt unglaublich, weil sich bei Gewerkschaften Karrieren nicht planen lassen.“ (Hans Dieter Baroth 1997, S. 41).

Im großen und ganzen bestätigen die Befunde unserer Sekretärsstudie die Annahme, dass es sich bei hauptberuflichen Laufbahnen in den Gewerkschaften bis heute vorwiegend um „heteronome Berufswahl“ handelt. Wir nennen ein Motivbündel „aktive Professionalisierung“, wenn die berufliche Einmündung bewusstes und oft beharrliches Streben ausdrückt, wenn sich das zäh erworbene soziale Kapital im angestrebten Sinn beruflich verzinst. Insgesamt 31 Personen (25,8 %) entsprechen in unserem Sample diesem Muster „autonomer Berufswahl“, gehen also mit plausibel begründeten Schilderungen ihres Berufsweges davon aus, den Beruf des Gewerkschaftssekretär weitgehend aus eigenem Antrieb erreicht zu haben. Auf der anderen Seite steht das Muster der „passiven Professionalisierung“ (19,2 %), deren Angehörige oft gegen ihren eigenen Willen von der Organisation in die Pflicht genommen wurden. Aber auch für die „ambivalente Professionalisierung“ (17,5 %) wie für die „zufällige Professionalisierung“ (13,3 %) und mehr noch für die „DDR-spezifische Professionalisierung“ (24,3 %) ist insgesamt charakteristisch, dass die Gewerkschaft in der Phase der Berufseinmündung die aktivere Rolle gespielt hat. Manche mögen sich „berufen“ fühlen, werden aber nicht „auserwählt“. Andere haben durchaus eigensinnig Präferenzen jenseits der Arbeiterbewegung im Kopf, finden sich aber, weil der Zufall regierte oder es situativ an konkreten Alternativen mangelte, hinter einem Gewerkschaftsschreibtisch wieder. Solche „Karrieren außer der Reihe“ sind also nur in den seltensten Fällen als Realisierung von Lebensentwürfen zu verstehen. Ohne ein gewisses Maß an Offenheit für Überraschungsmomente, aber auch und gerade ohne den Nachweis von Bildungskapital und sozialem Kapital werden derartige Strategien der Professionalisierung im Sande verlaufen. Für die Berufsperspektive von Stipendiaten ist nun aufschlussreich, dass es im Lichte unserer Sekretärsstudie keinen zwingenden Kontext zwischen quantifizierbaren Momenten der Bildungsbiographie und dem Professionalisierungstyp gibt. Autonome wie heteronome Berufseinmündungsmuster haben wir sowohl bei den beharrlichen „Ochsentour“-Aufsteigern als auch bei den akademischen „Seiteneinsteigern“ angetroffen. In mehrfacher Hinsicht befinden sich jedoch diejenigen, die den „gewerkschaftlichen Stallgeruch“ mit universitärer Höherqualifikation zu kombinieren verstehen, in einer relativ günstigen Situation gegenüber denjenigen, die unmittelbar von der ehrenamtlichen Tätigkeit in das Gewerkschaftsbüro gelangen: Sie bringen erstens ein komplexeres Qualifikationsprofil mit, das ihre Optionen innerhalb des gewerkschaftlichen Berufsfeldes erweitert; und zweitens sind sie häufig subjektiv im Anschluss an das Studium auf ein breiteres berufliches Tätigkeitsfeld orientiert, was ihnen – wenn auch in begrenztem Maße – Verweigerungsstrategien gegenüber heftigen Werbungsbemühungen arbeitsplatzvergebender Gewerkschaftsinstanzen öffnet: Sie können eher warten. In jedem Fall aber gilt, was wir bereits an anderer Stelle angedeutet haben: Wer sich in einem beruflichen Tätigkeitsfeld wie dem des hauptamtlichen Gewerkschaftsfunktionärs bewähren will (aktive Professionalisierung) oder soll (passive Professionalisierung) und dessen fachlicher Zuschnitt wenig konturiert ist, der benötigt um so mehr die lebensgeschichtliche Entfaltung eines spezifischen „Anlagesinns“ für das erworbene Bildungskapital in Gestalt eines Netzwerkes sozialer Beziehungen in Verbindung mit einem Ansehen und einer persönlichen Wertschätzung, die ihn überhaupt erst in das Fadenkreuz gewerkschaftlicher Personalpolitiker bringen. Ohne den Nachweis von vorakademischer Berufs- und Gewerkschaftserfahrung ist es nach wie vor sehr schwer, überhaupt bei den Gewerkschaften beruflich zu „landen“. Aber auch die reine „Ochsentour“ reicht längst nicht mehr aus, vor allem dann nicht, wenn berufliche Positionen oberhalb der Ebene örtlicher Gewerkschaftsarbeit zu vergeben sind. Nur wer über anspruchsvoll zusammengesetzte Qualifikationen verfügt, soziales Kapital einzusetzen versteht, um das Ziel zu erreichen, und wer schließlich flexibel genug ist, sich für Muster „passiver“, „ambivalenter“ oder gar „zufälliger“ Professionalisierung gleichsam bereitzuhalten, hat *subjektiv* überhaupt im Licht unserer Studie (vgl. Prott/Keller 1996, S. 89ff.) eine Chance, als Hochschulabsolvent bei den Gewerkschaften eine „Karriere außer der Reihe“ zu starten.

Diese These wird im wesentlichen von den Befunden der Altstipendiatenuntersuchung bestätigt, die sich ja auch mit der Berufstätigkeit der gewerkschaftlich geförderten Studentinnen und Studenten nach dem Studium beschäftigte. Die Autoren weisen mit Recht darauf hin, dass der Übergang vom Studium in den Beruf für viele der von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Studentinnen und Studenten nicht zuletzt deshalb besonders schwierig ist, weil es spätestens an dieser Schwelle um den Wechsel in ein fremdes soziales Milieu geht. Bei der Suche nach einer geeigneten beruflichen Einstiegsposition, wenn es gilt, möglichst viel soziales Kapital zu mobilisieren, können sich die fehlenden oder für das akademisch vorgebildete Tätigkeitsfeld ungeeigneten Muster familiären oder kollegialen Rückhalts als nutzlos, ja als hinderlich erweisen. Wer die „Sucharbeitslosigkeit“ abkürzen oder gar vermeiden will, tut offensichtlich gut daran, bereits während des Studiums seine Fühler in Richtung Arbeitswelt auszustrecken und einen „Riecher“ für sich bietende Gelegenheiten zu entwickeln. Offenbar gelingt es nach Erkenntnissen von Ursula Rabe-Kleberg Männern deutlich häufiger als Frauen, das berufliche Terrain frühzeitig und erfolgreich zu sondieren, also „funktionierende Netzwerke in die Berufspraxis hinein“ aufzubauen und zu pflegen: „Ein Viertel der männlichen, aber nur ein Achtel der weiblichen Absolventen hatte zum Zeitpunkt des Examins eine Stelle sicher zugesagt...Fast ein Drittel aller befragten Männer hatte von Freunden und Bekannten Hinweise auf mögliche Stellen im Beruf erhalten und diese auch genutzt. Ähnliches gilt in unserem Sample aber nur für ein Fünftel der Frauen.“ (Rabe-Kleberg 1993, S. 218) Offenbar zeigen sich hier also gravierende geschlechtsrollenspezifische Unterschiede, die wir, wie an anderer Stelle dieses Berichts zu zeigen war, ja ebenfalls bestätigt fanden. Während Männer sich häufig auf die geduldige Unterstützung durch Familie und Freunde verlassen können, gilt Frauen eine soziales Kapital mobilisierende Professionalisierungsstrategie eher als unanständig. Geradezu mit Abscheu äußerten sie sich im Rahmen einer Befragung der Verfasserin über „Filz“ und „Beziehungen“ als Vehikeln der Berufseinmündung, so als sei es verwerflich, anders als allein durch die erworbene fachliche Qualifikation zu avancieren.

Für die meisten Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung ist das Studium offenbar mit einer weitgehenden Ablösung von ihren früheren Berufskreisen verbunden. Der dort und in der Herkunftsfamilie aufgebaute soziale Rückhalt kommt ihnen beim Wechsel in das angestrebte Wirkungsfeld in der Regel nicht zugute. Anders verhält es sich im Licht der Resultate der Altstipendiatenstudie mit Kontakten, die sich aus der gewerkschaftlichen Verankerung ergaben. Immerhin jeder fünfte Befragte konnte seine Gewerkschaftsbeziehungen bei der Stellensuche nach dem Studium nutzen, und bei acht Prozent gaben diese Beziehungen letztlich den Ausschlag für den erfolgreichen Berufsstart: „Da sich dieser Prozentsatz etwa mit demjenigen der im Gewerkschaftsbereich Beschäftigten deckt, kann man davon ausgehen, dass die Gewerkschaftskontakte und gewerkschaftliche Bewährung wesentliche Kriterien für eine Stellenvergabe im Gewerkschaftsbereich darstellen.“ (Altstipendiatenstudie, S. 121). Doch ist dieser naheliegende Analogieschluss wirklich zwingend? Einerseits lässt sich einwenden, dass sich in den Gewerkschaften erworbenes soziales Kapital auch erfolgreich bei der Suche nach einer Stelle im Sozial- und Gesundheitswesen, im gemeinwirtschaftlichen Sektor oder im Bereich der Montan-Mitbestimmung mobilisieren lässt, um nur einige entsprechende Berufsfelder herauszugreifen. Zum anderen ist auch im Licht unserer eigenen Untersuchung über den Wandel des Berufsbildes von Gewerkschaftssekretären nicht jede Karriere von Akademikern im gewerkschaftlichen Bereich das Ergebnis aktivierter Netzwerke. In jedem Fall aber erscheint die Erkenntnis plausibel, dass denjenigen Stipendiatinnen und Stipendiaten, die sich frühzeitig auf eine Berufsperspektive im gewerkschaftlichen Umfeld kaprizieren, die Pflege und Erweiterung ihres im ehrenamtlichen Engagement angesammelten sozialen Kapitals in Verbindung mit einer bestimmten fachlichen Akzentuierung des Studiums manche Tür in den gewerkschaftlichen Bereich hinein zumindest ein kleines Stück öffnet, die anderen von vorn herein verschlossen bleibt. Die Erkenntnis der Altstipendiatenstudie, dass gerade für die Absolventen der Hochschule für Wirtschaft und Politik „gewerkschaftliche Kontakte und gewerkschaftliches Engagement von relativ größter Bedeutung für die Stellenvergabe“ waren (ebenda,

S. 121), bestätigt den herausgehobenen Stellenwert dieser Institution für die Rekrutierung des Nachwuchses hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionäre.

Zu den eindrucksvollsten Befunden der Altstipendiatenstudie gehört die hohe Attraktivität der Gewerkschaften als Berufsfeld für diesen Personenkreis. Immerhin jeder vierte Stipendiat bewarb sich eigenen Angaben zufolge nach Abschluss des Studiums für eine Stelle im Gewerkschaftsbereich. Jeder Zweite aus dieser Gruppe zielte damit seinen Wunscharbeitsplatz an, den aber letztlich nur 182 Personen (ca. 8 % aller Befragten) erreichten. Vor allem diejenigen, die im Schwerpunkt Sozialwissenschaften studierten und vorher berufstätig waren, häuften sich verständlicherweise im Kreis der Bewerberinnen und Bewerber um eine Anstellung im gewerkschaftlichen Bereich in auffälliger Weise. Weil sich dieser Personenkreis an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in relativ hohem Maße konzentriert, häuften sich hier auch diejenigen, die auf Befragen angaben, vorrangig eine Tätigkeit im gewerkschaftlichen Bereich angestrebt zu haben. Dass es sich dabei jedoch mit 52 % um gut die Hälfte der befragten HWP-Absolventen aus dem Kreis der Stipendiaten handelt, muss doch überraschen (vgl. ebenda, S. 133). Vor allem jene Stipendiatinnen und Stipendiaten, die ihr Studium nach 1970 abgeschlossen haben, strebten im Vergleich zu früheren Jahrgängen unverhältnismäßig häufig in den gewerkschaftlichen Bereich. Viele von ihnen sind ohne nennenswerte Sucharbeitslosigkeit in die Tätigkeit hauptamtlicher Sekretäre oder Referenten eingemündet, verharren aber über lange Zeit auf der Ebene des beruflichen Einstiegs. Der Wechsel in eine andere Position oder gar in eine andere Gewerkschaft ist selten. Die Erkenntnis der Altstipendiatenstudie, wonach die berufliche Mobilität der bei den Gewerkschaften beschäftigten Absolventen geringer ist als in anderen Bereichen, wird auch von unserer eigenen Untersuchung über das Berufsbild der Gewerkschaftssekretäre bestätigt. Das relativ hohe Ausmaß der Arbeits- und Berufszufriedenheit dieses Personenkreises wird nun aber getrübt durch das starke Vorurteil, das ihm wegen des erworbenen akademischen Status in diesem Milieu häufig immer noch entgegenschlägt. Die Autoren der Altstipendiatenstudie registrieren die „absoluten Spitzenwerte“ solcher von dieser Befragtengruppe registrierten Vorbehalte mit Verwunderung, weil „die von uns Befragten ja keineswegs dem herkömmlichen Typus des Akademikers entsprechen.“ (Ebenda, S. 159) Hier mag sich ein zählebiger Traditionalismus motivationsverunsichernd auswirken, der noch denjenigen missstrauisch als „Seiteneinsteiger“ beäugt, der zwar auf berufliche und gewerkschaftliche Erfahrung zurückblicken kann, aber eben auch durch erworbene akademische Meriten Zweifel an überlieferter Rollenkonformität weckt.

Auf der anderen Seite beklagen zahlreiche Altstipendiaten in hauptamtlichen Gewerkschaftsfunktionen, sie könnten die im Studium erworbenen Qualifikationen für ihre alltägliche Arbeit kaum verwenden. Vor allem für die Absolventen der HWP konstatieren die Autoren der Altstipendiatenstudie im Licht ihrer Daten eine auffällige Diskrepanz zwischen dem Profil des Studiums und den eher vagen Anforderungen hauptberuflicher Gewerkschaftstätigkeit (vgl. ebenda, S. 174ff.).

c) Qualifikationserwartungen an den potentiellen Nachwuchs aus der Sicht der Gewerkschaften

Wechseln wir nun die Perspektive und fragen uns, wie sich das Problem der Professionalisierung zum Gewerkschaftssekretär aus der Sicht von Personalverantwortlichen in den Vorstandsetagen der Gewerkschaften darstellt. Ich referiere hier Erkenntnisse aus mehr als einem Dutzend Expertengesprächen, die ich parallel zu unseren Intensivinterviews geführt habe.

Um überhaupt ermessen zu können, was Personalverantwortliche in den Gewerkschaften von ihrem potentiellen Nachwuchs aus dem Kreis von Stipendiatinnen und Stipendiaten der HBS erwarten, ist zunächst einmal in Erinnerung zu rufen, dass die gegenwärtige Personalpolitik der meisten Gewerkschaften von zwei Umständen gekennzeichnet ist: Einerseits signalisieren unabgeschlossene Überlegungen zur Organisationsentwicklung im Zuge von Fusionen und Kooperationsbestrebungen ein gewisses Maß an Unsicherheit

darüber, wie es im Hinblick auf veränderte Aufgabenstellungen auf dem Feld der Personalentwicklung überhaupt weitergehen soll. Insofern sind die tradierten Muster der Personalentwicklung zumindest in einem Prozess der Verunsicherung und des Überdenkens begriffen. Zum anderen befinden sich die Gewerkschaften bekanntlich seit langem durch einen immer noch nicht abgeschlossenen Mitgliederverlust in der schwierigen Situation, sich über Personalabbau und nicht über die Einstellung externen Personals den Kopf zu zerbrechen. So hat beispielsweise einer der von mir kontaktierten Experten gleich zu Beginn des Gesprächs darauf hingewiesen, dass er just in diesem Moment vor der schwierigen Aufgabe stehe, eine Art Sozialplan zum Personalabbau entwickeln zu müssen.

Das heißt nun aber nicht, dass die Personalfluktuatation innerhalb der Arbeitnehmerorganisationen völlig zum Stillstand gekommen ist. Es zeichnet sich im Licht unserer bisherigen Expertengespräche dieses Muster von Personalbewegungen ab: Wenn ein Funktionär, zum Beispiel aus Altersgründen, aus der hauptamtlichen Tätigkeit ausscheidet, wird zu aller erst die Möglichkeit geprüft, seinen Aufgabenschwerpunkt von anderen mit erledigen zu lassen, beziehungsweise durch einen Neuzuschnitt der Aufgabenverteilung zu einer anderen Arbeitsverteilung zu kommen. Wenn sich die interne Umstrukturierung als nicht sinnvoll herausstellt, wird die Stelle intern ausgeschrieben, was wiederum im Erfolgsfall an anderer Stelle in der Organisation den Prozess der Arbeitsverdichtung in Gang setzt. Erst wenn die interne Wiederbesetzung einer freiwerdenden Stelle nicht möglich ist, kommt es zur üblichen öffentlichen Ausschreibung, vorzugsweise in den Funktionärsorganen und in den Mitgliederzeitschriften. Dabei steuern die Gewerkschaftsvorstände die Personalpolitik auf der örtlichen und auf der bezirklichen Ebene bekanntlich je nach Satzung mit höchst unterschiedlicher Reichweite. Für die IG Metall scheint beispielsweise zu gelten, dass personelle Fluktuationen auf der mit relativer Autonomie ausgestatteten örtlichen Ebene je nach Finanzkraft der Verwaltungsstelle unterschiedlich große Bewegungsspielräume behaupten konnten. Materiell ungünstig ausgestatteten Verwaltungsstellen hilft der Vorstand von Fall zu Fall durch (zeitlich befristete) Projektsekretäre. Von vereinheitlichten und organisationsweit verbindlichen Personalentwicklungskonzepten kann nach meinem Eindruck aber hier wie anderswo nicht die Rede sein.

Gewerkschaftliche Personalentwicklung folgt keineswegs starren, kodifizierten Regeln, sondern unterliegt situativ „Fall-zu-Fall-Entscheidungen“. Nach wie vor ist auf der örtlichen Ebene als neu einzustellender Gewerkschaftssekretär vor allem jener Personenkreis besonders willkommen, der über einen soliden betrieblichen Erfahrungshintergrund und möglichst langjährige Tätigkeit als Interessenvertreter und ehrenamtlicher Funktionär verfügt. Auf diesem „biografischen Fundament“ gewinnen allerdings offensichtlich sowohl fachspezifische als auch Schlüsselqualifikationen eine wachsende Bedeutung. Die akademisch bescheinigte Qualifikationserweiterung wird dabei nach wie vor besonders positiv bei Absolventinnen und Absolventen der Akademie der Arbeit in Frankfurt, und nachrangig von der Sozialakademie in Dortmund und der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg bewertet. Ein Experte der IG Metall verwies in diesem Zusammenhang auf eine langgeübte Praxis, hoffnungsvollen Absolventen der AdA zu einem vertiefenden Studium an der HWP zu raten.

Sowohl die Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung im allgemeinen als auch die HWP-Absolventen aus diesem Kreis genießen durchgehend bei den von mir befragten Experten gegenüber vielen anderen Qualifikationstypen eine Art Vertrauensvorschuss, sofern sie gleichzeitig über jenes „biografische Fundament“ verfügen, von dem die Rede war. Diese Beurteilung hat vor allem mit zwei Gesichtspunkten zu tun: Zum einen haben sich HWP-Absolventen im Kreis der Gewerkschaftssekretäre offenbar einen insgesamt recht guten Ruf erworben, der gewissermaßen auf die Nachkömmlinge ausstrahlt. Zum anderen signalisiert die Fächerkombination an der Hamburger Hochschule (Volkswirtschaftslehre, Betriebswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft, Soziologie) in Verbindung mit ihrem Image, sich traditionell um gute Beziehungen zur Gewerkschaftsbewegung zu bemühen, eine Art natürlicher Nähe zwischen den Institutionen. Im Vergleich zu Absolventinnen und Absolventen universitärer Studiengänge

wird den HWP-Absolventen von einigen Experten als Vorteil zugeschrieben, „in der Organisation vielseitiger verwendbar zu sein“, also nicht wie jene hauptsächlich für Stabsstellen in Vorstandsverwaltungen in Frage zu kommen, sondern auch für die örtlichen Ebene geeignet zu sein. Selbstverständlich, so schränkten meine Gesprächspartner ein, käme es letztlich aber immer auf den „Einzelfall“ an, von einem prinzipiellen „Bonus“ für die HWP könne sicher keine Rede sein.

Hinter solchen allgemeinen Belobigungen verbergen sich aber auch kritische Töne, die auf einen interessanten Wandel im Qualifikationsverständnis auf der Seite der Gewerkschaften verweisen. Zwei von mir befragte, langjährig bei ihren Organisationen tätige Experten aus großen Industriegewerkschaften haben in ganz ähnlicher Weise folgendermaßen argumentiert: Von der Hochschule für Wirtschaft und Politik haben über viele Jahre hinweg Menschen den Weg in die Hauptamtlichkeit gefunden, die dem Typus des „agitierenden Klassenkämpfers“ entsprachen. Diese Personen haben sicher mit einem unbestreitbaren Realitätssinn gleichsam antizipiert, dass es gerade diese Rolle ist, die ihr künftiger Arbeitgeber von ihnen eingelöst sehen wollte. Doch dieser Typ hat sich angesichts unübersehbarer Modernisierungsnotwendigkeiten mindestens ein Stückweit überlebt: „Was wir heute brauchen, sind offenere Typen mit unverkrampften Sichtweisen, und da habe ich meine Zweifel, ob wir sie im Kreis der HWP-Absolventen immer finden“, sagte einer meiner Gesprächspartner. Manche Absolventen der HWP, an die er sich aus langjähriger Erfahrung erinnert, erwecken bei ihm den Eindruck, sie hätten ihre durch das innergewerkschaftliche Bildungssystem erworbene „Grundorientierung“ im Hochschulstudium gewissermaßen mit einem „akademischen Schliff“ versehen. Weil aber derartige Dispositionen innerhalb der Gewerkschaften selbst auf den Prüfstand selbstkritischer Nachdenklichkeit geraten sind, dränge sich die Frage auf, ob der Sozialisationsprozess an der Hochschule für Wirtschaft und Politik offen und vielgestaltig genug ist, jenes Maß an „produktiver Verunsicherung“ zu vermitteln, das die Gewerkschaften unter Qualifikationsgesichtspunkten heute noch dringlicher benötigen als früher: „Wer lediglich in der Lage ist, den Grundwiderspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital im Anschluss an sein Studium in wohlgesetzteren Worten zu formulieren, hilft uns im Zweifelsfall nicht weiter!“ Andererseits wird aber auch eingeräumt, dass sich die Gewerkschaften als potentielle Arbeitgeber momentan selbst noch keine erschöpfende Klarheit darüber verschafft haben, wie jener Typ des „modernen Gewerkschaftssekretärs“ zugeschnitten ist, der als Leitbild an die Stelle des „Klassenkämpfers“ zu setzen wäre. Einig sind sich die Experten aber in der Vermutung, dass „Ochsentour mit Stallgeruch“ als wichtigste Zugangsvoraussetzung für den Beruf des Gewerkschaftssekretärs „ein auslaufendes Modell“ ist. Gefragt sind vielmehr „Prozessinnovatoren“, die ihre Qualifikation auch durch veränderte Studiengänge erwerben, in denen soziale Kompetenzen, Projekt- und Teamfähigkeit eine besondere Rolle zu spielen haben.

Was können und sollten Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung, die es in die gewerkschaftliche Hauptamtlichkeit drängt, ihrerseits trotz weitgehender Verstopfungen des gewerkschaftlichen Arbeitsmarktes im Sinn einer aktiven Professionalisierung tun? Hinsichtlich dieses Problemkreises gehen die Meinungen der von mir bisher befragten Experten auseinander. Die einen heben hervor, dass eine „stabile Verankerung“ auf der örtlichen Ebene auch während des Studiums nach wie vor unverzichtbar ist, wenn man sich erfolgreich und beharrlich „ins Gespräch bringen will“. Wer so argumentiert, hebt die nach wie vor herausragende Bedeutung des sozialen Kapitals für die Berufseinmündung hervor. Vor allem durch die Inanspruchnahme von Praktikantenprogrammen der HBS und der Gewerkschaften lässt sich demzufolge die Chance erhöhen, den Sprung in die Hauptamtlichkeit zu schaffen. Dahinter steht die Vorstellung, dass ein Mensch seine Qualifikation für die angestrebte Tätigkeit durch persönliches Bekanntsein, durch die Vertrautheit mit den formellen und informellen Strukturen seines potentiellen Arbeitsfeldes gewissermaßen vor dem Berufseintritt schon weitgehend unter Beweis gestellt haben muss, um sich vom Odium eines „unsicheren Kantonisten“ zu befreien. Gute Abschlusszeugnisse verblassen demgegenüber.

Auch die Antipoden heben hervor, dass die „Diplomnote“ sicher kein hinreichender Qualifikationsausweis für die Sekretärstätigkeit ist. Aber die bloße Vergewisserung eines sozialen Rückhalts im Umfeld einstellender Instanzen reicht zur erfolgreichen Berufseinmündung auch nicht aus: „Nasenprämien werden heute seltener vergeben als früher.“ Einer verstieg sich zu der pauschalen Behauptung: „Das Prinzip der Seilschaften hat bei den Gewerkschaften weitgehend ausgedient!“ Und als Beleg für diese Sicht der Dinge verwies er auf eine heute im Vergleich zu früher in seiner Organisation sehr viel sorgfältiger gehandhabte Auswahlpraxis von Stellenbewerbern zumindest für spezifische Positionen in zentralen Verwaltungen. Während es vor einigen Jahren noch gängige Praxis war, im Anschluss an eine erste Sichtung von Bewerbungsunterlagen gewissermaßen „über den Daumen gepeilt“ zu entscheiden, führe man heute in einzelnen Fällen wochenlange Auswahlgespräche durch, bis man die gewünschten Qualifikationsprofile angesichts großer Bewerberzahlen herausgefiltert habe.

d) Zur gegenwärtigen Attraktivität der Gewerkschaften als Berufsfeld für Stipendiatinnen und Stipendiaten der HBS

Kehren wir nun wieder zu den Resultaten unserer mündlichen und schriftlichen Befragung zurück. An anderer Stelle haben wir ja bereits erste Hinweise auf die Attraktivität der Gewerkschaften als potentiell Berufsfeld für den von uns befragten Personenkreis kennen gelernt. Von jenen 40 Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern, die zum Zeitpunkt des ersten Befragungsdurchgangs überhaupt ein mehr oder weniger konkretes Berufsziel im Hinterkopf hatten, präferierten fünf Personen im Kontext einer offen gestellten Frage ausdrücklich die Gewerkschaften. Annähernd jeder Vierte der von uns schriftlich befragten HWP-Stipendiaten (23,7 %) gab an, er möchte gern „auf Dauer“ beim DGB oder bei einer seiner Gewerkschaften berufstätig sein. Das deutet bereits darauf hin, dass, trotz unverkennbarer Verengungen, der innergewerkschaftliche Arbeitsmarkt für viele Stipendiatinnen und Stipendiaten gerade wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Studiengänge keineswegs an Anziehungskraft eingebüßt hat. Jetzt wende ich mich Resultaten auf solche Fragen zu, mit denen wir das Problem ausdrücklich konkretisiert und vertieft haben.

Auf unsere ausdrückliche Frage, ob sie eine *Tätigkeit bei einer Gewerkschaft* oder beim DGB *anstreben*, reagierten insgesamt 16,5 % der an der *HWP in der ersten Welle schriftlich* befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten ablehnend („Nein, auf gar keinen Fall“). Umgekehrt gaben vier Personen (4,1 %) an, das „auf jeden Fall“ zu tun. Eine deutliche Mehrheit von 59 Personen (60,8 %) relativierte ihre Zustimmung, indem sie entsprechende Energien nur aufzubringen bereit wären, wenn das Aufgabengebiet ihren Neigungen entspräche. Die restlichen 18 Personen (18,6 %) wussten das zum Befragungszeitpunkt noch nicht. In diesem Antwortprofil erkennen wir abermals ein hohes Maß an *Unsicherheit* in der berufsperspektivischen Festlegung, aber auch den starken Einfluss, den die *subjektiven Ansprüche* an eine entsprechende Berufstätigkeit spielen: Die Zeit, als der Beruf des hauptamtlichen Gewerkschaftsfunktionärs gewissermaßen eine bedingungslose Anziehungskraft ausstrahlte, ist demnach mindestens für die meisten HWP-Stipendiaten vorbei. Viele von ihnen können sich im Vergleich zu anderen Tätigkeitsfeldern durchaus vorstellen, dort zu arbeiten, wo sie einen erheblichen Teil ihres sozialen Kapitals gewonnen haben, und sie sind auch, wie wir noch sehen werden, davon überzeugt, dass ihnen der fachliche Zuschnitt ihres Studiums dafür gute Voraussetzungen mitgibt; doch die angebotenen Arbeitsinhalte müssen mit der individuellen Disposition in Übereinstimmung zu bringen sein, wenn sich aktive Anstrengungen in diese Richtung wirklich auszahlen sollen. Dieser Befund wird im übrigen weder vom Lebensalter noch von der Studiendauer oder von der Geschlechtszugehörigkeit in signifikanter Weise beeinflusst.

„Möchtest Du nach dem Studium hauptamtlich bei einer Gewerkschaft oder beim DGB arbeiten?“ Diese Frage rundete unsere *Intensivinterviews in der ersten Welle* ab. Sie provozierte in vielen Fällen erhebliche Unsicherheit, die uns abermals ins Bewusstsein rief, wie unabgeschlossen berufsperspektivische Überlegungen bei vielen unserer Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern waren. Eine ganze Reihe von

ihnen reagierte zunächst spontan ablehnend, um dieser Option bei näherem Nachdenken doch einiges abgewinnen zu können. Andere stimmten zu, relativierten ihre Begründungen aber, je länger sie nachdachten, in einer Weise, die den spontanen Antwortimpuls fast schon ins Gegenteil verkehrte. Dementsprechend schwer ist es mir gefallen, die Antworten in ein schlüssiges und trennscharfes Kategoriensystem einzuordnen. Bei sorgfältiger Gewichtung und Auszählung der häufig recht engagierten individuellen Äußerungen ergab sich diese quantitative Struktur:

- Die erste Gruppe von 35 Personen (43,2 %) möchte *ausdrücklich nicht* oder doch im Licht ihrer Begründungen *nicht wirklich* im Anschluss an das Studium beim DGB oder einer seiner Gewerkschaften *hauptamtlich tätig sein*. Darin enthalten sind einige, die sich noch nicht endgültig auf eine Berufsperspektive festgelegt haben, deren in diese Richtung gehende Äußerungen aber eine recht starke Distanz zum gewerkschaftlichen Betätigungsfeld aufweisen („Ich weiß das im Moment nicht mit Sicherheit, aber bei den Gewerkschaften möchte ich wohl kaum anfangen“). Dass diese Gruppe insgesamt größer ist als in der HWP-Population, kann uns wegen der besonderen Gewerkschaftsnähe der Stipendiatinnen und Stipendiaten an der Hochschule für Wirtschaft und Politik kaum verwundern.
- Eine zweite Gruppe von 10 Personen (12,3 %) bildet gewissermaßen den „*harten Kern*“ der subjektiv potentiellen *Gewerkschaftssekretäre von morgen*. Diese Stipendiatinnen und Stipendiaten sagten nicht nur ohne Einschränkung, dass sie im Anschluss an das Studium gern bei den Gewerkschaften arbeiten würden; sie bekräftigten diesen Wunsch auf Nachfrage ausdrücklich mit dem Bekunden, sie *strebten dieses Ziel aktiv an*.
- Die dritte Gruppe von insgesamt 36 Personen (44,5 %) erinnerte mich stark an die Mehrheitsgruppe der schriftlichen HWP-Befragung: Diese Stipendiatinnen und Stipendiaten können sich *durchaus vorstellen*, später als *Hauptamtliche* tätig zu sein, vergewissern sich dieser Option aber mehr oder weniger bewusst als Reserve für den Fall, dass andere Wunschträume nicht reifen. Sie halten den Beruf des Gewerkschaftssekretärs für sich als zweitrangige (30,9 %) oder gar nachrangige (13,6 %) Perspektive sozusagen in der Hinterhand.

Bevor ich mich nun den aufschlussreichen Begründungen für die mehr oder weniger große Attraktivität des gewerkschaftlichen Betätigungsfeldes im Kontext unseres Protokollmaterials zuwende, verdienen zwei signifikante Befunde unserer Korrelationsrechnungen Beachtung.

Tabelle 15: Berufsperspektive Gewerkschaftssekretär im Kontext bisheriger ehrenamtlicher Gewerkschaftstätigkeit und akkumuliertem sozialen Kapital (Erste Welle, n = 81)

Engagement/soziales Kapital		GS-Wunsch ja	GS-Wunsch nein	Summe
Bisheriges Engagement	stark	66,7 %	33,3 %	100 %
	Rest	44,4 %	55,6 %	100 %
Soziales Kapital	Ja	71,0 %	29,0 %	100 %
	Nein	46,9 %	53,1 %	100 %
Insgesamt		56,8 %	43,2 %	100 %

Diese Häufigkeitsverteilung weist einen engen Zusammenhang zwischen dem subjektiven Empfinden, ausreichend soziales Kapital zur Berufseinmündung gesammelt zu haben, und der prinzipiellen Vorliebe für den Beruf des Gewerkschaftssekretärs nach. Ebenso verhält es sich mit dem ehrenamtlichen Gewerkschaftsengagement. Wer in der Zeit vor dem Studium und während des Studiums gewerkschaftlich aktiv war beziehungsweise noch ist, dem erscheint das gewerkschaftliche Betätigungsfeld auch als berufliche Möglichkeit im Vergleich zur Gegengruppe deutlich häufiger als attraktiv. Richtung und Nachhaltigkeit des Zusammenhangs sind plausibel und zeugen von Realitätssinn: Wer sich durch kontinuierliche Interessen-

vertretungsarbeit in diesem Feld einen Namen gemacht hat, traut sich den Wechsel in die Hauptamtlichkeit nicht nur zu; er vermutet zugleich, ihn auch schaffen zu können.

In den Begründungen der jeweiligen Ansichten zur Berufsperspektive Gewerkschaftssekretär begegnet uns nun eine beachtliche Bandbreite von Einstellungen und Erfahrungen, von Hoffnungen und Befürchtungen, die auch nicht annähernd von einer bloßen Abfrage erfassbar sind. Es lohnt gerade aus der Sicht von Verantwortlichen für die gewerkschaftliche Personalpolitik, sich mit solchen Motivbündeln auseinander zu setzen. Wenden wir uns zunächst denjenigen zu, die sich eine spätere *hauptamtliche Gewerkschaftstätigkeit* letztlich als *zufriedenstellend nicht denken können*.

Da begegnen uns zunächst diejenigen, deren berufliche Strebungen in eine *andere Richtung* gehen. Als Berufsfeld „sind die Gewerkschaften nicht mein Weg“, sie sind „zu weit weg“ vom fachlichen Zuschnitt des Studiums, weil man etwa ein „Lehramt“ oder die „freiberufliche Tätigkeit“ anstrebe. Oder ganz einfach: „Ich setze für mich andere Prioritäten.“ Wer sich dennoch zumindest in der nachrangigen Perspektive vorstellen kann, eher zufällig in diesem Feld „zu landen“, macht häufig geltend, über zu wenige „Kontakte“ und „Drähte“ in den hauptamtlichen Apparat hinein zu verfügen, was entsprechenden Strebungen von vornherein enge Grenzen zieht. Im übrigen, fügen andere hinzu, höre man ja auch nicht nur Gutes über die „Arbeitsbedingungen“ in „diesem Job“, was seine Attraktivität nicht gerade steigere. Solche eher vage artikulierten Vorbehalte verdichten sich nun bei einer ganzen Reihe von Befragten zu einem ausdrücklichen *Negativimage des Berufes*, wie die folgenden Aussagen dokumentieren:

„Ich will das auf gar keinen Fall machen! Da kann man nicht frei arbeiten. Da habe ich zu viele Leute über mir. Ich finde die Strukturen der IG Metall schon lange nicht mehr demokratisch. Da wird über die Köpfe der Mitglieder hinweggegangen.“ (21-jähriger Fachhochschulstudent).

„Nein! Das wäre mir eine viel zu große Einengung. Ich möchte den Gewerkschaften auch weiterhin verbunden bleiben, aber es war nie mein Bestreben, da hauptamtlich zu sein, weder an der AdA noch vorher. Da haben mich die Erfahrungen als Ehrenamtlicher doch sehr stark enttäuscht.“ (33-jähriger Universitätsstudent).

„Das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen! Das hat für mich keine Anziehungskraft, und ich denke, ich hätte da auch keine Chance. Ich störe mich an bestimmten Funktionärgewohnheiten. Da wird mir zu viel manipuliert. Das ist teilweise unangenehmer als in der freien Wirtschaft.“ (45-jähriger Universitätsstudent).

„Gewerkschaften an sich interessieren mich schon. Aber hauptamtlich? Da zerfetzen sich die Leute zu stark. Der Großteil ist machtgeil, und solche Leute meide ich im allgemeinen. Also das kommt eigentlich für mich nicht in Frage.“ (26-jährige Universitätsstudentin).

„Die Gewerkschaften verharren mir zu sehr in ihren festgefahrenen Positionen. Da könnte ich nicht arbeiten. Dieses Hocken auf Pfründen, die Unfähigkeit zum Kompromiss. Das empfinde ich als verstaubt. Die gehen ganz anders mit Konflikten um, als ich das tue. Ich habe da einen ganz anderen Stil, als er in der Gewerkschaft üblich ist.“ (35-jähriger Universitätsstudent).

„Nein! Ich habe ganz schlechte Erfahrungen mit Gewerkschaften gemacht. Die Gewerkschaften sind nach wie vor sehr wichtig, aber die Funktionäre verzetteln sich zu sehr in Schlammschlachten. Da wollen sich zu viele gegenseitig absägen. Damit verspielt man seine Glaubwürdigkeit. Das ist für mich regelrecht abstoßend.“ (31-jährige Universitätsstudentin).

„Nein, eigentlich nicht. Die Masse der Mitglieder hat zu wenig Einfluss. Das machte es mir schwer, dort zu arbeiten. Ich kenne ja viele Gewerkschaftssekretäre. Was die mir von ihrer Arbeitssituation berichten, mit welchen Bandagen da gefochten wird, welche Intrigen es da gibt, bestätigt mich in meiner Skepsis.“ (34-jähriger HWP-Student).

„Nein! Das kommt aus meiner Erfahrung mit Sekretären. Es ist nicht mein Wunsch, da hauptamtlich tätig zu sein. Das macht man fünf Jahre, und dann ist man ausgebrannt. Die Gewerkschaften wollen die Arbeitnehmer vertreten, aber innerhalb der Gewerkschaften ist es schlimmer als beim Denver-Clan, was die Intrigen angeht.“ (23-jährige HWP-Studentin).

„Nein, ganz bestimmt nicht! Ich kenne die Gewerkschaften intern, ich weiß, was da abgeht. Die Gewerkschaften sind ein schlechter Arbeitgeber, ein ganz schlechter! Und außerdem sind mir die Strukturen viel zu verknöchert.“ (40-jährige HWP-Studentin).

Ohne Schwierigkeiten hätte ich diesen neun dezidiert kritischen Stellungnahmen einige weitere hinzufügen können. Die Härte und Unnachsichtigkeit der Kritik ist unübersehbar. Sie bezieht sich auf verschiedene Aspekte der subjektiven Wahrnehmung der Organisationsverfassung der Gewerkschaften und der in ihr handelnden exponierten Akteure. Viele Stipendiatinnen und Stipendiaten fühlen sich nicht nur von den belastenden Arbeitsbedingungen abgeschreckt, mehr noch reiben sie sich an Prozessen interner Willensbildung und externer Konfliktstrategien, die sich im Habitus des traditionalistischen Gewerkschaftssekretärs versinnbildlichen. Vor allem Frauen stören sich an einem „Funktionärsgebaren“, das ihrer Ansicht nach wenig mit gewerkschaftlichen Idealen gemein hat. Man mag einwenden, hier handle es sich um Zerrbilder einer bei Licht betrachtet sehr viel differenzierteren Berufsrealität. Möglicherweise neigen manche dazu, die einmal fixierte Ablehnung dieser denkbaren Berufsperspektive in schriller Weise zu überzeichnen, um bei aller Unsicherheit über den künftigen Weg doch zumindest sicher zu sein, was man nicht möchte. Auch ist sicher nicht auszuschließen, dass uns der eine oder andere der hier zitierten Kritiker aus Mangel an Alternativen später einmal in einem Gewerkschaftsbüro wieder begegnen wird. Als ich vor einiger Zeit eine Gruppe von Gewerkschaftssekretären einer großen Industriegewerkschaft mit solchen Äußerungen über den Imageverlust ihres Berufsbildes konfrontierte, winkten manche von ihnen müde ab: So ähnlich hätten sie in der Zeit ihres Studiums auch einmal geredet, doch das schleife sich im Lauf der Zeit, wenn man „den Laden erst einmal von innen wirklich kennen gelernt hat“, doch auch ab. Es werde ja alles nicht so heiß gegessen, wie es gekocht werde. Meiner Meinung nach handelt es sich dabei um Selbstbeschwichtigungen, denn hinter den hier zitierten Verbalinjurien verbirgt sich ja bei vielen langjährige Erfahrung. Sie vergleichen verkrustete Strukturen einerseits mit den Freiheitsgraden des Handelns in ihrer jetzigen Lebenssituation und mit auch daraus resultierenden Wunschbildern nach einem Tätigkeitsprofil, das ihnen Kreativität, Selbstbestimmung und glaubwürdiges Handeln ermöglichen soll. Und auf diesen Prüfstand gestellt, schneiden die Gewerkschaften eben schlecht ab.

Verständlicherweise halten sich diejenigen, die sich eine künftige *Tätigkeit als Gewerkschaftssekretär* im Sinn einer zweit- oder dritrangigen Priorität „*durchaus vorstellen*“ können, mit radikaler Kritik am Zustand der Arbeitnehmerorganisationen und am Habitus vieler ihrer potentiellen späteren Arbeitskollegen deutlich zurück. Von diesen 36 Personen (44,5 %) liebäugeln einige mit dieser Option für den Fall, dass es „sich so ergibt“ oder dass die Wunschkonzeption „nicht läuft“. Keineswegs treiben sie eine entsprechende Berufseinstellung umsichtig voran. Wer die Sekretärskonzeption auf dem zweiten Platz seiner Prioritätenskala ansiedelt, hat sich in den meisten Fällen schon Gedanken gemacht über ein ihm besonders interessierendes Tätigkeitsfeld. Am häufigsten wird dabei die Bildungsarbeit oder eine Mitwirkung auf der Ebene internationaler Kontakte genannt, aber auch das Amt des Jugendsekretärs und – in Ausnahmefällen – des örtlichen Betreuungssekretärs erscheint diesen Personen, bei denen sich die HWP-Stipendiaten in auffälliger Weise häufen, als eine reizvolle Alternative:

„Ja, das kann ich mir schon vorstellen! Da ich viel mit Hauptamtlichen zu tun habe, fällt es mir schwer, das als erste Priorität zu sehen, weil die oft schon ziemlich resigniert wirken. Außerdem gibt es da nicht viele Möglichkeiten. Deshalb lohnt es sich wahrscheinlich gar nicht, das anzustreben. Ich schließe das aber keineswegs aus. Ich könnte mir eine Mitarbeit im internationalen Bereich, im EU-Bereich oder in der Bildungsarbeit gut vorstellen.“ (24-jähriger HWP-Student).

„Ja, das kann ich mir vorstellen, und zwar in Richtung des Europäischen Metallarbeiterbundes. Da könnte mir einiges schmecken. Auch in der Bildungsarbeit oder in der Betriebsbetreuung kann ich mir eine hauptamtliche Mitarbeit vorstellen. Dass ein Gewerkschaftssekretär keine 35-Stunden-Woche hat, ist mir klar. Ich müsste einfach mit der Arbeit glücklich sein, meine Ideen verwirklichen können. Ich habe aber im Moment keine konkrete Berufsperspektive. Es ist eben nicht so, dass ich eine solche Perspektive wirklich anstrebe.“ (23-jähriger HWP-Student).

„Ja, warum nicht? Es sollte im Bildungsbereich sein oder auf der örtlichen Ebene in der Betreuungsarbeit von Betriebsräten. Das Gehalt ist mir dabei nicht so wichtig. Ich muss mich natürlich ernähren können. Mir ist ganz wichtig die selbständige Arbeit. Ich will nicht jeden Morgen um acht Uhr da sein müssen. Ich will auch mal sagen können: Diesen Nachmittag brauche ich für mich und arbeite dafür am nächsten Samstag. Ich strebe das nicht unbedingt an, hauptamtlich zu sein, aber es wäre schon eine interessante Sache für mich.“ (35-jährige HWP-Studentin).

Auch diese Aussagen sind in mehrfacher Hinsicht typisch. Der Beruf des Gewerkschaftssekretärs erscheint zwar nicht in einem glänzenden Licht, weil auch diese Personen ernüchtert sind von ihrem Eindruck des Alltags von Hauptamtlichen. Dabei schreckt sie selten das Ausmaß vermeintlicher Arbeitsbelastung ab, wohl aber die mangelnde Dispositionsfähigkeit über die eigene Zeit. Auch der finanzielle Rahmen ist nicht entscheidend, solange die jeweilige Aufgabe zufriedenstellende Handlungsspielräume verspricht, der „Privatmensch“ nicht vom „Berufsmenschen“ erdrückt wird. Einige zügeln Professionalisierungsenergien wegen der nüchternen Erwägung des sich verengenden gewerkschaftlichen Arbeitsmarktes, andere sind da zuversichtlicher, weil sie in der Vergangenheit schon einmal von einer Gewerkschaft wegen der Möglichkeit hauptamtlicher Mitarbeit angesprochen wurden. Das folgende Beispiel zeigt, wie sich individuelle Entscheidungsschwäche mit Frustrationen im gegenwärtigen Studium, mit dem Nachtrauern über verpasste Gelegenheiten und einer generellen Unsicherheit über den späteren Lebensweg zu einer Haltung verdichten können, die den Sekretärsberuf als erstrebenswerte Perspektive zwar nicht ausschließt, aber doch auch nicht in den Vordergrund angestrebten Nachdenkens schiebt:

„Mit diesem Gedanken habe ich schon einmal gespielt. Während der Ausbildung hat mich ein Sekretär darauf angesprochen, ob ich nicht zur Gewerkschaft kommen wollte. Das ergab sich aus meiner sehr guten Beziehung zu der Verwaltungsstelle. Ich ließ mir das durch den Kopf gehen und war mir unsicher, weil ich ja weiß, wie stressig diese Arbeit ist. Durch die Entscheidung für mein Studium bin ich natürlich davon weggekommen. Aber ich zweifle andererseits auch an der Richtigkeit meines Ingenieurstudiums. Ich will nicht immer an einem Schreibtisch sitzen. Vielleicht habe ich mir durch meine Studienfachentscheidung diese Möglichkeit, zur Gewerkschaft zu gehen, schon verbaut. Ich weiß das nicht genau. Ich mache mein Studium zuende, und vielleicht werde ich mir im Lauf der Zeit auch etwas klarer über meinen späteren Weg. Ich kann mir immer noch vorstellen, bei der Gewerkschaft zu arbeiten, auf der Ortsebene erst im Jugendbereich, später im Erwachsenenbereich. Vielleicht könnte ich aber auch in einem energiepolitischen Fachreferat auf Bundesebene tätig sein, wo ich die Kenntnisse meines Studiums einsetzen könnte. Ich strebe das aber im Moment nicht an. Hätte die Gewerkschaft mich damals beharrlicher geworben, wäre ich da wahrscheinlich gelandet. Manchmal bedauere ich das.“ (24-jähriger Fachhochschulstudent).

Innerhalb dieses Segments hielten sich 13,6 % der Befragten die Sekretärsperspektive gewissermaßen als „Notlösung“ in Reserve. Sie haben sich in einigen Fällen eine Menge soziales Kapital für eine entsprechende Berufseinmündung erworben, dass sie im Bedarfsfall zu mobilisieren geneigt sind. Doch dieser Fall tritt erst ein, „wenn alles andere nicht läuft“. Hier begegnen uns Menschen, die über eine ganze Reihe von Möglichkeiten nachgedacht haben, das im Studium erworbene Bildungskapital beruflich erfolgversprechend zu verwerten. Gerade weil sie einen spezifischen Anlagesinn sozialen Kapitals ausgeprägt haben, schließen sie die Sekretärsperspektive für sich nicht aus, betonen aber, wie die folgenden Beispiele illustrieren, immer die Nachrangigkeit solcher Optionen:

„Ja, vorstellen kann ich mir das als letzte Lösung, wenn alles andere nicht klappt. Ich habe eben andere Prioritäten. Da arbeiten die Leute auch mit viel zu viel Einsatz. Ich habe einige kennen gelernt, die hatten schon früh einen Herzinfarkt. Und ich wäre eben auch nicht bereit, mein Privatleben zu opfern. Allerdings läuft bei der Gewerkschaft fast alles über Vitamin B. Da kommen kaum neue Leute rein. Wenn ich mich dafür aber wirklich interessieren würde, glaube ich schon, dass ich da bekannt genug bin, um eine gute Chance zu haben.“ (25-jährige Universitätsstudentin).

„Für mich ist der politische Bereich viel erstrebenswerter, aber deshalb schließe ich das mit der Gewerkschaft nicht aus. Mal sehen, wenn das eine nicht klappt, konzentriere ich mich vielleicht auf die Gewerkschaften, obwohl mir da manches nicht so passt.“ (28-jähriger HWP-Student).

„Ich möchte später als Ingenieur in einer Entwicklungsabteilung arbeiten. Aber wenn das nicht funktioniert, kann ich mir schon vorstellen, bei der Gewerkschaft zu arbeiten. Das würde ich aber nur machen, wenn alle Stricke reißen. Vielleicht lande ich ja auch im Umweltschutz. Das würde mich noch mehr interessieren als die Gewerkschaftsarbeit, weil ich denke, dass ich da mehr gestalten kann. Ich will mich heute noch nicht unbedingt auf ein bestimmtes Ziel festlegen. Mal sehen, was sich so bietet.“ (27-jähriger Fachhochschulstudent).

„Mal sehen, was sich so bietet“ – das ist eine Grundhaltung, die sich die meisten der von uns befragten Stipendiatinnen und Stipendiaten zueigen machen. Viele schließen die *Sekretärsoption* dabei nicht aus, aber *nur wenige streben sie wirklich aktiv an*. Mit unterschiedlichem Nachdruck haben sich insgesamt 10 Personen (12,3 %) auf dieses Ziel nicht nur festgelegt, sie verfolgen es auch in umsichtiger Weise. Einige von ihnen will ich jetzt etwas genauer vorstellen, um einen lebendigen Eindruck von biographischer Kontinuität im Zusammenhang mit der Mehrung und Mobilisierung von kulturellem und sozialem Kapital zu vermitteln. Selbstverständlich sind die personenbezogenen Angaben im Sinn des Anonymitätsschutzes ein Stückweit verfremdet.

- (1) Als Ausnahme im Sinn einer in sich unstimmigen Disposition begegnet uns zunächst eine *33-jährige HWP-Studentin*. Nach dem Abitur hat sie zunächst einige Semester Betriebswirtschaftslehre an einer Universität studiert. Die frühe Heirat und die Familienpflichten für das erste Kind führten zum Abbruch des Studiums und zur Ausbildung als Krankenschwester. Freimütig schildert sie, dass sie zwar Mitglied der ÖTV wurde, aber gewerkschaftlich „überhaupt nicht aktiv“ geworden ist. Sie pflegt intensive persönliche Kontakte, die ihr auch die Anregung vermittelten, es nach der Geburt des dritten Kindes mit einem Studium an der HWP zu versuchen. Sie möchte später als Rechtsschutzsekretärin bei der Gewerkschaft arbeiten, weil sie über ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein hinsichtlich der Verwertbarkeit ihres fachlichen Wissens verfügt. Fehlende Gewerkschaftskontakte, glaubt sie, können sie davon nicht abhalten, denn: „Das was ich möchte, werde ich auch bekommen!“
- (2) Sehr viel mehr Grund zu einem diesbezüglich realistischem Optimismus hat da schon ein *27-jähriger Universitätsstudent der Soziologie*. Als ehemaliger Krankenpfleger mit Mittelschulabschluss hat er in der ÖTV nach eigenem Bekunden schon in der Zeit der Berufsausbildung die „klassische Karriere“ als ehrenamtlicher Funktionär begonnen, die ihn bis hinauf in überregionale Ämter getragen hat. Die intensive Gewerkschaftsarbeit prägte die Neigung zum Soziologiestudium aus, für das er sich im Abendgymnasium qualifizierte. Nach wie vor ist er in seinem Herkunftsmilieu emotional stark verankert, sind ihm die gewerkschaftlichen Kontakte zum Heimatort unverzichtbar. Bruchlos setzte er das gewerkschaftliche Engagement auch im Studium fort, muss mittlerweile die ehrenamtlichen Aktivitäten reduzieren, um den Studienerfolg nicht zu gefährden. Mittlerweile im 3. Semester, hält er es zwar für „etwas früh“, sich schon eindeutig auf eine Berufsperspektive festzulegen, doch wohin die Reise gehen soll, ist ihm schon seit langem klar. Er möchte bei einer Gewerkschaft anfangen, am liebsten im „politiknahen Bereich“ eines „Verbindungsbüros“ zu Regierungsinstanzen. Was die Arbeitsbedingungen als Gewerk-

schaftssekretär angeht, macht er sich keine Illusionen. Er ist zu „Entbehrungen“ bereit, wenn ihm das Aufgabenfeld nur Gestaltungsspielräume für den Einsatz seines fachlichen Wissens erlaubt. Ausdrücklich strebt er eine entsprechende Tätigkeit an, hat seine Fühler auch schon in diese Richtung ausgestreckt. Dabei hat er sich einen nüchternen Realitätssinn hinsichtlich der Realisierungschancen bewahrt. Mit Sorge bedenkt er den Widerspruch zwischen den wachsenden gewerkschaftlichen Aufgaben „in der Krise“ und dem Zwang der Personaleinsparung im hauptamtlichen Apparat. Er ist sich darüber im klaren, dass er seinen Weg in die gewerkschaftliche Hauptamtlichkeit hinein deshalb nicht wirklich „steuern“ kann, aber er unternimmt alles, um sein Ziel zu erreichen: „Mehr als ich mache, kann man eigentlich dafür nicht tun!“ Alles in allem ist er zuversichtlich, weil er die Kriterien der Nachwuchsförderung und die Mechanismen der gewerkschaftlichen Personalrekrutierung zu kennen glaubt: „Die Leute, die über Einstellungen entscheiden, gucken nicht nur, wie einer sich erfolgreich in der Hierarchie hochgearbeitet hat, die gucken auch, welche Erfolge der zum Beispiel bei der Mitgliederwerbung oder bei der Organisation eines Streiks nachweisen kann. Und da habe ich schon einiges vorzuweisen!“

- (3) Ein 37-jähriger *Psychologiestudent* verbindet sein jetziges Studium mit einer Halbtags­tätigkeit in seinem ehemaligen Beruf im Rahmen des öffentlichen Dienstes. Er ist dort freigestelltes Mitglied im Betriebsrat. Ehrenamtliche Gewerkschaftsarbeit kennt er seit vielen Jahren „aus dem Effeff“. Die Turbulenzen in seinem bisherigen Lebensweg (Abbruch eines früheren Studiums, mehrfacher Ortswechsel, Trennungen im privaten Bereich) haben ihn „Lebenserfahren“ gemacht. Viele Kontakte aus früherer Zeit sind ihm geblieben; aus ihnen schöpft er nicht nur „emotionalen Rückhalt“, sie helfen ihm auch, sein studienfachliches Interesse mit der Gewerkschaftsarbeit zu verknüpfen. Seine betriebliche Funktion hat ihm ein feines Gespür für die Bedeutung sozialen Kapitals vermittelt. Er weiß, dass eine geschickte Kombination von fachlicher und sozialer Kompetenz die Chancen auf dem Arbeitsmarkt entscheidend erhöht. Sein Qualifikationsprofil disponiert ihn dazu, später den „Sessel des BR-Mitglieds mit dem des Gewerkschaftssekretärs“ vertauschen zu wollen. Wie der unter (2) charakterisierte Kollege ist er allerdings skeptisch, ob seine Blümenträume letztlich reifen, denn da gibt es „Strömungen“ in den Gewerkschaften, die im Sinn von „Seilschaften“ nicht unwichtig für die verschlungenen Wege der Personalpolitik sind. Wenn man auf dem „falschen Zettel“ steht, können sich die erworbenen Beziehungen schnell als nutzlos herausstellen. Wenn es aber nur nach seinen Neigungen ginge, würde er seinen jetzigen Status lieber heute als morgen zugunsten der Hauptamtlichkeit aufgeben. Insofern befindet er sich als Student mit gleichzeitiger BR-Verantwortlichkeit gewissermaßen im Wartestand. Auch er hat seine „Fühler“ bereits ausgestreckt. Der erste Anlauf bei einer überraschenden Vakanz einer örtlichen Sekretärsstelle scheiterte zwar an der Einsparung dieser Funktion, doch „was nicht ist, kann ja noch werden.“ Über eine Stellenvertretung erhofft er sich über kurz oder lang den Einstieg, der ihn in der Wunschkategorie auf die Ebene einer zentralen Stabsabteilung führt oder in einen langfristig abgesicherten Projektzusammenhang, in dem er seine wissenschaftlichen Kompetenzen gewerkschaftlich verwerten kann.
- (4) Ein 30-jähriger *HWP-Student im 1. Semester* erinnert sich an eine vergebliche Bewerbung auf die Stelle eines örtlichen Gewerkschaftssekretärs in einer früheren Phase seiner Berufstätigkeit als Metallfacharbeiter. Durch die mehrjährig erfolgreiche Tätigkeit als Betriebsratsvorsitzender fühlte er sich damals bereits fähig, diese Aufgabe zu übernehmen, doch es wurde ihm ein „älterer Kollege“ vorgezogen. Das hat ihn im Zusammenhang mit einer gewissen Perspektivlosigkeit im erlernten Beruf wie in der betrieblichen Interessenvertretung („Damals haben sie bei uns die halbe Bude dicht gemacht“) auf den Weg zur HWP nach Hamburg geführt. Ein Gewerkschaftssekretär gab den entscheidenden Tipp. Für ihn ist das Studium an der Hochschule für Wirtschaft und Politik eine Art akademischer Verlängerung seiner intensiven gewerkschaftlichen Schulungserfahrungen. Hier will er sich erweitertes Rüstzeug für die spätere Hauptamtlichkeit erwerben. Dieses Ziel hat er keinen Moment lang aus den Augen verloren. Er versteht es gut, die immer noch intensive Gewerkschaftsarbeit in den überregionalen Gremien auch the-

matisch mit dem HWP-Studium zu verknüpfen, hat sich schon konkrete Gedanken darüber gemacht, wie er in späteren Phasen seines Hauptstudiums Probleme bearbeiten kann, deren Anregung er der Gewerkschaftsarbeit verdankt. Wenn er sein HWP-Studium beendet hat und sich Möglichkeiten im Gewerkschaftssektor ergeben, will er „unbedingt hauptamtlich anfangen“. Dabei scheint ihm der „Einstieg als traditioneller Sekretär vor Ort“ am sinnvollsten. Ungünstige Arbeitszeiten oder relativ schlechte Bezahlung („Reichtümer kann man da ja nicht erwerben“) schrecken ihn nicht ab: „Das wird für mich ausgeglichen durch die vielen Freiräume, die mir dieser Beruf verspricht. Ich strebe diesen Beruf bewusst an!“

- (5) Ein 27-jähriger HWP-Student im 2. Semester bezeichnet sich selbst als „wissbegierigen Menschen“. Am liebsten hätte er das Abitur gemacht, doch dem stand die materielle und wohl auch kulturelle Enge des Elternhauses im Wege. So führte ihn sein Lebensweg zunächst auf die Ebene des einfachen Postdienstes. Dort erwarb er sich einen sicheren Arbeitsplatz, der ihn jedoch inhaltlich nicht zufrieden stellen konnte. Als er durch einen Gewerkschaftssekretär, der seine intensiven ehrenamtlichen Aktivitäten fast väterlich beflügelte, von der Möglichkeit des HWP-Studiums erfuhr, hat er gleich „zugegriffen“, allen „Unkenrufen“ im Kollegenkreis und in der Familie zum Trotz. Die Mutter fürchtete um seinen „Lebensstandard“, die Betriebsratskollegen „nervten“ ihn mit moralischem Druck, sie nicht „im Stich zu lassen“. Als „traditionsbezogener Mensch“ hat er die Brücken zur westfälischen Heimatregion dennoch nicht abgebrochen, was ihn freilich keine Minute daran hinderte, in Hamburg gewerkschaftlich aktiv zu werden. Gegen heftige Widerstände ehrenamtlicher „Platzhirsche“ auf dem Feld der Gewerkschaftsarbeit eroberte er sich ein mittlerweile solides Betätigungsfeld in der örtlichen Bildungsarbeit. Dabei lernte er die Nützlichkeit sozialen Rückhalts aus höheren Etagen der eigenen Gewerkschaftsorganisation kennen. Ohne deren beharrlichen Druck hätte er womöglich „keinen Fuß in die Tür gekriegt.“ Sich gegen Widerstände durchzusetzen, selbst gesteckte Ziele zäh zu verfolgen, hat er frühzeitig gelernt. So will er es auch halten, wenn sein HWP-Studium zuende ist: „Ich kann mir sehr gut vorstellen, Gewerkschaftssekretär zu werden! Es wäre für mich ganz toll, als Rechtsschutzsekretär beim DGB zu arbeiten. Das wäre für mich eine schöne und gute Sache.“ Zeitraubende, anstrengende, stressige Arbeitsbedingungen ist er bereit, in Kauf zu nehmen, sofern er den Eindruck gewinnt, durch seine Tätigkeit „den Kollegen wirklich helfen zu können“. Er will in eine entsprechende Position keineswegs gelangen, indem er „hochgestellten Funktionären am Rockzipfel hängt“; wenn es aber sein muss, „pragmatisch gesehen“, ist er für dieses Ziel schon bereit, „die entsprechenden Fäden zu ziehen.“

Wenn wir einmal absehen von der doch recht wirklichkeitsfremden Disposition der zuerst portraitierten Studentin, dann ist den übrigen vier Stipendiaten wie ihren übrigen fünf Kolleginnen und Kollegen in dieser Gruppe dieses gemeinsam: Es handelt sich erstens um Personen, die auf eine lange und überwiegend kontinuierliche Strecke ehrenamtlicher Gewerkschaftsarbeit zurückblicken können. Es sind zweitens die in diesem Kontext gewonnenen Erfahrungen, die überhaupt erst den Anstoß zum jetzigen Studium vermittelten, was die Wahl der Hochschule wie die Fächerkombination betrifft. Drittens verknüpfen sie gegenwärtig das Studium in enger Weise mit ihrer kontinuierlichen gewerkschaftlichen Arbeit. Insofern verstehen sie das Studium nicht gänzlich, aber doch ganz wesentlich viertens als eine Art akademischer Vorbereitung auf die frühzeitig ins Auge gefasste berufliche Wunschkategorie in den Gewerkschaften. Fünftens ist ihnen dabei in jedem Fall bewusst, dass sie sich auf diesem Feld um aktive Professionalisierung bemühen müssen, wenn ihre Hoffnungen sich realisieren lassen sollen. Ihre diesbezüglichen Anstrengungen sind sechstens jedoch nicht nur umsichtig, sondern auch mit jenem spezifischen Realitätssinn ausgestattet, der selbst wiederum das Resultat reflektierter gewerkschaftlicher Erfahrungen ist. Sie wissen, dass sie die erfolgreiche Berufseinmündung letztlich nicht in der Hand haben, setzen sich widerstrebend, aber doch nüchtern mit der Möglichkeit des Scheiterns auseinander. Es ist ihnen durchaus klar, dass der Preis für den bewussten Verzicht auf berufliche Alternativen in einer Entwertung erworbenen sozialen Kapitals bestehen kann. „Dann

muss ich mich eben woanders umschauen“ oder „Das lasse ich dann auf mich zukommen“, sind beiläufige Bemerkungen in dieser Richtung.

Kommen wir in diesem Zusammenhang schließlich noch einmal auf Befunde unserer schriftlichen Befragung im Kreis der Stipendiatinnen und Stipendiaten an der Hochschule für Wirtschaft und Politik zurück. Wir haben ja an verschiedenen Stellen dieses Teilabschnitts bereits vereinzelte Indizien für Versuche der Gewerkschaften kennen gelernt, von sich aus den einen oder anderen als Sekretär zu gewinnen. Mit der *Frage*, ob sie schon einmal von einer Gewerkschaft im Verlauf des Studiums auf die *Möglichkeit* einer späteren *Sekretärstätigkeit angesprochen* worden sind, wollten wir herausfinden, wie weit verbreitet das Bemühen der Arbeitnehmerorganisationen ist, im Sinn vorausschauender Nachwuchsförderung frühzeitig ein Auge auf die gewerkschaftlich geförderten Studentinnen und Studenten zu werfen. 60,8 % haben die Frage verneint („bisher noch nicht“), aber immerhin 28,9 % erinnerten sich an eine „eher unverbindliche“ und noch 10,3 % an eine „konkrete Anfrage“ in dieser Richtung. Damit zeigt sich, dass auf die Gewerkschaften bezogene Professionalisierungswünsche trotz der momentan schwierigen Situation auf dem innergewerkschaftlichen Arbeitsmarkt keineswegs völlig wirklichkeitsfremd sind.

Wie die HWP-Stipendiaten darüber hinaus über den *Zusammenhang von objektiven und subjektiven Faktoren des gewerkschaftlichen Berufsfeldes* im Herbst 1997 dachten, zeigt die folgende Häufigkeitsverteilung:

Tabelle 16: „Über die Gewerkschaften als Berufsfeld für HWP-Stipendiaten der HBS gehen die Ansichten auseinander. Wie stehst Du zu den folgenden Behauptungen?“

Statements	Stimmt	Stimmt über-wiegend	Teil-weise	Stimmt weniger	Stimmt nicht
Die Gewerkschaften stellen auf absehbare Zeit keine neuen Leute mehr ein	22,7 %	42,3 %	27,8 %	4,1 %	3,1 %
Ich glaube nicht, dass die Gewerkschaften an Absolventen der HWP interessiert sind	1,0 %	3,1 %	18,6 %	33,0 %	44,3 %
Hauptamtliche Arbeit bei den Gewerkschaften ist für HWP-Absolventen attraktiv	10,3 %	21,6 %	56,8 %	11,3 %	–
Wer sich als HBS-Stipendiat ernsthaft um eine Stelle bei der Gewerkschaft bemüht, hat dort sicher gute Aussichten	2,1 %	18,6 %	41,1 %	25,8 %	12,4 %
Das Studium an der HWP ist keine gute Vorbereitung auf eine Sekretärstätigkeit	7,2 %	8,2 %	25,8 %	35,1 %	23,8 %

Im großen und ganzen bestätigen die in Tabelle 16 aufgeführten Befragungsergebnisse den Trend der bisher schon referierten Befunde. Betrachten wir die jeweiligen Resultate im Zusammenhang mit signifikanten Korrelationsrechnungen:

- Es spricht für den informierten Realitätssinn der HWP-Stipendiaten, wenn sie mehrheitlich (65 %) uneingeschränkt oder eingeschränkt der Behauptung zustimmen, *die Gewerkschaften stellen* auf absehbare

re Zeit *keine neuen Leute mehr ein*. Lediglich 3,1 % haben sich in dieser Hinsicht einen ungetrübten Optimismus bewahren können. Hier sind es eher die Älteren (über 30 Jahre), die mit 72,2 % eine pessimistische Einschätzung teilen, als die Jüngeren mit 55,8 %.

- Nur insgesamt 4,1 % der Befragten glauben nicht, dass die *Gewerkschaften an HWP-Absolventen interessiert* sind. Im Umkehrschluss bestätigt sich also die naheliegende Vermutung von einer historisch gewachsenen Nähe zwischen den Arbeitnehmerorganisationen und der Hamburger Institution des zweiten Bildungsweges. In ihrer überwältigenden Mehrheit (77,3 %) sind die HBS-Stipendiaten an der HWP eher vom Gegenteil überzeugt. In dieser Dimension schrumpft der Anteil derer, der sich durch das Kreuz in der mittleren Skalenposition nicht recht festlegen mochte, auf das geringste Maß (18,6 %). Auch das Werte ich als Indiz für ein ungebrochenes „Grundvertrauen“ in die wechselseitige Nähe der beiden Institutionen. Im übrigen waren sich die verschiedenen Teilgruppen in dieser Hinsicht erstaunlich einig: Weder das Alter noch die Geschlechtszugehörigkeit oder die Dauer des Studiums differenzierten das Einstellungsprofil in auffälliger Weise.
- Dieses eher positive Bild färbt sich nun mit dunkleren Strichen ein, wenn die *Attraktivität des Sekretärsberufs* zur Debatte steht. Ganz im Sinn der in diesem Teilabschnitt bereits angedeuteten Vorbehalte gegenüber dem Zustand der Gewerkschaftsorganisationen und dem Habitus vieler ihrer Funktionäre, ist nur knapp ein Drittel (31,9 %) von der Anziehungskraft der hauptamtlichen Arbeit auf HWP-Absolventen überzeugt. Allerdings müssen wir relativierend in Rechnung stellen, dass unser Statement nicht ausdrücklich die Gruppe der HBS-Stipendiaten sondern alle HWP-Absolventen einschloss und zudem eine große Zahl der Befragten (56,8 %) in ihrem Urteil recht unsicher war.
- Von starker Skepsis eingefärbt ist auch der Befund hinsichtlich des nächsten Statements von Tabelle 16: Lediglich jeder Fünfte (20,7 %) ist davon überzeugt, dass bei der Gewerkschaft *gute Berufschancen* hat, wer sich *ernsthaft um eine Stelle bemüht*. Abermals schlagen offenbar realistische Mutmaßungen über Schließungstendenzen des innergewerkschaftlichen Arbeitsmarktes durch. Damit bestätigen sich unsere Erkenntnisse aus der mündlichen Befragung. Selbst einige von denjenigen, die ihre aktive Professionalisierung in dieser Richtung umsichtig ins Werk setzen, sind ja in dieser Hinsicht nicht frei von Zweifeln. Den pessimistischen Grundtenor machen sich im übrigen die Frauen stärker zueigen als ihre männlichen Kollegen. Insgesamt 12,5 % der Frauen, aber 26,3 % der Männer stimmten dem Statement eingeschränkt oder uneingeschränkt zu.
- Schließlich haben sich die meisten nicht von der absichtlich negativen Formulierung unseres letzten Statements durcheinander bringen lassen. Nur eine Minderheit von insgesamt 15,4 % bescheinigt dem *HWP-Studium, keine gute Vorbereitung auf eine Sekretärstätigkeit* zu sein. Auch hier wagen wir den Umkehrschluss: Eine deutliche Mehrheit der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung (58,9 %) ist davon überzeugt, dass ihnen der fachliche Zuschnitt dieses Studiums gegebenenfalls günstige Einstiegsmöglichkeiten bei den Gewerkschaften zu vermitteln in der Lage ist.

Wie hat sich nun das hier referierte Einstellungsprofil der ersten Erhebungswelle unter dem Eindruck eines dreijährigen Erfahrungszeitraums im Licht der *Wiederholungsbefragung* verändert? Auf zwei Ebenen erweisen sich unsere Daten als stabil. Die in Tabelle 16 aufgefächerten Mutmaßungen über den Zusammenhang des gewerkschaftlichen Berufsfeldes mit den Interessen und Qualifizierungen der Stipendiatinnen und Stipendiaten haben sich in der verkleinerten Stichprobe der Wiederholungsbefragung nahezu deckungsgleich reproduziert. Wir haben es dabei also offenbar mit Einstellungen zu tun, auf die zwischenzeitlich gewonnene Eindrücke im Studium keinen nennenswerten Einfluss ausüben konnten. Sie sind als Bestandteil allgemeinerer Deutungsmuster den Wechselfällen tagespolitischer Konjunktoren offenbar nicht unterworfen. Das ist das Eine. Zum Zweiten hat sich der Anteil derjenigen, die im fortgeschrittenen Verlauf ihres Studiums von einer Gewerkschaft auf die Möglichkeit einer Sekretärstätigkeit angesprochen

wurden, nur leicht von ca. 10 % in 1997 auf 15 % im Herbst 2000 erhöht. Das deutet darauf hin, dass die Gewerkschaften das Augenmerk, das sie auf ihren potentiellen Nachwuchs richten, nicht vom konkreten Verlauf des Studiums und den darin erworbenen Qualifikationen abhängig machen, sondern nach wie vor eher an ad hoc-Notwendigkeiten ihrer Personalpolitik ausrichten. Wie sehr sie dabei jedoch mit eigensinnigen Verweigerungshaltungen der Stipendiaten rechnen müssen, zeigen mehrere Beispiele aus den Interviewprotokollen der zweiten Erhebungswelle. Einer HWP-Studentin wurde etwa eine Tätigkeit als Jugendsekretärin in der Gewerkschaft HBV in Aussicht gestellt, die sie aber zugunsten des Studiums schon deshalb ablehnte, weil sie befristet war. Ein anderer Student hätte die Möglichkeit gehabt, im Anschluss an sein HWP-Studium als Bildungssekretär beschäftigt zu werden, entschloss sich aber, sein Studium an der Universität fortzusetzen, weil er sich dieser Aufgabe zum damaligen Zeitpunkt noch nicht gewachsen fühlte. Der bescheidene Umfang unserer Stichprobe legt uns eine gewisse Vorsicht bei der Verallgemeinerung solcher Befunde nahe, sie signalisieren aber dennoch Spuren einer skeptischeren Distanz von Stipendiatinnen und Stipendiaten zu einem Berufsfeld, das viele von ihnen nach wie vor im Fadenkreuz ihrer Professionalisierungswünsche haben. Wer sich dem Liebeswerben seiner Gewerkschaft gegenüber für das weitere Studium entscheidet, will damit ja nicht allein sein alles in allem beschaulicheres Leben an der Hochschule so lange wie möglich gegenüber den Turbulenzen der beruflichen Interessenvertretung von Arbeitnehmern verteidigen; vielmehr schwingt in den Begründungen der Stipendiaten auch die gut nachvollziehbare Einstellung mit, zunächst einmal das Spektrum der individuellen Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt ausreizen zu wollen, bevor man sich auf ein Feld zurückzieht, von dem man annimmt, dass es einem von anderen nicht unbedingt streitig gemacht wird. Im Unterschied zu früheren Jahrzehnten sind heute nur noch wenige Stipendiatinnen und Stipendiaten bereit, den Abschluss ihres Studiums zugunsten hauptamtlicher Gewerkschaftstätigkeit aufzugeben, zumal dann nicht, wenn ihnen das angebotene Aufgabenspektrum wenig zusagt oder das Beschäftigungsverhältnis zeitlich befristet ist.

Welche Spuren hat nun der dreijährige Erfahrungszeitraum für die *ausdrückliche Bereitschaft* hinterlassen, im Anschluss an das Studium beim DGB oder einer seiner Mitgliedsgewerkschaften berufstätig zu sein? Erinnern wir uns: Eine starke Minderheit der von uns in der ersten Welle schriftlich wie mündlich befragten Personen konnte sich durchaus vorstellen, später einmal in diesem Feld berufstätig zu sein; doch das war für viele eine unter mehreren Möglichkeiten, keineswegs immer die erste Präferenz. Die folgende Häufigkeitsverteilung bündelt das Ergebnis unserer beiden Erhebungswellen auf die *Frage*, ob unsere Gesprächspartner im Anschluss an ihr Studium *Gewerkschaftssekretär werden wollen*. Auf den ersten Blick erkennen wir ein recht stabiles Wunschprofil.

Tabelle 17: Bereitschaft, im Anschluss an das Studium als Gewerkschaftssekretär tätig zu sein, im Kontext beider Erhebungswellen

Bereitschaft	Erste Welle (n = 81)	Zweite Welle (n = 50)
Nein, auf keinen Fall	43,2 %	40,0 %
Ja, unter bestimmten Bedingungen	44,5 %	44,0 %
Ja, auf jeden Fall	12,3 %	16,0 %
Summe	100,0 %	100,0 %

Der Anteil derjenigen, die auf jeden Fall in ein Gewerkschaftsbüro streben, hat sich zwischenzeitlich von 12,3 % auf 16 % erhöht. Gleichzeitig hat sich der Anteil der bewussten Verweigerer von 43,2 % auf 40 % verringert. Wenn wir aber bedenken, dass manche zögerliche Relativierung in den Antworten der Befragten eine zweifelsfreie Kategorisierung erschwerte, wenn wir zudem den geringen Stichprobenumfang in Rechnung stellen, wäre es vermessen, diese Daten im Sinn eines für die Gewerkschaften günstigen Trends

zu interpretieren. Festzuhalten bleibt lediglich, dass sich die Neigung, überhaupt bei den Gewerkschaften Lohn und Brot zu finden, unter dem Eindruck des Studiums quantitativ nicht verringert.

Oft sagt der zweite Blick mehr als der erste. Hier zeigt sich nun, dass es beachtliche *personenbezogene Schwankungen* zwischen den drei Einstellungsgruppen über beide Wellen hinweg gibt. 20 Personen (40 %) wollten im Zeitpunkt Herbst 2000 auf keinen Fall Gewerkschaftssekretär werden. 13 von ihnen hatten sich in identischer Weise drei Jahre vorher festgelegt („Das ist nach wie vor meine Auffassung“), aber 7 Personen sind dazu gekommen, die im Herbst 1997 noch zur mittleren Einstellungsgruppe gehörten, sich also durchaus vorstellen konnten, bei der Gewerkschaft zu arbeiten, soweit das Aufgabenfeld und die Arbeitsbedingungen ihren Erwartungen entsprechen würden. Für diese beachtliche Minderheit haben die zurückliegenden drei Jahre also einen Ernüchterungsprozess eingeleitet, den die Tabelle 17 auf den ersten Blick verbirgt. Noch stärker prägt sich die personenbezogene Einstellungsfluktuation in der mittleren Kategorie aus. 22 Personen (44 %) knüpften im Herbst 2000 ihre grundsätzliche Offenheit für eine Beschäftigung bei den Gewerkschaften an die unterschiedlichsten Voraussetzungen. Die eine Hälfte vertrat diesen Standpunkt bereits drei Jahre zuvor, die andere Hälfte resultiert aus Personen, deren ursprüngliche Extremposition in der einen oder anderen Weise zugunsten eines „Ja, aber“ aufgeweicht wurde. Das sind auf der einen Seite Menschen, die Vorbehalte gegenüber einer Sekretärstätigkeit, die sich aus (vermeintlichen) subjektiven Qualifikationsmängeln speisten, durch ihren Gewinn an fachlichen Kenntnissen sowie eine zunehmende Hinwendung zum „non-profit-Sektor“ überwunden haben. Dabei spielt sicher auch eine Rolle, dass manche sich, je näher die Phase der Berufseinmündung kommt, ohne Not nicht das Spektrum ihrer Optionen verbauen wollen. Auf der anderen Seite begegnen uns bei diesen Meinungswechslern aber auch solche Personen, die im Herbst 1997 noch fest davon überzeugt waren, später bei der Gewerkschaft ihr Auskommen zu finden, mittlerweile aber auch Geschmack an damals unbekanntem Tätigkeitsfeldern gefunden haben, beispielsweise im Sektor der Alternativökonomie oder im Hochschulbereich. Für diese Personen ist typisch, dass sie an Zutrauen zur eigenen Qualifikation und an Verwertungsphantasie dieser Qualifikation durch das Studium spürbar gewonnen haben. Man will sich die ursprünglich feste Berufsperspektive nicht verbauen, sie rückt aber unter dem Eindruck neuer Erfahrungen in den Hintergrund. Insgesamt 8 Personen (16 %) zeigten sich in der zweiten Erhebungswelle fest entschlossen, nach dem Studium Gewerkschaftssekretär werden zu wollen. Vier von ihnen verfolgen dieses Ziel schon seit dem Beginn des Studiums, aber ebenfalls vier waren damals noch von Zweifeln geschüttelt, knüpften ihre diesbezüglich prinzipielle Neigung an recht unterschiedliche Voraussetzungen.

Wir sehen also im Licht solcher Wanderungsbewegungen in der Einstellungsskala, dass die berufsbezogenen Wunschvorstellungen keineswegs so stabil sind, wie es die Betrachtung von Tabelle 17 auf den ersten Blick vermuten lässt. Vordergründig könnte man das als einen Mangel an konzeptionell auf den Arbeitsmarkt gerichteten Motivationsbündeln des Studierverhaltens interpretieren. Aber diese Sicht der Dinge ist doch zu stark befangen in herkömmlichen Mustern lebensgeschichtlicher Planungen, denen eine zielgerichtete Rationalität unterstellt wird, die sie angesichts der Turbulenzen auf dem Arbeitsmarkt wie der mittlerweile recht differenzierten Erfahrungsmöglichkeiten im Studium selbst nicht länger beanspruchen kann. Positiv gewendet können wir auch sagen, dass berufsfeldbezogene Präferenzschwankungen im Verlauf des Studiums jenes Maß an lernender Offenheit verkörpern, das auf sensible Kompetenzerweiterungen hindeutet, die nicht mit bewusstlosem Konformismus verwechselt werden sollten. Aus dem Blickwinkel der Gewerkschaften als potentiellen Arbeitgebern dieses Personenkreises muss das gerade kein Nachteil sein, signalisiert diese Form der Reflexions- und Lernfähigkeit ja immer auch jenes Maß an Rollendistanz, auf das die Arbeitnehmerorganisationen mehr denn je angewiesen sind, sofern sie Abschied zu nehmen bereit sind vom überlebten Muster lebenslanger Berufstätigkeit in ihren Reihen. Wer sich im Studium Suchbewegungen seiner beruflichen Perspektive nicht verweigert, sondern bereit ist, ursprüngliche Präferenzen im Licht neu gewonnener Erfahrungen zu überdenken und sich zudem selbstkritisch mit diesen Verunsicherungen auseinander zu setzen versteht, kann womöglich mehr kreatives, freilich aber auch sperriges, Potential in

seinen Beruf einbringen, als derjenige, der allen gegenteiligen Eindrücken und Erfahrungen zum Trotz am einmal für richtig Erachteten festhält.

Die *Begründungen* der gewerkschaftsbezogenen Berufspräferenzen im Licht der Protokolle unserer 18 Intensivinterviews ähneln in vielen Fällen den Einstellungsmustern, die wir schon in der ersten Erhebungswelle vorgefunden haben. Ich ziehe dieses Materials hier exemplarisch heran, um die auch im Zeitablauf verhältnismäßig stabilen Elemente des *sich wandelnden Images* des Sekretärsberufs zu unterstreichen.

Wer aus dem Kreis der Stipendiatinnen und Stipendiaten nach wie vor unter keinen Umständen die hauptamtliche Funktionstätigkeit anstrebt, führt seine Abneigung hauptsächlich auf die wenig anziehungskräftigen Arbeitsbedingungen und Machtstrukturen vor allem in den örtlichen Gewerkschaftsbüros zurück, sofern er nicht durch den fachlichen Zuschnitt seines Studiums von vorn herein ein ganz anderes Berufsbild im Auge hatte („Ich habe Pädagogik studiert, um Erdkundelehrerin zu werden und nicht Gewerkschaftssekretärin!“). So lange die Gewerkschaften „ihre Strukturen nicht ändern“, sofern sie nicht ablassen von ihren „nahezu unmenschlichen Arbeitsbedingungen“, vor allem was die Verteilung und das Volumen der Arbeitszeit angeht, sehen diese Personen keinen Grund, von ihrer ursprünglichen und durch die ehrenamtliche Arbeit während des Studiums häufig wieder und wieder bestätigten prinzipiellen Skepsis Abschied zu nehmen. Bis in ihre stereotypen Formulierungen hinein ähneln die Statements dieses Einstellungssegments den Argumenten der ersten Befragungswelle.

Wer dem mittleren Einstellungssegment von Tabelle 17 zuzurechnen ist, betrachtet das gewerkschaftliche Berufsfeld als eine von mehreren Möglichkeiten, oft im Sinn einer deutlich nachrangigen Priorität, sofern „etwas anderes nicht klappt“. Nun ist aber aufschlussreich, dass uns die hier – gelegentlich recht vage – formulierten Vorbehalte gegen den Zuschnitt des Berufsbildes auch bei jenem harten Kern von acht Stipendiatinnen und Stipendiaten begegnet sind, die es in die hauptamtliche Gewerkschaftstätigkeit drängt. Diesem Personenkreis ist schon wegen der fast immer langjährigen ehrenamtlichen Betätigung klar, dass die Entscheidung für diesen Beruf eine gewisse Entbehrungsbereitschaft erfordert, die allerdings nicht im herkömmlichen Sinn grenzenlos sein darf. Die Aussicht, als hauptamtlicher Funktionär politisches Engagement mit fachlicher Qualifikation aufzuladen und auf diese Weise nicht nur eine subjektiv befriedigende Tätigkeit auszuüben, sondern auch Spuren hinterlassen, Dinge im Interesse einer „guten Sache“ bewegen zu können, begründen diese Motivation. Insofern unterschieden sich diese potentiellen Gewerkschaftssekretäre nicht von ganzen Generationen ihrer Vorläufer. Was sie von ihnen unterscheidet, haben sie mit den Skeptikern der beiden anderen Einstellungsgruppen gemein: Sie sind nicht klaglos bereit, sich von vorgegebenen und unbeweglichen Mustern innergewerkschaftlicher Arbeitsorganisation und Arbeitsbedingungen völlig vereinnahmen zu lassen. Sie haben im Studium gelernt, dass es auch anders geht, dass Arbeit flexibel organisiert werden kann, kreative Spielräume freisetzt und nicht einengt, dass das Privatleben nicht als lästige Restgröße rastloser Beschäftigung hintangestellt werden muss. Sie betrachten diese Erfahrungen als Bereicherung ihrer Persönlichkeit, die sie im Beruf ungern aufzugeben bereit sind. Die potentiellen Gewerkschaftssekretäre wollen eine berufliche Aufgabe gewinnen, die es ihnen erlaubt, ihre zwischenzeitlich erworbenen fachlichen Qualifikationen einsetzen zu können, und zwar nicht im Sinn eines im Hinterkopf turbulenter Betreuungsaktivitäten verfügbaren Grundlagenwissens, sondern möglichst ganz praktisch in projektförmiger, perspektivisch-planerischer Tätigkeit. Das bringt einige ausdrücklich auf Distanz zum Aufgabenprofil jener ortsgebundener Gewerkschaftssekretäre, die, wie einer es drastisch formulierte, „mit einem Bauchladen von Betrieben, Gremien und Personengruppen durch die Gegend laufen“. Ich lasse jetzt eine ganze Reihe von Personen zu Wort kommen, um die Richtung wie die Intensität solcher einschränkenden Konkretisierungen des Berufswunsches zu illustrieren.

„Ich möchte gern bei der IG Metall arbeiten, aber nur beim Vorstand und nicht in einer Verwaltungsstelle. Dort ist es mir zu nervenaufreibend. Da kenne ich genug Leute, die sich da kaputt machen. Das wissen die auch bei der IGM, dass ich das nicht machen würde. Die kennen mich bei der IGM gut genug, um zu wis-

sen, was ich da akzeptiere. Gehalt ist mir egal. Aber wenn die Rahmenbedingungen nicht stimmen, würde ich mich nicht bewerben.“ (28-jährige HWP-Studentin).

„Am liebsten würde ich in einer Bildungsstätte meiner Gewerkschaft arbeiten. Durch das Studium jetzt fühle ich mich dazu auch in der Lage. Aber nicht als örtlicher Gewerkschaftssekretär. Da wird man zerfressen. Ich kenne ja viele Gewerkschaftssekretäre. Mit einigen möchte ich liebend gern zusammen arbeiten. Aber viele auf der örtlichen Ebene sind doch recht autoritär: Das muss gemacht werden! So und so muss das gemacht werden! Mit solchen Typen komme ich nicht aus.“ (34-jähriger Universitätsstudent).

„Ich möchte gern bei der Gewerkschaft arbeiten. Ich gucke ja auch nach Stellenausschreibungen in den Gewerkschaftshäusern und in der Gewerkschaftspresse. Ich möchte gern in einen Bereich gehen, der mit Rechtsberatung zu tun hat, damit ich mein Wissen aus dem Studium einsetzen kann. Aber ich kann mir auch wieder nicht vorstellen, zehn Jahre lang als Rechtsschutzsekretär zu arbeiten. Das wäre als Einsteiger gut, aber auf lange Sicht möchte ich im Gewerkschaftsbereich gern wissenschaftlich arbeiten und das einsetzen, was ich hier im Projektstudium an Kenntnissen gewonnen habe.“ (26-jähriger HWP-Student).

„Ja, ich würde gern Gewerkschaftssekretär sein. Wenn ich wollte, könnte ich bei meiner Gewerkschaft, der IG BCE, als Jugendsekretär anfangen. Aber das hat einen Haken. Ich möchte gern in einen Rechtsbereich, aber das kann man mir nicht zusagen. Man wird da zunächst einmal 15 Monate durch dieses Traineeprogramm in Deutschland herumgereicht. Und danach wird man irgendwo eingesetzt, wo Bedarf ist. Das würde ich in Kauf nehmen, wenn ich wüsste, okay, in fünf bis sechs Jahren kann ich in einer Rechtsabteilung arbeiten. Finanziell bin ich nicht anspruchsvoll, aber die Arbeitszeit ist mir wichtig. Ich würde gern in der Hauptverwaltung arbeiten, weil ich da mit meiner Freizeit besser kalkulieren kann, als wenn ich am Ort bin. Ich stehe in einer festen Partnerbeziehung. Meine Freundin fände das nicht gut, wenn ich dauernd weg wäre.“ (27-jähriger HWP-Student).

„Gewerkschaftssekretär ist für mich ein Ziel neben anderen, weil ich mir nicht vorstellen kann, auf der örtlichen Ebene zu arbeiten. Wohl aber beim Bezirk oder beim Vorstand. Diese Aktivität im Umgang mit Betriebsräten, das liegt mir nicht. In einer Stabsstelle würde ich gern sein. Mir die Arbeit selber einteilen zu können, hat oberste Priorität. Geld ist mir nicht wichtig.“ (30-jährige Universitätsstudentin).

Diese Liste ließe sich ein ganzes Stück weit fortsetzen. Was sich in der ersten Erhebungswelle andeutete, hat sich jetzt spürbar verfestigt. Ihre mit dem Studium verknüpfte langjährige Praxis ehrenamtlicher Gewerkschaftsarbeit hat viele Stipendiatinnen und Stipendiaten recht sensibel gemacht gegenüber subjektiv als unzumutbar empfundenen Tätigkeitsfeldern und Arbeitsbedingungen. Das habituell eingeschliffene Muster traditioneller örtlicher Gewerkschaftsarbeit hat entscheidend an Attraktivität verloren. Selbst diejenigen, die sich durch eine umsichtige Mobilisierung ihres sozialen Kapitals beharrlich bemühen, einen guten Einstieg in dieses Berufsfeld zu finden, gehen gegenüber dem Ideal lebenslanger Bindung auf Ebenen, in denen sie weder ihr fachliches Potential noch ihre außerberuflichen Bedürfnisse entfalten können, spürbar auf Distanz. Nur noch in Ausnahmefällen begegnet uns eine Disposition relativ klagloser Akzeptanz typischer Arbeitsarrangements in den Gewerkschaftsbüros oder zumindest dessen, was gemeinhin dafür gehalten wird. So berichtete beispielsweise eine HWP-Studentin, das Studium habe sie in ihrem Wunsch, Gewerkschaftssekretärin zu werden, nachdrücklich bestärkt. Zwischendurch sei sie zwar ins Grübeln gekommen, weil sie mit manchen Entwicklungen der gewerkschaftlichen Politik und Programmatik nicht einverstanden war, aber auch, weil sie „mitgekriegt“ hat, wie „kritisch heutzutage viele Studenten gegenüber den Gewerkschaften eingestellt sind.“ Aber das hat sie nur noch „trotziger“ gemacht: „Ich finde es wichtig, sich in den Gewerkschaften, egal an welchem Ort, auch hauptamtlich einzubringen, denn das ist trotz allem nach wie vor eine wichtige politische Aufgabe.“ Ihr Hinweis auf die Stimmungsbilder, die sich im Erfahrungsaustausch der Stipendiatengruppen über die Gewerkschaften als Arbeitsorganisationen verbreiten, ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Berufsimago in ihrem potentiellen Nachwuchs. Ich

lasse nun einige HWP-Stipendiaten zu Wort kommen, die den Einfluss solcher Meinungsbildungsprozesse verdeutlichen, in denen sich unmittelbare Erfahrungen mit mittelbaren Erfahrungen des Erfahrungsaustausches zu einem ungünstigen, ernüchterten Gesamtbild verknüpfen:

„Meine Einstellung zu den Gewerkschaften als Arbeitgebern hat sich durch das HWP-Studium verändert. Ich habe hier einige Leute kennen gelernt, die vor ihrem Studium bei der Gewerkschaft gearbeitet haben. Meistens unten in der Hierarchie. Was die berichtet haben, das war schon sehr abschreckend. In meiner Zeit als Betriebsrat hat mich der Beruf noch angezogen. Aber jetzt denke ich darüber ganz anders.“ (26-jähriger HWP-Student).

„Am Anfang meines Studiums lag die Gewerkschaft als Berufsziel bei mir höher im Kurs, aber schon damals wusste ich, dass ich auf keinen Fall als politischer Sekretär am Ort arbeiten wollte. Durch das Studium ist der Gedanke noch weiter zurück gegangen. Das hängt auch mit den Gesprächen zusammen, die man hier im Kreis der Stipendiaten hat. Und in einer Fabrik, in einer Personalabteilung, überhaupt in der freien Wirtschaft, wollte ich damals schon nicht arbeiten, und heute erst recht nicht.“ (34-jähriger HWP-Student).

„Ich kann mir gut vorstellen, bei der Gewerkschaft zu arbeiten, doch das ist sicher nicht meine erste Priorität. Die Gewerkschaften sind ein schlechter Arbeitgeber. Das habe ich früher schon geahnt, aber heute hat sich diese Einstellung bei mir verhärtet. Das kommt von meinen intensiven Erfahrungen in der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit. Da sehe ich, wie es in den Büros läuft und wie ich da teilweise selbst behandelt werde. Und durch das Studium bin ich selbstbewusster geworden. Ich habe ein schönes Leben als Studentin, und ich freue mich darüber. Ich habe hier gelernt, dass man sich nicht allen miesen Bedingungen aussetzen muss.“ (26-jährige HWP-Studentin).

Fassen wir an dieser Stelle noch einmal wichtige Resultate unserer Untersuchung über die *Attraktivität der Gewerkschaften* als Berufsfeld für HBS-Stipendiaten kurz *zusammen*. In der Einleitung skizzierten wir diesen hypothetischen Ausgangspunkt: Die Neigung von Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung, die Gewerkschaften als anziehungskräftiges Berufsfeld ins Auge zu fassen, hat im Vergleich zur Altstipendiatenstudie einerseits spürbar abgenommen, und zugleich hat das Profil dieses Berufes an Glanz für diesen Personenkreis verloren. Den zweiten Teil dieser Hypothese konnten wir, wenn auch auf der bescheidenen Basis unserer Stichprobe, überwiegend bestätigen. Sofern sie grundsätzlich bereit sind, später als hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionäre ihr Brot zu verdienen, knüpfen viele Stipendiatinnen und Stipendiaten den entsprechenden Berufswunsch an eine ganze Reihe von Bedingungen, in denen sich eine zum Teil recht massive Kritik am inneren Zustand der Gewerkschaften verbirgt. Es sind dabei weniger die Bezahlung oder das mutmaßliche Belastungsniveau der Arbeit als die Sorge, in einer Weise subjektiv vereinnahmt zu werden, die kreativen Handlungsspielräumen zu enge Grenzen setzt. Insofern hat der Beruf durchaus an Strahlkraft verloren. Wer sich heute im Unterschied zu früher auf den steinigten Pfad einer Gewerkschaftskarriere begibt, ist doch recht ernüchtert, lässt sich keineswegs von naiven Idealvorstellungen blenden. Weil das Studium fachliche Kompetenzen aufbaut, aber auch als Chance kritischer Reflexion erstarrter sozialer Strukturen genutzt wird, trägt es tendenziell zu wachsender Skepsis gegenüber den tradierten Rollenmustern hauptamtlicher Funktionäre vor allem auf der örtlichen Ebene bei. Das ist ein wichtiger Befund unserer Wiederholungsbefragung.

Den ersten Teil der Hypothese konnten wir dagegen auf einem hohen quantitativen Niveau nicht bestätigen. Nach wie vor ist der Anteil von Stipendiatinnen und Stipendiaten sozialwissenschaftlicher Studiengänge, der trotz nüchterner Skepsis *grundsätzlich* bereit ist, langjährig ehrenamtliches Engagement hauptamtlich fortzusetzen, vor allem im Kreis der Studentinnen und Studenten an der HWP erstaunlich hoch. Viele von ihnen können sich gut vorstellen, später in diesem Sektor zu arbeiten, wenn auch nur wenige einen entsprechenden Weg zielstrebig vorantreiben. Bei aller verständlichen Unsicherheit über den künftigen Berufsweg, liebäugeln darüber hinaus viele Stipendiatinnen und Stipendiaten auch jenseits der HWP mit dem gewerkschaftlichen Berufsfeld als einer mindestens nachrangig für sie interessanten Alternative. Dabei müssen wir freilich in Rechnung stellen, dass die von uns Befragten ihre generellen Karrierechancen eher

pessimistisch beurteilen. Von weitverbreiteter Unsicherheit über die Zeit nach dem Studium bedrängt, konzentrieren manche eben auch deshalb ihre Hoffnungen auf das gewerkschaftliche Feld, weil es ihnen lebensgeschichtlich vertraut ist und weil sie hier noch am ehesten hoffen, ihr kulturelles wie soziales Kapital verzinsen zu können.

Anhang

1. Verzeichnis der im Text verwendeten Quellen	135
2. Leitfaden für Intensivinterviews mit HBS-Stipendiaten über Studium und Beruf im Zusammenhang mit hauptamtlicher Gewerkschaftstätigkeit	137
3. Fragebogen zu Studium und Beruf von HBS-Stipendiaten an der HWP	139
4. Leitfaden für Interviews mit Stipendiatinnen und Stipendiaten der HBS an der Hochschule für Wirtschaft und Politik und an norddeutschen Universitäten (zweite Welle)	143
5. Fragebogen zu Problemen von Studium und Beruf bei Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung (zweite Welle)	145

1. Verzeichnis der im Text verwendeten Quellen

- Elke Amberg:** Vorbild sind die vielen Männerseilschaften. In: Frankfurter Rundschau vom 14.2.1998, S. 24.
- Hans Dieter Baroth:** Mein Kollege Kommunistenfresser, ein Agent für den Osten. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 1/1997.
- Daniel Bell:** Die nachindustrielle Gesellschaft, Reinbek 1979.
- Pierre Bourdieu:** Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 3. Auflage, Frankfurt am Main 1984.
- Pierre Bourdieu:** Sozialer Sinn – Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main 1993.
- Pierre Bourdieu:** Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen 1983.
- Rainer Brämer:** Studis im Vakuum – Empirische Befunde zum politischen Rückzug der studentischen Jugend. In: WSI-Mitteilungen 4/1993.
- Kerstin Büttner:** Weniger Arbeit, mehr Gemeinschaft und viel Zeit. In: Hamburger Abendblatt vom 3.2.1998, S. 3.
- James Coleman:** Social Capital in the Creation of Human Capital. In: American Journal of Sociology, Vol. 94, 1988.
- Hansjürgen Daheim, Günther Schönbauer:** Soziologie der Arbeitsgesellschaft, Weinheim und München 1993.
- Axel Funke, Dirk Hartung, Beate Kraus, Reinhardt Nuthmann:** Karrieren außer der Reihe – Bildungswege und Berufserfolge von Stipendiaten der gewerkschaftlichen Studienförderung, Düsseldorf 1973.
- Ute Frevert:** Gab es ein „goldenes Zeitalter“ der deutschen Bürgerlichkeit? In: Frankfurter Rundschau, 10.2.1998, S.20.
- Thomas Hobbes:** Leviathan, Neuaufgabe Stuttgart 1970.
- Karl Otto Hondrich:** Nach dem Streik: Wie lebt es sich mit lauter Freunden? In: Frankfurter Rundschau vom 13.12.1997, S. 7.
- Till Kammerer:** Wie Uni-Absolventen den Berufseinstieg schaffen. In: Welt am Sonntag vom 16.3.1997, S. BR 1.
- Dieter Koch, Siegfried Timpf:** Ways of fortune? – AbsolventInnenreport für den ersten und zweiten Studienabschnitt im Sozialökonomischen Studiengang der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg 1996.
- Beate Kraus:** Nachrichten aus der Welt des Geistes. In: WSI-Mitteilungen 4/1993.
- Wilfried Laatz:** Beruf oder Studium? Eine Studie zum Verbleib der HWP-Studenten. In: Jahrbuch für Sozialökonomie und Gesellschaftstheorie, Hamburg 1981.
- Rainer Paris:** Ähnlichkeiten mit Lebenden sind zufällig – Zur Theorie der Seilschaften. In: Frankfurter Rundschau vom 19.12.1991, S. 6.
- Louis Pinto:** Zerstörte Karrieren. In: Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt, Konstanz 1997.
- Jürgen Prott, Axel Keller:** Hauptamtliche – Zerreißproben örtlicher Gewerkschaftsarbeit, 1. Auflage, Münster 1997.
- Ursula Rabe-Kleberg:** Strategien zur Bewältigung der Statuspassage von der Hochschule in den Beruf: Zwischen Baum und Borke? In: WSI-Mitteilungen 4/1993.
- Michael Ramm, Timo Bargel:** Studium, Beruf und Arbeitsmarkt, Nürnberg 1995.

Richard Sennett: Der flexible Mensch, Berlin 1998.

Werner Sombart: Beruf. In: Alfred Vierkandt: Handwörterbuch der Soziologie, Tübingen 1923.

Heinz Stegmann: Jugend beim Übergang in Arbeit und Beruf. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Berufseinstieg heute, München 1988.

Fritz Stoß: Ausgewählte Befunde zur Situation der Hochschulabsolventen in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1979. In: Mitteilungen für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 4/1979.

Susanne Sube-Schindler: Beruf und Arbeit – Absolventen des sozialökonomischen Studiengangs der HWP auf dem Arbeitsmarkt, Düsseldorf 1988.

2. Leitfaden für Intensivinterviews mit HBS-Stipendiaten über Studium und Beruf im Zusammenhang mit hauptamtlicher Gewerkschaftstätigkeit

A. Sozialstatistische Daten

1. Geschlecht
2. Alter
3. Schulabschluss
4. Wohnort
5. Studienort
6. Hochschule
7. Studienfach / Studienschwerpunkt
8. Studiensemester
9. Förderungssemester durch HBS
10. Gewerkschaftsmitgliedschaft
11. Familienstand
12. Berufliche Stellung des Vaters (evtl. vor Rente)
13. Berufliche Stellung der Mutter (evtl. vor Rente)

B. Motivation zum Studium

14. Was ist im Moment das größte Problem, mit dem Du Dich als Student herumzuschlagen hast?
15. Kannst Du mal Deinen Werdegang von der Schule bis zum Beginn des jetzigen Studiums schildern? (Schulbesuch, Abschlüsse, Berufsausbildung, Berufstätigkeit)
16. Die Hans-Böckler-Stiftung fördert ja insbesondere Menschen, die sich vor dem Studium durch ein besonderes gewerkschaftliches und/oder gesellschaftspolitisches Engagement ausgezeichnet haben. Wie ist das bei Dir: Bist Du bisher in dieser Richtung aktiv gewesen oder hast Du Dich da eher zurückgehalten?
17. Wie ist bei Dir der Wunsch entstanden, zu studieren?
18. Wer hatte entscheidenden Einfluss auf Deinen Entschluss, zu studieren?
19. Gab es Personen, die Dir von einem Studium eher abgeraten haben?
20. Wie siehst Du selbst den Zusammenhang zwischen Deinem bisherigen politischen Engagement und dem Wunsch, zu studieren. Hat das eine mit dem anderen zu tun oder ist das nicht der Fall?

C. Erwartungen an das Studium

21. Was soll Dir persönlich das Studium bringen, mit welchen Erwartungen hast Du das Studium aufgenommen?
22. Manche sagen: Ich weiß jetzt schon sehr genau, wie ich mir den Verlauf meines Studiums vorstelle. Andere wissen das noch nicht so genau, warten ab, wie sie sich an der Hochschule, in ihrem Fach zurechtfinden. Wie ist das bei Dir?

23. Wenn Du an Deinen bisherigen Lebensweg zurückdenkst, was hat er Dir für ein erfolgreiches Studium hauptsächlich gebracht?
24. Und in welcher Hinsicht könnte sich Dein bisheriger Lebensweg als hinderlich für ein erfolgreiches Studium erweisen?
25. Für viele ist der Beginn des Studiums der Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Sie streben zu neuen Ufern, brechen die Brücken hinter sich ab. Andere wollen das vertraute Milieu der eigenen Herkunft auch künftig nicht missen, wollen die Brücken vielleicht sogar befestigen. Wie ist das bei Dir?
26. Mit der Aufnahme des Studiums sind häufig Ortswechsel und Trennungen von früheren Bezugsgruppen verbunden. Zu welchen Bezugsgruppen, die Du für wichtig hältst, willst Du den Kontakt auf jeden Fall aufrechterhalten?
Wenn Gruppen genannt:
- 26a. Wie soll der Kontakt gehalten werden?
- 26b. Was versprichst Du Dir von der Pflege solcher Kontakte?
27. Bist Du neben dem Studium gewerkschaftlich aktiv?
- 27a. *Wenn nein:* Warum nicht?
- 27b. *Wenn ja:* In welchem Bereich mit welcher Aufgabe?
- 27c. Behindert oder begünstigt ein solches Engagement das Studium?
28. Hast Du bestimmte Erwartungen an die Hans-Böckler-Stiftung, was die Unterstützung Deines Studiums angeht?

D. Berufsperspektiven

29. Hast Du heute schon ein konkretes Berufsziel für die Zeit nach dem Studium oder ist es dazu noch zu früh?
30. Hast Du Dir schon einmal Gedanken darüber gemacht, was Du über das reine Studium hinaus in den nächsten Jahren tun könntest, um einen möglichst guten Übergang von der Hochschule in den Beruf zu finden?
31. Was vermutest Du, welche Rolle ein guter Studienabschluß im Verhältnis zu guten Beziehungen („Vitamin B“) spielt, wenn es darum geht, nach dem Studium einen erfolgversprechenden Weg in die Berufstätigkeit zu finden?
32. Wie ist das bei Dir: Glaubst Du, genügend sozialen Rückhalt, also genügend „Vitamin B“, beim späteren Übergang in einen Beruf zu haben?
33. Möchtest Du nach dem Studium hauptamtlich bei einer Gewerkschaft oder beim DGB arbeiten?
- 33a. *Wenn nein:* Warum nicht?
- 33b. *Wenn ja:* In welchem Bereich?
- 33c. Mit welcher Aufgabe?
- 33d. Unter welchen Bedingungen? (z. B. Arbeitszeit, Gehalt, Handlungsspielraum)
- 33e. Strebst Du eine solche Berufstätigkeit aktiv an?

3. Fragebogen zu Studium und Beruf von HBS-Stipendiaten an der HWP

1. In welchem Semester begann Dein HWP-Studium? _____

2. Seit wann wirst Du von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert? _____

3. Befindest Du Dich im ersten oder im zweiten Studienabschnitt? (1) Erster Studienabschnitt
(2) Zweiter Studienabschnitt

4. Welches Schwerpunktfach studierst Du an der HWP? (1) Weiß ich noch nicht
(2) Fach: _____

5. Warst Du vor Beginn des HWP-Studiums in einer beruflichen Ausbildung und/oder berufstätig? (1) Nein
(2) Ja, in diesem Beruf: _____

6. Wer hatte entscheidenden Einfluss auf Deinen Entschluss, an der HWP zu studieren? (Bitte nur eine Angabe!) (1) Mitglieder meiner Familie
(2) Freunde und Bekannte
(3) Lehrer
(4) Ausbilder in meinem Betrieb
(5) Arbeitskollegen
(6) Gewerkschaftskollegen
(7) Sonstige: _____

7. Gab es auch Personen, die von einem Studium eher abgeraten haben? (1) Nein
(2) Ja, und zwar: _____

8. Wie stehst Du zu dieser Alternative: (1) Ich bevorzuge a)
a) Lieber ein Fach studieren, in dem die späteren Berufschancen gut und sicher sind, auch wenn es weniger interessant ist!
(2) Ich bevorzuge b)
b) Lieber ein Fach studieren, das einen wirklich interessiert, egal wie die späteren Chancen sind!
(3) Kann mich nicht entscheiden

9. War mit dem Beginn des HWP-Studiums für Dich ein Ortswechsel verbunden? (1) Ja
(2) Nein

10. Wie hat sich Dein Kontakt zu diesen Bezugsgruppen während des Studiums entwickelt?

	Verstärkt	Gleich geblieben	Verringert	Abgebrochen
Familienangehörige	(1)	(2)	(3)	(4)
Freunde, Bekannte	(1)	(2)	(3)	(4)
Arbeitskollegen	(1)	(2)	(3)	(4)
Gewerkschaftskollegen	(1)	(2)	(3)	(4)

11. Worin siehst Du für Dich den Nutzen des Studiums? Das HWP-Studium ist für mich von Nutzen, um ...	Sehr nützlich	Überwiegend	Teils, teils	Wenig nützlich	Nicht nützlich
später eine interessante Arbeit zu haben	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
eine hohe soziale Position zu erreichen	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
mehr über das gewählte Fachgebiet zu erfahren	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
eine gute wissenschaftliche Ausbildung zu erhalten	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
anderen Leuten später besser helfen zu können	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
mich später wirkungsvoller für die Arbeitnehmer einsetzen zu können	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
zur Verbesserung der Gesellschaft beizutragen	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
während der Studienzeit alternative Lebensweisen zu erproben	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)

12. Inwieweit bist Du an der HWP bisher in folgender Hinsicht gefördert worden?	Sehr stark	Stark	Teilweise	Kaum	Gar nicht
fachliche Kenntnisse	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
berufsbezogene Fähigkeiten	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
soziale Fähigkeiten, Umgang mit Menschen	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
intellektuelle Fähigkeiten, logisch-methodisches Denken	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
arbeitstechnisches Können, systematisches Arbeiten	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
politisch-moralische Überzeugungen	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
Autonomie, Selbständigkeit	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
Kritikfähigkeit, kritisches Denken	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
persönliche Entwicklung ganz allgemein	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)

13. In welchem inhaltlichen Zusammenhang steht Dein Studium mit Deinen gewerkschaftlichen Aktivitäten?	(1) Ich bin gewerkschaftlich nicht aktiv (2) Ich bin zwar aktiv, es gibt aber keinen inhaltlichen Zusammenhang (3) Meine gewerkschaftlichen Aktivitäten bringen mir etwas für das Studium (4) Mein Studium bringt mir etwas für meine gewerkschaftlichen Aktivitäten (5) Studium und gewerkschaftliche Aktivitäten fördern sich bei mir gegenseitig
--	---

19. Alter	(1) Bis 20 Jahre (2) 21 – 25 Jahre (3) 26 – 30 Jahre (4) 31 – 35 Jahre (5) 36 – 40 Jahre (6) 41 Jahre und älter
20. Geschlecht	(1) Weiblich (2) Männlich
21. Familienstand	(1) Verheiratet (2) Ledig, mit fester Partnerbeziehung (3) Ledig, ohne feste Partnerbeziehung (4) Verwitwet, geschieden
22. Gewerkschaftszugehörigkeit	(1) Kein Mitglied (2) Mitglied in: _____

Vielen Dank für die freundliche Mitarbeit!

4. Leitfaden für Interviews mit Stipendiatinnen und Stipendiaten der HBS an der Hochschule für Wirtschaft und Politik und an norddeutschen Universitäten (zweite Welle)

Code-Nr.:

Name:

Sozialstatistik

1. Geschlecht
2. Alter
3. Hochschule
4. Gewerkschaftsmitgliedschaft
5. Familienstand
6. In welchem Semester/Studienabschnitt befindest Du Dich gegenwärtig?
Bei Sozök: Welcher fachliche Abschluss des ersten Studienabschnitts?
7. Gegenwärtiges Schwerpunktfach
Bei Sozök: Teilnahme an welchem Projekt?

A. Erfahrungen im Studium

8. Was ist im Moment das größte Problem, mit dem Du Dich als Student herumzuschlagen hast?
9. Bist Du mit dem bisherigen Verlauf Deines Studiums zufrieden? Hat es Dir gebracht, was Du davon erwartest hast oder bist Du eher enttäuscht?
10. Fühlst Du Dich gegenwärtig bei der Planung und Organisation Deines Studiums sicher oder ist das (noch) nicht der Fall?
11. Hast Du es jemals bereut, das Studium an der HWP begonnen zu haben?
Wenn ja: Was wäre, im Nachhinein betrachtet, für Dich an Stelle des Studiums besser gewesen?
12. Wenn Du die Uhr zurückdrehen und noch einmal mit dem Studium beginnen könntest, was würdest Du dann vor allem anders machen?
13. Wie haben sich Deine Kontakte zu wichtigen Bezugsgruppen aus der Zeit des Beginns des Studiums entwickelt, also zu Familienangehörigen, persönlichen Freunden, Arbeitskollegen, Gewerkschaftskollegen?
Was hat sich verstärkt, was ist gleich geblieben, was hat sich abgeschwächt, was ist eingeschlafen?
Im einzelnen durchgehen: Familie, Freunde, Arbeitskollegen, Gewerkschafter.
14. Hat Dir das Studium ganz neue Kontakte, Freundschaften vermittelt, die Dir persönlich und für Deine weitere Entwicklung besonders wichtig sind?
15. Bist Du neben Deinem Studium gewerkschaftlich aktiv?
 - 15a. Wenn nein: Warum nicht?
 - 15b. Wenn ja: In welchem Bereich und mit welchen Aufgaben?
 - 15c. Wenn ja: Behindert oder begünstigt Dein Engagement das Studium?

B. Übergang in den Beruf und Berufsperspektiven

16. Wie stellst Du Dir in zeitlicher und in inhaltlicher Hinsicht den Abschluss Deines HWP-Studiums vor?
(Wann, in welchem Fach mit welchem Diplomthema abschließen)
 - 16a. Möchtest Du von der Möglichkeit einer Promotion Gebrauch machen?
17. Weißt Du heute schon, welchen Beruf Du im Anschluss an das Studium ergreifen möchtest?
(Gründe!)
18. Hat Dir das bisherige Studium geholfen, Dir über Deine beruflichen Ziele klar zu werden oder hat es Dich in dieser Hinsicht eher verunsichert?
19. Was kannst Du selbst tun, um Deine Berufschancen nach dem Studium zu verbessern?
Im einzelnen nachfragen:
 - Fachliche Qualifizierung
 - Auslandsaufenthalte
 - Praktika
 - Vitamin B aufbauen und pflegen
20. Von welchen Personen (z. B. Familienangehörige, Freunde, Kollegen, Studenten) und von welchen Institutionen (z. B. Gewerkschaften, HBS) erwartest Du Hilfe beim Berufszugang nach dem Studium?
21. Manche sagen: Für meine beruflichen Ziele können mir die früher erworbenen sozialen Kontakte nicht helfen; die muss ich aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer Beziehungen verwirklichen.
Trifft diese Sichtweise auch auf Dich zu?
22. Möchtest Du nach dem Studium hauptamtlich bei einer Gewerkschaft oder beim DGB arbeiten?
 - 22a. Wenn nein: Warum nicht?
 - 22b. Wenn ja: In welchem Bereich?
 - 22c. Wenn ja: Mit welcher Aufgabe?
 - 22d. Wenn ja: Unter welchen Bedingungen?
(z. B. Arbeitszeit, Gehalt, Beschäftigungsverhältnis, Handlungsspielraum).
 - 22e. Wenn ja: Strebst Du eine solche Berufstätigkeit aktiv an?
23. Hat sich an Deiner Einstellung zu einer möglichen Berufstätigkeit bei den Gewerkschaften im Verlauf des Studiums irgend etwas geändert?
 - 23a. Wenn ja: Wer oder was hat Deinen Sinneswandel hervorgerufen?
24. Haben wir in unserem Gespräch über Studium und Beruf etwas Wichtiges vergessen, wozu Du abschließend noch Stellung nehmen möchtest?

5. Fragebogen zu Problemen von Studium und Beruf bei Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung (zweite Welle)

Code.Nr.:

- | | | | | | |
|----|--|---|------------------|------------|-------------|
| 1. | An welcher Hochschule studierst Du gegenwärtig? | <hr/> | | | |
| 2. | Was ist Dein Studienschwerpunkt, Deine Fächerkombination? | <hr/> | | | |
| 3. | In welchem Fachsemester befindest Du Dich gegenwärtig? | <hr/> | | | |
| 4. | Was ist im Moment das größte Problem, mit dem Du Dich im Studium herumschlagen musst? | (1) Kein besonderes Problem, es läuft alles nach Plan | | | |
| | | (2) Schlechte Rahmenbedingungen | | | |
| | | (3) Uninteressante Lehrangebote | | | |
| | | (4) Eigene Lemschwierigkeiten | | | |
| | | (5) Eigene Motivationsschwäche | | | |
| | | (6) Sonstiges: <hr/> | | | |
| 5. | Bist Du mit dem bisherigen Verlauf des Studiums zufrieden? Hat es Dir gebracht, was Du davon erwartet hast oder bist Du eher enttäuscht? | (1) Meine Erwartungen haben sich erfüllt, bin zufrieden mit bisherigem Verlauf | | | |
| | | (2) Meine Erwartungen haben sich nur teilweise erfüllt, manches ist falsch gelaufen | | | |
| | | (3) Bin enttäuscht, hatte einen besseren Verlauf erwartet | | | |
| | | (4) Kann ich nicht sagen, weil ich keine konkreten Erwartungen hatte | | | |
| 6. | Fühlst Du Dich gegenwärtig bei Planung und Organisation Deines Studiums sicher oder ist das (noch) nicht der Fall? | (1) Fühle mich sicher, habe mein Studium im Griff | | | |
| | | (2) Ich weiß nur im großen und ganzen, wo es lang geht | | | |
| | | (3) Ich kann mich oft nur schwer zwischen verschiedenen Möglichkeiten entscheiden | | | |
| | | (4) Ich will mich nicht zu stark festlegen, um mir nicht Optionen zu verbauen | | | |
| 7. | Hast Du es jemals bereut, Dein Studium angefangen zu haben? | (1) Ja | | | |
| | | (2) Nein | | | |
| 8. | Wenn Du die Uhr zurückdrehen und noch einmal mit dem Studium anfangen könntest, was würdest Du dann vor allem anders machen? | (1) Ich würde nichts Wesentliches ändern | | | |
| | | (2) Ein anderes Fach wählen | | | |
| | | (3) Eine andere Hochschule wählen | | | |
| | | (4) Das Studium planvoller und umsichtiger angehen | | | |
| | | (5) Sonstiges: <hr/> | | | |
| 9. | Wie hat sich Dein Kontakt zu diesen Bezugsgruppen während des Studiums entwickelt? | Verstärkt | Gleich geblieben | Verringert | Abgebrochen |
| | Familienangehörige | (1) | (2) | (3) | (4) |
| | Freunde, Bekannte | (1) | (2) | (3) | (4) |
| | Arbeitskollegen | (1) | (2) | (3) | (4) |
| | Gewerkschaftskollegen | (1) | (2) | (3) | (4) |

16. Strebst Du eine Tätigkeit bei einer Gewerkschaft oder beim DGB an?	(1) Nein, auf gar keinen Fall (2) Ja, wenn das Aufgabengebiet meinen Neigungen entspricht (3) Ja, auf jeden Fall (4) Weiß ich noch nicht																																										
17. Bist Du schon einmal von einer Gewerkschaft auf die Möglichkeit einer späteren Sekretärs-tätigkeit angesprochen worden?	(1) Nein, bisher noch nicht (2) Ja, eher unverbindlich (3) Ja, es gab schon eine konkrete Anfrage für diesen Aufgabenbereich:																																										
18. Über die Gewerkschaften als Berufsfeld für Stipendiatinnen und Stipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung gehen die Ansichten auseinander. Wie stehst Du zu folgenden Behauptungen?	<table border="1"> <thead> <tr> <th></th> <th>Stimmt</th> <th>Stimmt über- gend</th> <th>Teils, teils</th> <th>Stimmt weniger</th> <th>Stimmt nicht</th> <th>Weiß nicht</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td>Die Gewerkschaften stellen auf absehbare Zeit keine neuen Leute mehr ein</td> <td>(1)</td> <td>(2)</td> <td>(3)</td> <td>(4)</td> <td>(5)</td> <td>(6)</td> </tr> <tr> <td>Ich glaube nicht, dass die Gewerkschaften an Stipendiaten der HBS interessiert sind</td> <td>(1)</td> <td>(2)</td> <td>(3)</td> <td>(4)</td> <td>(5)</td> <td>(6)</td> </tr> <tr> <td>Hauptamtliche Arbeit bei den Gewerk-schaften ist für HBS-Stipendialen attraktiv</td> <td>(1)</td> <td>(2)</td> <td>(3)</td> <td>(4)</td> <td>(5)</td> <td>(6)</td> </tr> <tr> <td>Wer sich als HBS-Stipendiat um eine Stelle bei den Gewerkschaften bemüht, hat dort gute Aussichten</td> <td>(1)</td> <td>(2)</td> <td>(3)</td> <td>(4)</td> <td>(5)</td> <td>(6)</td> </tr> <tr> <td>Mein Studium ist keine gute Vorbereitung auf eine hauptamtliche Tätigkeit bei den Gewerkschaften</td> <td>(1)</td> <td>(2)</td> <td>(3)</td> <td>(4)</td> <td>(5)</td> <td>(6)</td> </tr> </tbody> </table>		Stimmt	Stimmt über- gend	Teils, teils	Stimmt weniger	Stimmt nicht	Weiß nicht	Die Gewerkschaften stellen auf absehbare Zeit keine neuen Leute mehr ein	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	Ich glaube nicht, dass die Gewerkschaften an Stipendiaten der HBS interessiert sind	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	Hauptamtliche Arbeit bei den Gewerk-schaften ist für HBS-Stipendialen attraktiv	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	Wer sich als HBS-Stipendiat um eine Stelle bei den Gewerkschaften bemüht, hat dort gute Aussichten	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	Mein Studium ist keine gute Vorbereitung auf eine hauptamtliche Tätigkeit bei den Gewerkschaften	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)
	Stimmt	Stimmt über- gend	Teils, teils	Stimmt weniger	Stimmt nicht	Weiß nicht																																					
Die Gewerkschaften stellen auf absehbare Zeit keine neuen Leute mehr ein	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)																																					
Ich glaube nicht, dass die Gewerkschaften an Stipendiaten der HBS interessiert sind	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)																																					
Hauptamtliche Arbeit bei den Gewerk-schaften ist für HBS-Stipendialen attraktiv	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)																																					
Wer sich als HBS-Stipendiat um eine Stelle bei den Gewerkschaften bemüht, hat dort gute Aussichten	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)																																					
Mein Studium ist keine gute Vorbereitung auf eine hauptamtliche Tätigkeit bei den Gewerkschaften	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)																																					
Zum Schluss möchten wir Dich bitten, die Auswertung durch einige Angaben zur Person zu erleichtern.																																											
19. Alter	(1) Bis 25 Jahre (2) 26 bis 30 Jahre (3) 31 bis 35 Jahre (4) 36 bis 40 Jahre (5) 41 Jahre und älter																																										
20. Geschlecht	(1) Weiblich (2) Männlich																																										
21. Familienstand	(1) Verheiratet (2) Ledig mit fester Partnerbeziehung (3) Ledig, ohne feste Partnerbeziehung (4) Verwitwet, geschieden																																										
22. Gewerkschaftszugehörigkeit	(1) Kein Mitglied (2) Mitglied in: _____																																										

Vielen Dank für die freundliche Mitarbeit!

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) wirbt für die Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft. Sie tritt dafür ein, Mitbestimmungsrechte und -möglichkeiten zu erweitern.

Beratung und Schulung

Die Stiftung berät und qualifiziert Betriebs- und Personalräte und Arbeitnehmervertreter in Aufsichtsräten, Männer und Frauen, in wirtschaftlichen und rechtlichen Angelegenheiten, in Fragen des Personal- und Sozialwesens, der beruflichen Aus- und Weiterbildung, der Gestaltung neuer Techniken, des betrieblichen Arbeits- und Umweltschutzes.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu den Themen »Wirtschaftswandel und Beschäftigung im Globalisierungsprozess«, »Soziale Polarisierungen, kollektive Sicherung und Individualisierung« und »Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik«. Das WSI-Tarifarchiv dokumentiert das Tarifgeschehen umfassend und wertet es aus.

Forschungsförderung

Die Abteilung Forschungsförderung der Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu den Themen Strukturpolitik, Mitbestimmung, Arbeitsgesellschaft, Öffentlicher Sektor und Sozialstaat. Die Forschungsergebnisse werden in der Regel nicht nur publiziert, sondern auf Veranstaltungen zur Diskussion gestellt und zur Weiterqualifizierung von Mitbestimmungsakteuren genutzt.

Studienförderung

Ziel der Stiftung ist es, einen Beitrag zur Überwindung sozialer Ungleichheit im Bildungswesen zu leisten. Gewerkschaftlich oder gesellschaftspolitisch engagierte Studierende unterstützt sie mit Stipendien, mit eigenen Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktikantenstellen. Bevorzugt fördert die Stiftung Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Ihre Arbeitsergebnisse und Dienstleistungen veröffentlicht die Stiftung über Veranstaltungen, Publikationen, mit PR- und Pressearbeit. Sie gibt zwei Monatszeitschriften heraus: »Die Mitbestimmung« und die »WSI-Mitteilungen«, außerdem die Vierteljahresschrift »South East Europe Review for Labour and Social Affairs (SEER)« und Network EDV-Informationen für Betriebs- und Personalräte.

Hans-Böckler-Stiftung
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
Hans-Böckler-Straße 39
40476 Düsseldorf
Telefax: 0211/7778 -225
www.boeckler.de

Mitbestimmungs-, Forschungs-
und Studienförderungswerk
des DGB

**Hans Böckler
Stiftung** ■■■